This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ae 3513/4.

Stanford Un ies

№964.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Siebenter Band.

Über Deutschland. Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

MEH

PT 2301
A1
1861
v. 7-8

Über Deutſchland

von

Heinrich Heine.

Dritter Theil.

Elementargeiſter und Dämonen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1861.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Elementargeister und Dämonen.

I. Elementargeister 5

II. Der Doktor Faust.

Einleitende Bemerkung 123

Der Doktor Faust; ein Tanzpoem 131

Erläuterungen 161

III. Die Götter im Exil.

Vorbemerkung zur französischen Ausgabe . . . 209

Die Götter im Exil 211

IV. Die Göttin Diana.

Vorbemerkung 303

Die Göttin Diana 305

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Bande enthaltenen Abhandlungen sind in derselben Ordnung, wie in der vom Verfasser besorgten französischen Gesammtausgabe, zusammengestellt. „Die Göttin Diana," welche in letzterer fehlt, wurde von Heine bereits im Jahre 1854 (im ersten Band seiner „Vermischten Schriften") als Nachtrag zu den „Göttern im Exil" veröffentlicht, und es lag kein Grund vor, diese Anordnung zu ändern.

Das Manuskript der „Elementargeister," welche in deutscher Version zuerst 1837 im dritten Bande des „Salon" abgedruckt wurden, ist bei dem großen Brande der Stadt Hamburg im Jahre 1842

verloren gegangen. Ich musste die beträchtlichen Censurlücken und späteren Erweiterungen daher nach der neuesten französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland“ (dessen erste Auflage 1835 erschien) ergänzen. Dieser Ausgabe folgend, habe ich gleichfalls den früheren Schluss jener Abhandlung (vgl. die Anmerkung auf S. 257) den „Göttern im Exil“ vorgefügt.

Die von mir vorgenommenen Ergänzungen sind:

S. 7 Ich habe mein Möglichstes gethan — S. 8 noch nicht gänzlich erloschen.

S. 13 Auch wollten sich die Riesen — S. 16 der Siebente geboren ward.

S. 17 Ich kann bei dieser Gelegenheit — S. 18 um nach Beistand zu spähen.

S. 19 Man kann übrigens — S. 20 Geheimnisse besonderer Art.

S. 21 Ich bezweifle, dass die Zwerge — S. 22 uns zuletzt so plötzlich verließen.

S. 26 Ebenso wenig wird — so lange man Englisch verstehen wird.

S. 42 Man erzählt sich die folgende Geschichte — S. 43 seines ganzen Hauses besingt.

S. 50 Der Schwan, welcher ihn ans Ufer führte — S. 52 zum Andenken an jenes Ereignis.

S. 57 Ich habe völlig genug — zwiſchen ihren gläubigen Herden.

S. 70 Sie ſind weibliche Weſen — S. 72 geſchildert werden.

S. 72 Ich theile die lieblichſte Verſion — S. 78 auf die Gruft ſetzen, das Kreuz!

S. 84 Ich habe dieſe Erzählung — S. 96 führte ihn mit ſich fort. U. ſ. w.

S. 96 Da, wo die chriſtlichen Prieſter — nur eine Heirathschronik iſt.

S. 97 vorzüglich der Alemannen,

S. 98 und ich bin überzeugt — ſelbſt ſeine Entſtehung verdankte.

S. 99 Die Engländer nennen ſie — Jack with a lantern.

S. 102 Er erſchien ihnen — Feder auf dem Haupte.

S. 110 Manche verſichern — S. 119 einen guten Bogen geführt.

Der Verfaſſer hat in dem neueſten franzöſiſchen Abdruck der „Elementargeiſter“ durchaus keine Stellen aus Milderungsgründen geſtrichen oder verändert.

„Der Doktor Fauſt“ ſollte urſprünglich dem „Romancero“ als „Viertes Buch,“ unter dem

Titel: „Der Doktor Fauſt; eine getanzte Tragödie,“ einverleibt werden, wie das Originalmanuſkript und die noch vorhandenen Korrekturbogen beweiſen. Heine entſchloſs ſich indeſs auf Rath ſeines Verlegers, eine Separatausgabe des Buches zu veranſtalten, die zu Anfang des Jahres 1852 erſchien. Die franzöſiſche Verſion iſt in der neuen Ausgabe des Buches „De l'Allemagne“ ganz konform mit der deutſchen; bei dem erſten Abdruck in der Revue des deux mondes vom 15. Februar 1852 (Méphistophéla et la légende de Faust) fehlten die letzten drei Sätze der „Erläuterungen.“ Im Übrigen fehlt bei beiden Abdrücken nur das poetiſche Motto.

Die „Götter im Exil“ erſchienen zuerſt in franzöſiſcher Sprache in der Revue des deux mondes vom 1. April 1853. Da zum Nachtheil des Verfaſſers eine deutſche Überſetzung des Aufſatzes von fremder Hand („Die verbannten Götter,“ Berlin, Guſtav Hempel. — Vgl. die Vorrede zu den „Geſtändniſſen“ im 12. Band der ſämmtl. Werke) publiciert ward, ſah ſich Heine genöthigt, ſeine Arbeit raſch ſelbſt zu übertragen und noch im Sommer deſſelben Jahres in einer deutſchen Zeitſchrift (den „Blättern für literariſche Unterhaltung“) zu veröffentlichen. „Die Götter im Exil“ wurden von ihm,

wie erwähnt, im folgenden Jahre den „Vermischten Schriften“ eingereiht. Betreffs des Arrangements in vorliegender Ausgabe vergleiche man die Anmerkungen auf S. 233 und 257.

Aus der neuen französischen Ausgabe des Buches „Über Deutschland“ ergänzte ich, außer der Vorbemerkung, folgende Stellen:

S. 240 Ja, wie herrlich ist dies Gedicht! — S. 242 wunderbare Wirkungen hervor.

S. 255 Ich will dem Publikum Nichts aufbinden — S. 257 zu den interessantesten Untersuchungen böte.

S. 290 Nur unter den Thieren mittlerer Statur — S. 291 in ihren Schoß aufzunehmen? Dies Gethier (Er)

Erst nach vollendetem Druck des vorliegenden Bandes kommt mir das Originalmanuskript der „Götter im Exil“ zu Händen. In demselben findet sich am Schlusse des Absatzes auf S. 260 noch folgende, später von dem Verfasser durchstrichene Stelle:

„Solches kühne Ermessen erregte in nicht geringem Grade das Missfallen der sogenannten Zunftgelehrten. Ich hatte aber nicht so Viel dadurch zu leiden wie durch den Unmuth der heimischen Staatsbehörden, den ich mir zuzog, als ich meine Nekro-

mantie auch im Gebiete politiſcher oder kirchlicher Doktrinen ausübte. Nicht der gefährlichen Ideen wegen, welche „das junge Deutſchland“ zu Markte brachte, ſondern der populären Form wegen, worin dieſe Ideen gekleidet waren, dekretierte man das berühmte Anathem über die böſe Brut und namentlich über ihren Rädelsführer, den Meiſter der Sprache, in welchem man nicht eigentlich den Denker, ſondern nur den Stiliſten verfolgte. Nein, ich geſtehe beſcheiden, mein Verbrechen war nicht der Gedanke, ſondern die Schreibart, der Stil.

„Mein Freund Heinrich Laube hat einſt dieſen Stil ein literariſches Schießpulver genannt. Es war in der That eine gute Erfindung, und die nachfolgende Generation, welche dieſes Pulver nicht erfunden, hat wenigſtens tüchtig damit zu knallen gewuſſt.“

Über Deutſchland.

Elementargeiſter

und

Dämonen.

I.

Elementargeister.

(1834.)

Ich habe mein Möglichſtes gethan, die mittelalterliche Tendenz unſrer Romantiker nicht einzig und allein aus tadelnswerthen Quellen herzuleiten; ich habe ihren beſten Rechtfertigungsgrund im dritten Buch der Beiträge „zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ angeführt*), wo ich bemerkte, daſs die Manie für das Mittelalter am Ende vielleicht nur eine geheime Vorliebe für den altgermaniſchen Pantheismus war, da die Überreſte dieſer alten Religion in dem Volksglauben jener ſpäteren Epoche fortlebten. Ich habe ſchon früher davon geſprochen, wie dieſe Überreſte ſich, freilich in entſtellter und verſtümmelter Form, in dem Zauber- und Hexenweſen erhielten. Ja, ſie

*) Sämmtliche Werke, Bd. V. S. 230.

leben in dem Gedächtnis des Volkes, in seinen Gebräuchen, in seiner Sprache fort . . . Auf jedes Brot, das der deutsche Bäcker backt, druckt er den alten Druidenfuß, und unser tägliches Brot trägt noch das Zeichen der germanischen Religion. Welch einen bedeutsamen Kontrast bildet dies wirkliche Brot zu dem trockenen, saftlosen Scheinbrote, mit dem der spiritualistische Kultus*) uns abspeist!

Nein, die Erinnerungen an den altgermanischen Glauben sind noch nicht erloschen. Wie man behauptet, giebt es greise Menschen in Westfalen, die noch immer wissen, wo die alten Götterbilder verborgen liegen; auf ihrem Sterbebette sagen sie es dem jüngsten Enkel, und Der trägt dann das theure Geheimnis in dem verschwiegenen Sachsenherzen. In Westfalen, dem ehemaligen Sachsen, ist nicht Alles todt, was begraben ist. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefsinnigen Zaubersprüche, worin mehr Lebensfülle quillt, als in der ganzen Literatur der Mark Brandenburg. Eine geheimnisvolle Ehrfurcht durchschauerte meine Seele, als ich einst, diese

*) „der christliche Kultus" steht in der ältesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Waldungen durchwandernd, bei der uralten Siegburg vorbeikam. „Hier," ſagte mein Wegweiſer, „hier wohnte einſt König Wittekind," und er ſeufzte tief. Es war ein ſchlichter Holzhauer, und er trug ein großes Beil.

Ich bin überzeugt, dieſer Mann, wenn es drauf ankömmt, ſchlägt ſich noch heute für König Wittekind; und wehe dem Schädel, worauf ſein Beil fällt!

Das war ein ſchwarzer Tag für Sachſenland, als Wittekind, ſein tapferer Herzog, von Kaiſer Karl geſchlagen wurde bei Engter. Als er flüchtend gen Ellerbruch zog, und nun Alles mit Weib und Kind an die Furth kam und ſich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil ſie aber dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen ſollte, ſo wurde ſie von den Sachſen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmanns-Kamp begraben; dabei ſprachen ſie: „Krup under, krup under, de Welt is di gram, du kannſt dem Gerappel nich mer folgen."

Man ſagt, daſs die alte Frau noch lebt. Nicht Alles iſt todt in Weſtfalen, was begraben iſt*).

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Die Gebrüder Grimm erzählen dieſe Geſchichte in ihren deutſchen Sagen; die gewiſſenhaften, fleißigen Nachforſchungen dieſer wackeren Gelehrten werde ich in den folgenden Blättern zuweilen benutzen. Unſchätzbar iſt das Verdienſt dieſer Männer um germaniſche Alterthumskunde. Der einzige Jakob Grimm hat für Sprachwiſſenſchaft mehr geleiſtet*), als eure ganze franzöſiſche Akademie ſeit Richelieu**). Seine deutſche Grammatik iſt ein koloſſales Werk, ein gothiſcher Dom, worin alle germaniſchen Völker ihre Stimmen erheben, wie Rieſenchöre, jedes in ſeinem Dialekte. Jakob Grimm hat vielleicht dem Teufel ſeine Seele verſchrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diente bei dieſem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That, um dieſe Quadern von Gelehrſamkeit herbeizuſchleppen, um aus dieſen hunderttauſend Citaten einen Mörtel zu ſtampfen, dazu

---

*) „Dieſe Männer haben mehr geleiſtet," ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) Statt der folgenden drei Sätze leſen wir in den franzöſiſchen Ausgaben: „Jakob Grimm hat in ſeinem Fache nicht ſeines Gleichen. Seine Gelehrſamkeit iſt koloſſal wie ein Berg, und ſein Geiſt ſo friſch wie der Quell, welcher demſelben entſprudelt."

Der Herausgeber.

gehört mehr als ein Menschenleben und mehr als Menschengeduld.

Eine Hauptquelle für Erforschung des altgermanischen Volksglaubens ist Paracelsus. Ich habe seiner schon mehrmals erwähnt. Seine Werke sind ins Lateinische übersetzt, nicht schlecht, aber lückenhaft. In der deutschen Urschrift ist er schwer zu lesen; abstruser Stil, aber hie und da treten die großen Gedanken hervor mit großem Wort. Er ist ein Naturphilosoph in der heutigsten Bedeutung des Ausdrucks. Man muss seine Terminologie nicht immer in ihrem traditionellen Sinne verstehen. In seiner Lehre von den Elementargeistern gebraucht er die Namen Nymphen, Undinen, Silvanen, Salamander, aber nur deßhalb, weil diese Namen dem Publikum schon geläufig sind, nicht weil sie ganz Dasjenige bezeichnen, wovon er reden will. Anstatt neue Worte willkürlich zu schaffen, hat er es vorgezogen, für seine Ideen alte Ausdrücke zu suchen, die bisher etwas Ähnliches bezeichneten. Daher ist er vielfach mißverstanden worden, und Manche haben ihn der Spötterei, Manche sogar des Unglaubens bezichtigt. Die Einen meinten, er beabsichtige ein Kindermärchen aus Scherz in ein System zu bringen, die Anderen tadelten, daß er, abweichend von der christlichen Ansicht, jene Ele-

mentargeister nicht für lauter Teufel erklären wollte. Wir haben keine Gründe, anzunehmen, sagt er irgendwo, dass diese Wesen dem Teufel gehören; und was der Teufel selbst ist, Das wissen wir auch noch nicht. Er behauptet, die Elementargeister wären, eben so gut wie wir, wirkliche Geschöpfe Gottes, die aber nicht wie Unseresgleichen aus Adam's Geschlechte seien, und denen Gott zum Wohnsitz die vier Elemente angewiesen habe. Ihre Leibesorganisation sei diesen Elementen gemäß. Nach den vier Elementen ordnet nun Paracelsus die verschiedenen Geister, und hier giebt er uns ein bestimmtes System.

Den Volksglauben selbst in ein System bringen, wie Manche beabsichtigen, ist aber eben so unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen fassen. Höchstens kann man unter bestimmten Rubriken das Ähnliche zusammentragen. Dieses wollen wir auch in Betreff der Elementargeister versuchen.

Von den Kobolden haben wir bereits gesprochen*). Sie sind Gespenster, ein Gemisch von ver-

*) Im ersten Buch der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland." Sämmtliche Werke, Band V. S. 52 ff.

Der Herausgeber.

ſtorbenen Menſchen und Teufeln; man muſs ſie von den eigentlichen Erdgeiſtern genau unterſcheiden. Dieſe wohnen meiſtens in den Bergen und man nennt ſie Wichtelmänner, Gnomen, Metallerii, kleines Volk, Zwerge. Die Sage von dieſen Zwergen iſt analog mit der Sage von den Rieſen, und ſie deutet auf die Anweſenheit zweier verſchiedener Stämme, die einſt mehr oder minder friedlich das Land bewohnt, aber ſeitdem verſchollen ſind. Die Rieſen ſind auf immer verſchwunden aus Deutſchland. Die Zwerge aber trifft man mitunter noch in den Bergſchachten, wo ſie, gekleidet wie kleine Bergleute, die koſtbaren Metalle und Edelſteine ausgraben. Von jeher haben die Zwerge immer vollauf Gold, Silber und Diamanten beſeſſen; denn ſie konnten überall unſichtbar herumkriechen, und kein Loch war ihnen zu klein, um durchzuſchlüpfen, führte es nur endlich zu den Stollen des Reichthums. Die Rieſen aber blieben immer arm, und wenn man ihnen Etwas geborgt hätte, würden ſie Rieſenſchulden hinterlaſſen haben. Auch wollten ſich die Rieſen niemals zum Chriſtenthume bekehren. Ich ſchließe Dies aus einer alten däniſchen Ballade, wo ſich die Rieſen zuletzt verſammeln und eine Hochzeit feiern. Die Braut verſchlingt allein zum Frühſtück vier Tonnen Brei, ſechzehn Ochſenleiber und achtzehn Schweine-

ſeiten, und trinkt außerdem ſieben Tonnen Bier. Freilich bemerkt der Bräutigam: „Ich ſah noch nie eine junge Braut, die ſo guten Appetit gehabt hätte.“ Unter den Gäſten befand ſich der kleine Mimmering, deſſen Kleinheit einen Gegenſatz zu der Geſtalt dieſer Rieſen bildete. Und das Lied endigt mit den Worten: „Klein Mimmering war unter dieſem heidniſchen Volke das einzige Chriſtenkind.“

Über die Hochzeiten des kleinen Volkes, wie man in Deutſchland zuweilen die Zwerge nennt, hat man noch die anmuthigſten Traditionen, z. B. die folgende:

Das kleine Volk wollte einſtmals im Schloſſe Eilenburg in Sachſen eine Hochzeit feiern. Während der Nacht ſchlüpften ſie durchs Schlüſſelloch und durch die Fenſterritzen in den Saal, und ſprangen Alle auf der gebohnten Diele, wie Erbſen auf einer Scheunentenne, umher. Dadurch erwachte der alte Graf, welcher unter dem Himmel ſeines großen Bettes in jenem Saale ſchlief, und er war ſehr verwundert beim Anblick dieſer Menge von winzigen Leuten. Dann ſchritt Einer von ihnen, reich wie ein Herold gekleidet, auf ihn zu und lud ihn höflich und in geziemenden Ausdrücken ein, an dem Feſte theilzunehmen. „Aber,“ fügte er hinzu, „wir bitten dich um Eins: Nur du allein darfſt hier

zugegen ſein; Keiner deines Hauſes darf ſich erlauben, das Feſt gleichzeitig mit dir anzuſehn, wäre es auch nur mit einem einzigen Blicke.“ Der alte Graf antwortete freundlich: „Da ihr mich in meinem Schlafe geſtört habt, will ich euch gern Geſellſchaft leiſten.“ Hierauf führte man ihm eine kleine Frau zu; kleine Fackelträger ſtellten ſich auf, und eine leiſe, geheimnisvolle Muſik begann. Der Graf hatte viel Mühe, beim Tanz nicht die kleine Frau zu verlieren, welche ihm ſo leicht bei ihren Sprüngen entſchlüpfte und zuletzt ſo mit ihm herum wirbelte, daſs er kaum Athem zu holen vermochte. Plötzlich hielt Alles im Augenblick der lebhafteſten Tanzfreude inne; die Muſik verſtummte, und die ganze Schar rannte zu den Thürritzen, Mauſelöchern und überall hin, wo ſich ein kleiner Ausgang fand. Aber die Vermählten, die Herolde und die Tänzer richteten ihre Augen zu einer Öffnung in der Saaldecke empor und erblickten dort das Geſicht der alten Gräfin, welche verſtohlen die luſtige Geſellſchaft betrachtete. Dann verbeugten ſie ſich vor dem Grafen, und Der, welcher ihn eingeladen, näherte ſich ihm abermals und dankte ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „da unſere Feſtfreude und unſere Hochzeit geſtört worden ſind, weil noch ein anderes menſchliches Auge

sie angesehn hat, sollen von deinem Geschlecht künftig nie mehr als sieben gleichzeitig am Leben sein.“ Darauf entflohen sie eiligst; Alles war wieder in Schweigen gehüllt, und der alte Graf befand sich allein in dem dunklen Saale. Der Fluch ist bis heut in Erfüllung gegangen, und immer starb einer der sechs Ritter von Eilenburg, welche bis dahin gelebt hatten, sobald der Siebente geboren ward.

Von der Kunstfertigkeit der Zwerge ist in den alten Liedern viel rühmlich die Rede. Sie schmiedeten die besten Schwerter, aber nur die Riesen wussten mit diesen Schwertern dreinzuschlagen. Waren diese Riesen wirklich von so hoher Statur? Die Furcht hat vielleicht ihrem Maße manche Elle hinzugefügt. Dergleichen hat sich schon oft ereignet. Nicetas, ein Byzantiner, der die Einnahme von Konstantinopel durch die Kreuzfahrer berichtet, gesteht ganz ernsthaft, dass einer dieser eisernen Ritter des Nordens, der Alles vor sich her zu Paaren trieb, ihnen in diesem schrecklichen Augenblick fünfzig Fuß groß zu sein schien*).

Die Wohnungen der Zwerge waren, wie schon erwähnt, die Berge. Die kleinen Öffnungen, die

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

man in den Felſen findet, nennt das Volk noch heut zu Tag Zwerglöcher. Im Harz, namentlich im Bodenthale, habe ich dergleichen viele geſehen. Manche Tropfſteinbildungen, die man in den Gebirgshöhlen trifft, ſo wie auch manche bizarre Felſenſpitzen nennt das Volk die Zwergenhochzeit*). Es ſind Zwerge, die ein böſer Zauberer in Steine verwandelt, als ſie eben von einer Trauung aus ihrem kleinen Kirchlein nach Hauſe trippelten, oder auch beim Hochzeitmahl ſich gütlich thaten. Die Sagen von ſolchen Verſteinerungen ſind im Norden eben ſo heimiſch wie im Morgenlande, wo der bornierte Moslem die Statuen und Karyatiden, die er in den Ruinen alter Griechentempel findet, für lauter verſteinerte Menſchen hält. Wie im Harze, ſo auch in der Bretagne ſah ich allerlei wunderſam gruppierte Steine, die von den Bauern Zwergenhochzeiten genannt wurden; die Steine bei Loc Maria Ker ſind die Häuſer der Torriganen, der Kurilen, wie man dort das kleine Volk benamſet.

Ich kann bei dieſer Gelegenheit noch eine ſolche Hochzeitgeſchichte erzählen.

Es giebt in Böhmen, nicht weit von Elnbogen, in einem wilden aber ſchönen Thale, durch welches

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

die Eger sich in vielfachen Windungen bis nach Karlsbad schlängelt, eine berühmte Zwergengrotte. Die Bewohner der umliegenden Städte und Dörfer erzählen sich Folgendes. Diese Felsen wurden in alter Zeit von kleinen Berggeistern bewohnt, welche dort ein ruhiges Dasein verbrachten. Sie thaten Niemanden Etwas zu Leide, und halfen im Gegentheil ihren Nachbarn vorkommenden Falles aus Noth und Verlegenheit. Sie wurden lange Zeit von einem mächtigen Zauberer beherrscht; allein eines Tages, als sie eine Hochzeit feiern wollten und sich zu dem Ende in ihre kleine Kirche begaben, gerieth er in heftigen Zorn und verwandelte sie in Steine, oder schloss sie vielmehr, da sie unvernichtbare Geister waren, in solche ein. Diese Felsenmasse heißt noch heut zu Tage „die verzauberte Zwergenhochzeit," und man sieht die kleinen Gestalten in allen möglichen Posituren auf den Bergspitzen. Man zeigt in der Mitte eines Felsens das Bild eines Zwerges, der, als die Anderen der Verzauberung entschlüpfen wollten, zu lange in seiner Wohnung blieb, und in dem Momente versteinert ward, wo er aus dem Fenster sah, um nach Beistand zu spähen.

Die Zwerge tragen kleine Mützchen, wodurch sie sich unsichtbar machen können; man nennt sie

Tarnkappen oder auch Nebelkäppchen. Ein Bauer hatte einſt beim Dreſchen mit dem Dreſchflegel die Tarnkappe eines Zwerges herabgeſchlagen; Dieſer wurde ſichtbar und ſchlüpfte ſchnell in eine Erdſpalte. Man kann übrigens durch Beſchwörungen die Zwerge ſichtbar machen.

Zu Nürnberg lebte ein Mann, Namens Paul Kreutz, der eine wunderbare Beſchwörung anwandte. Er ſtellte an eine gewiſſe flache Stelle einen kleinen ganz neuen Tiſch, mit einem weißen Tuche bedeckt, darauf zwei Schüſſelchen Milch, ferner zwei Schüſſelchen Honig, zwei Tellerchen und neun Meſſerchen. Hierauf nahm er ein ſchwarzes Huhn und ſchnitt demſelben über einer Küchenpfanne den Hals ab, ſo daſs das Blut in die Speiſe tröpfelte. Dann warf er ein Stück nach Sonnenaufgang und das andere nach Sonnenuntergang, und begann ſeine Beſchwörung. Darnach ſtellte er ſich ſchleunigſt hinter einen großen Baum, und ſah, daſs zwei Zwerglein aus der Erde hervorgekommen, ſich zu Tiſche geſetzt und auf der koſtbaren Räucherpfanne gegeſſen, die er gleichfalls dort hingeſtellt. Nun richtete er Fragen an ſie, die ſie beantworteten, und als er Dies oft wiederholt hatte, wurden ſie ſo vertraut mit ihm, daſs ſie wie ſeine Gäſte in ſein Haus kamen. Wenn er nicht die gehörigen Anſtalten ge-

troffen, erſchienen ſie gar nicht oder entflohen faſt auf der Stelle. Er ließ endlich auch ihren König erſcheinen, der allein in einem Scharlachmäntelchen ankam, worunter er ein Buch trug, das er auf den Tiſch warf, und er geſtattete ſeinem Beſchwörer darin zu leſen, ſo viel und ſo lange er wolle. Auch ſchöpfte der Mann daraus große Weisheit und Geheimniſſe beſonderer Art.

Die Zwerge zeigten ſich auch manchmal freiwillig den Menſchen, hatten gern mit uns Umgang, und waren zufrieden genug, wenn wir ihnen nur kein Leids zufügten. Wir aber, boshaft, wie wir noch ſind, wir ſpielten ihnen manchen Schabernack. In Wyß' Volksſagen lieſt man *) folgende Geſchichte:

„Des Sommers kam die Schar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal, und geſellte ſich entweder hilfreich oder doch zuſchauend zu den arbeitenden Menſchen, namentlich zu den Mähdern in der Heuernte. Da ſetzten ſie ſich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Aſt eines Ahorns ins ſchattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und ſägten bei Nacht den Aſt durch, ſo

*) „Im Haslithale erzählt man" ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

daſs er bloß noch ſchwach am Stamme hielt, und als die argloſen Geſchöpfe ſich am Morgen darauf niederließen, krachte der Aſt vollends entzwei, die Zwerge ſtürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten ſich heftig und jammerten:

„O wie iſt der Himmel ſo hoch
Und die Untreue ſo groß!
Heut hierher und nimmermehr!“

Sie ſollen ſeit der Zeit das Land verlaſſen haben.

Ich bezweifle, daſs die Zwerge die Menſchen als gute Geiſter betrachteten; ſicherlich vermochten ſie an unſern Handlungen nicht unſern göttlichen Urſprung zu erkennen. Weſen von einer andern Natur als die unſrige dürften keine gute Meinung von uns hegen, und der Teufel hält uns für die ſchlechteſten aller Kreaturen. Ich habe einmal in einer Dorfſcheune die Fauſtkomödie darſtellen ſehn. Fauſt beſchwört den Teufel und verlangt im Vertrauen auf ſeine Unerſchrockenheit, daſs der Teufel ihm in der furchtbarſten Geſtalt, unter den Zügen der entſetzlichſten aller Kreaturen erſcheine ... und der gehorſame Teufel erſcheint unter der Geſtalt eines Menſchen.

Man weiß nicht recht, weſshalb die Zwerge uns zuletzt ſo plötzlich verließen. Es giebt indeſſen noch zwei andere Traditionen, die ebenfalls den Abzug der Zwerge unſerer Neckſucht und Bosheit zuſchreiben. Die eine wird in den erwähnten Volksſagen*) folgendermaßen erzählt:

„Die Zwerge, welche in Höhlen und Klüften rings um die Menſchen herum wohnten, waren gegen Dieſe immer freundlich und gut geſinnt, und des Nachts, wenn die Menſchen ſchliefen, verrichteten ſie deren ſchwere Arbeit. Wenn dann das Landvolk früh Morgens mit Wagen und Geräthe herbeizog und erſtaunte, daſs Alles gethan war, ſteckten die Zwerge im Geſträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn ſie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeſchnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und ſie wohl ſahen, daſs vielleicht kein Hälmchen dem Verderben entronnen ſein würde, da dankten ſie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verſcherzten die Menſchen durch ihren Frevel die Huld und Gunſt der Zwerge, ſie ent-

*) In den franzöſiſchen Ausgaben nennt Heine das Märchenbuch der Gebrüder Grimm als die Quelle, aus welcher er die beiden Sagen geſchöpft habe.

Der Herausgeber.

flohen, und seitdem hat sie kein Auge wieder erblickt. Die Ursache war diese. Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es sich, dass dreimal hinter einander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe sprachen: „Das thut niemand Anders als die redlichen Zwerge, Die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangetrippelt, leise wie Vögel, und schaffen den Menschen emsig ihr Tagwerk; schon einmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern lässt sie kommen und gehen.“ Durch diese Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewusst, warum die Zwerge so sorgfältig ihre Füße bärgen, und ob diese anders gestaltet wären als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, dass die Zwerge heimlich die Kirschen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streute sie rings um den Berg herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt, und er sah unten in der Asche die Spuren von vielen Gänsefüßen eingedrückt. Da lachte der

Hirt und spottete, dass der Zwerge Geheimnis verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüsteten Diese ihre Wohnungen und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menschengeschlecht und versagen ihm ihre Hilfe. Jener Hirt, der sie verrathen hatte, wurde siech und blödsinnig fortan bis an sein Lebensende.“

Die andere Tradition, die in Otmar's Volkssagen mitgetheilt wird*), ist von viel betrübsam härterem Charakter:

„Zwischen Walkenried und Neuhof in der Grafschaft Hohenstein hatten einst die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, dass seine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne dass er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weisen Frau bei einbrechender Nacht an seinem Erbsenfelde auf und ab, und schlug mit einem dünnen Stabe über dasselbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, so standen einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unsichtbar machenden Nebelkappen abgeschlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten, dass ihr Volk es sei, welches

*) Dieser Zwischensatz fehlt in den französischen Ausgaben. Vgl. die Anmerkung auf der vorletzten Seite.
Der Herausgeber.

die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerste Noth sie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk sandte endlich Abgeordnete, und bot Lösung für sich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlassen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren gesammelten und versteckten Schätzen abziehen lassen, und das Zwergvolk wollte bei seinem Abzuge nicht gesehen sein. Endlich kam man dahin überein, dass die Zwerge über eine schmale Brücke bei Neuhof ziehen, und dass Jeder von ihnen in ein dorthin gestelltes Gefäß einen bestimmten Theil seines Vermögens als Abzugszoll werfen sollte, ohne dass einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geschah. Doch einige Neugierige hatten sich unter die Brücke versteckt, um den Zug der Zwerge wenigstens zu hören. Und so hörten sie denn viele Stunden lang das Getrappel der kleinen Menschen; es war ihnen, als ob eine sehr große Herde Schafe über die Brücke ging."

Nach einer Variante sollte jeder abziehende Zwerg nur ein einziges Geldstück in das Fass werfen, welches man vor der Brücke hingestellt; und den

andern Morgen fand man das Faſs ganz gefüllt mit alten Goldmünzen. Auch ſoll vorher der Zwergenkönig ſelber in ſeinem rothen Mäntelchen zu den Landeseinwohnern gekommen ſein, um ſie zu bitten, ihn und ſein Volk nicht fort zu jagen. Flehentlich erhob er ſeine Ärmchen gen Himmel und weinte die rührendſten Thränen, wie einſt Don Iſaak Abarbanel vor Ferdinand von Aragonien*).

Von den Zwergen, den Erdgeiſtern, ſind genau zu unterſcheiden die Elfen, die Luftgeiſter, die auch in Frankreich mehr bekannt ſind und die beſonders in engliſchen Gedichten ſo anmuthig gefeiert werden. Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unſterblich wären, ſo würden ſie es ſchon allein durch Shakſpeare geworden ſein. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poeſie. Eben ſo wenig wird man je die Elfenkönigin Spencer's vergeſſen, mindeſtens ſo lange man Engliſch verſtehen wird.

Der Glaube an Elfen iſt nach meinem Bedünken viel mehr celtiſchen als ſkandinaviſchen Urſprungs. Daher mehr Elfenſagen im weſtlichen Norden, als im öſtlichen. In Deutſchland weiß man wenig von Elfen, und Alles iſt da nur matter Nachklang von

---

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

bretoniſchen Sagen, wie z. B. Wieland's Oberon*). Was das Volk in Deutſchland Elfen oder Elben nennt, ſind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Böſen gebuhlt. Die eigentlichen Elfenſagen ſind heimiſch in Irland und Nordfrankreich**); indem ſie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermiſchen ſie ſich mit dem Feenglauben des Morgenlands. Aus ſolcher Vermiſchung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die ſchöne Fee ihre Gunſt ſchenkt, unter dem Beding, daſs er ſein Glück verſchweige. Als aber König Arthus bei einem Feſtgelage zu Karduel ſeine Königin Ginevra für die ſchönſte Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger ſchweigen; er ſprach, und ſein Glück war wenigſtens auf Erden zu Ende. Nicht viel beſſer ergeht es dem Ritter Grüeland; auch er kann ſein Liebesglück nicht verſchweigen, die geliebte Fee verſchwindet, und auf ſeinem Roſs Gedefer reitet er lange vergebens, um ſie zu ſuchen. Aber in dem Feenland Avalun finden

*) Der Zuſatz: „wie z. B. Wieland's Oberon" und der nachfolgende Satz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „in Irland, Schottland, England und Nordfrankreich," ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland so Viel schwatzen, als nur ihr Herz gelüstet. Hier kann auch Ogier der Däne von seinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen seiner Morgane. Ihr Franzosen kennt sie alle, diese Geschichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perser kennt es auch, und er nennt es Dschinnistan. Es ist das Land der Poesie*).

Das Äußere der Elfen und ihr Weben und Treiben ist euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spencer's Elfenkönigin ist längst zu euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania? Wessen Hirn ist so dick, daſs es nicht manchmal das heitre Geklinge ihres Luftzugs vernimmt? Ist es aber wahr, daſs es ein Vorzeichen des Todes, wenn man diese Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte Dieses gern genau wissen, denn

In dem Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

*) Der folgende Absatz und das angefügte Gedicht Heine's fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin; wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreuten.
Galt Das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

In den däniſchen Volksliedern giebt es zwei Elfenſagen, die den Charakter dieſer Luftgeiſter am treueſten zur Anſchauung bringen*). Das eine Lied

*) In den franzöſiſchen Ausgaben werden hier, ſtatt dieſes und des folgenden Abſatzes, die Lieder ſelbſt in wortgetreuer Überſetzung mitgetheilt. Es heißt dort (ich gebe das erſte Lied theilweiſe nach der Übertragung von Roſa Warrens):

„Es giebt nur zwei Elfenſagen, die im öſtlichen Norden heimiſch ſind, und da ſie in den däniſchen Volksliedern den kürzeſten und beſten Ausdruck finden, will ich ſie in dieſer Geſtalt mittheilen. Die erſte lautet:

Ich legte mein Haupt an die Elfenhöh',
Mein Auge ward ſchlummerbefangen.
Da kamen gegangen zwei Jungfraun ſchön,
Die mit mir zu reden verlangen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

erzählt von dem Traumgesichte eines jungen Fants, der sich auf Elvershöh niedergelegt hatte und all=

Die Eine strich mir die Wange rund,
Die Andre flüsterte leise:
„Steht auf, Herr Ritter, ich frag' Euch jetzund,
Geliebt's Euch zu tanzen im Kreise?"
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Wacht auf, wacht auf, Herr Rittersmann,
Geliebt's Euch im Reigen zu wallen;
Meine Jungfrau viel Holdes Euch singen kann,
Das wird Euch zu hören gefallen."
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie huben ein Lied zu singen an,
Ich hörte die Weise beginnen.
Der reißende Strom im Lauf hielt an,
Der sonstens pflegte zu rinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Der reißende Strom hielt an gemach,
Der sonstens pflegte zu rinnen;
Die kleinen Fischlein im klaren Bach
Die plätscherten spielend darinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie spielten mit ihren Schwänzlein all',
Die kleinen Fischlein im Springen.
Die Vöglein alle mit süßem Schall
Begannen in Lüften zu singen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

mählich eingeſchlummert war. Er träumt, er ſtände auf ſeinem Schwerte geſtützt, während die Elfen im

---

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Geliebt's Euch bei uns zu bleiben?
Wir lehren Euch Runen zu ſchneiden dann,
Runen zu leſen und ſchreiben."
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

„Ich lehr' Euch den Eber in Waldesnacht,
Den Bären zu ſchlagen in Bande.
Der Drache, welcher das Gold bewacht,
Soll fliehen vor Euch aus dem Lande."
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Sie tanzten herab, ſie tanzten heran,
Die Elfen alle im Reigen.
Da thät' ich junger Rittersmann
Aufs Schwert die Hände neigen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Und wollt Ihr uns fürder noch meiden:
So müſſt von ſchneidigem Meſſer dann
Den kalten Tod Ihr erleiden."
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Und hätte es Gott nicht gnädig verliehn,
Daß der Hahn geregt ſeine Flügel,
So müſſt' ich mit den Elfinnen ziehn
Hinein in den Elfenhügel.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Kreiſe um ihn her tanzen und durch Liebkoſen und Verſprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen Theil zu nehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und ſtreichelt ihm die Wange und flüſtert: „Tanze mit uns, ſchöner Knabe, und das Süßeſte, was nur immer dein Herz gelüſtet, wollen wir dir ſingen.“ Und da beginnt auch ein Geſang von ſo bezwingender Liebesluſt, daſs der reißende Strom, deſſen Waſſer ſonſt wildbrauſend dahin fließt, plötzlich ſtill ſteht, und in der ruhigen Fluth die Fiſchlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein ſpielen. Eine andere Elfe flüſtert: „Tanze mit uns, ſchöner Knabe, und wir wollen dich Runenſprüche lehren, womit du den Bär und den wilden Eber beſiegen kannſt, ſowie auch den Drachen, der das Gold hütet; ſein Gold ſoll dir anheimfallen. Der junge Fant widerſteht jedoch allen dieſen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich, ihm den kalten Tod ins Herz zu bohren. Schon zücken ſie ihre ſcharfen Meſſer, da, zum Glücke, kräht

---

Drum will ich jedem Geſellen nunmeh,
Der zu Hof ausreitet, Das ſagen:
Er reite nimmer zur Elfenhöh',
Noch mög' er zu ſchlummern dort wagen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Der Herausgeber.

der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht iſt minder luftig gehalten, die Erſcheinung der Elfen findet nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und ihr ſchauerlich anmuthiges Weſen tritt uns deſto ſchärfer entgegen*).

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben heißt es, ſtatt des obigen Abſatzes:

„Das andere Gedicht behandelt faſt daſſelbe Thema; nur findet die Erſcheinung der Elfen diesmal nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und der Ritter, welcher nicht mit ihnen tanzen will, empfängt diesmal wirklich eine tödliche Wunde.

Herr Oluf reitet im Mondenſchein,
Er ladet die Gäſte zur Hochzeit ein.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie tanzen zu vier und zu fünfen durchs Land,
Erlkönigs Tochter ſtreckt aus die Hand.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Willkommen, Herr Oluf, halt an dein Roß,
Und tanze mit mir im Elfenſchloß!“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Es iſt das Lied von dem Herrn Oluf, der Abends ſpät ausreitet, um ſeine Hochzeitgäſte zu entbieten.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Zwei Widderhautſtiefel die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Zwei Widderhautſtiefel, die ſitzen ſo ſchön,
So gut die güldenen Sporen ſtehn."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Ein Hemd von Seiden das geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Ein Hemd von Seiden, ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleicht' es mit Mondenſchein."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.""
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Eine güldene Schärpe die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Eine güldene Schärpe die liebt' ich mir,
Doch darf ich nimmer tanzen mit dir.""
Und das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Der Refrain iſt immer: „Aber das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.“ Man glaubt, unheimlich

---

„Und willſt du nimmer tanzen mit mir,
Soll Peſt und Krankheit folgen dir.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie gab einen Schlag ihm mitten aufs Herz,
Wohl nimmer empfand er ſo großen Schmerz.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie hob ihn auf ſein rothbraun Roß:
„Kehr heim zur Braut, kehr heim zum Schloß!“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Und als er kam an des Schloſſes Thor,
Seine Mutter harrend ſtand davor.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Hör, liebſter Sohn, und ſag mir gleich,
Warum iſt deine Wange ſo bleich?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Wohl mag die Wange bleich mir ſein,
Ich war zu Nacht bei dem Elfenreihn.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, mein Sohn, ſo klug und traut,
Was ſag' ich deiner jungen Braut?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

andern Morgen fand man das Faſs ganz gefüllt mit alten Goldmünzen. Auch ſoll vorher der Zwergenkönig ſelber in ſeinem rothen Mäntelchen zu den Landeseinwohnern gekommen ſein, um ſie zu bitten, ihn und ſein Volk nicht fort zu jagen. Flehentlich erhob er ſeine Ärmchen gen Himmel und weinte die rührendſten Thränen, wie einſt Don Iſaak Abarbanel vor Ferdinand von Aragonien*).

Von den Zwergen, den Erdgeiſtern, ſind genau zu unterſcheiden die Elfen, die Luftgeiſter, die auch in Frankreich mehr bekannt ſind und die beſonders in engliſchen Gedichten ſo anmuthig gefeiert werden. Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unſterblich wären, ſo würden ſie es ſchon allein durch Shakſpeare geworden ſein. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poeſie. Eben ſo wenig wird man je die Elfenkönigin Spencer's vergeſſen, mindeſtens ſo lange man Engliſch verſtehen wird.

Der Glaube an Elfen iſt nach meinem Bedünken viel mehr celtiſchen als ſkandinaviſchen Urſprungs. Daher mehr Elfenſagen im weſtlichen Norden, als im öſtlichen. In Deutſchland weiß man wenig von Elfen, und Alles iſt da nur matter Nachklang von

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

bretoniſchen Sagen, wie z. B. Wieland's Oberon*). Was das Volk in Deutſchland Elfen oder Elben nennt, ſind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Böſen gebuhlt. Die eigentlichen Elfenſagen ſind heimiſch in Irland und Nordfrankreich**); indem ſie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermiſchen ſie ſich mit dem Feenglauben des Morgenlands. Aus ſolcher Vermiſchung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die ſchöne Fee ihre Gunſt ſchenkt, unter dem Beding, daſs er ſein Glück verſchweige. Als aber König Arthus bei einem Feſtgelage zu Karduel ſeine Königin Ginevra für die ſchönſte Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger ſchweigen; er ſprach, und ſein Glück war wenigſtens auf Erden zu Ende. Nicht viel beſſer ergeht es dem Ritter Grüeland; auch er kann ſein Liebesglück nicht verſchweigen, die geliebte Fee verſchwindet, und auf ſeinem Roſs Gedefer reitet er lange vergebens, um ſie zu ſuchen. Aber in dem Feenland Avalun finden

*) Der Zuſatz: „wie z. B. Wieland's Oberon" und der nachfolgende Satz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „in Irland, Schottland, England und Nordfrankreich," ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland so Viel schwatzen, als nur ihr Herz gelüstet. Hier kann auch Ogier der Däne von seinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen seiner Morgane. Ihr Franzosen kennt sie alle, diese Geschichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perser kennt es auch, und er nennt es Dschinnistan. Es ist das Land der Poesie*).

Das Äußere der Elfen und ihr Weben und Treiben ist euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spencer's Elfenkönigin ist längst zu euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania? Wessen Hirn ist so dick, daſs es nicht manchmal das heitre Geklinge ihres Luftzugs vernimmt? Ist es aber wahr, daſs es ein Vorzeichen des Todes, wenn man diese Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte Dieses gern genau wissen, denn

In dem Wald im Mondenscheine
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

*) Der folgende Absatz und das angefügte Gedicht Heine's fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirſchgeweih und flogen
Raſch dahin; wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreuten.
Galt Das meiner neuen Liebe,
Oder ſoll es Tod bedeuten?

In den däniſchen Volksliedern giebt es zwei Elfenſagen, die den Charakter dieſer Luftgeiſter am treueſten zur Anſchauung bringen*). Das eine Lied

*) In den franzöſiſchen Ausgaben werden hier, ſtatt dieſes und des folgenden Abſatzes, die Lieder ſelbſt in wortgetreuer Überſetzung mitgetheilt. Es heißt dort (ich gebe das erſte Lied theilweiſe nach der Übertragung von Roſa Warrens):

„Es giebt nur zwei Elfenſagen, die im öſtlichen Norden heimiſch ſind, und da ſie in den däniſchen Volksliedern den kürzeſten und beſten Ausdruck finden, will ich ſie in dieſer Geſtalt mittheilen. Die erſte lautet:

Ich legte mein Haupt an die Elfenhöh',
Mein Auge ward ſchlummerbefangen.
Da kamen gegangen zwei Jungfraun ſchön,
Die mit mir zu reden verlangen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

erzählt von dem Traumgesichte eines jungen Fants, der sich auf Elvershöh niedergelegt hatte und all=

Die Eine strich mir die Wange rund,
Die Andre flüsterte leise:
„Steht auf, Herr Ritter, ich frag' Euch jetzund,
Geliebt's Euch zu tanzen im Kreise?"
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

„Wacht auf, wacht auf, Herr Rittersmann,
Geliebt's Euch im Reigen zu wallen;
Meine Jungfrau viel Holdes Euch singen kann,
Das wird Euch zu hören gefallen."
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie huben ein Lied zu singen an,
Ich hörte die Weise beginnen.
Der reißende Strom im Lauf hielt an,
Der sonstens pflegte zu rinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Der reißende Strom hielt an gemach,
Der sonstens pflegte zu rinnen;
Die kleinen Fischlein im klaren Bach
Die plätscherten spielend darinnen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

Sie spielten mit ihren Schwänzlein all',
Die kleinen Fischlein im Springen.
Die Vöglein alle mit süßem Schall
Begannen in Lüften zu singen.
Seitdem ich sie zuerst gesehn!

mählich eingeſchlummert war. Er träumt, er ſtände auf ſeinem Schwerte geſtützt, während die Elfen im

---

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Geliebt's Euch bei uns zu bleiben?
Wir lehren Euch Runen zu ſchneiden dann,
Runen zu leſen und ſchreiben."
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

„Ich lehr' Euch den Eber in Waldesnacht,
Den Bären zu ſchlagen in Bande.
Der Drache, welcher das Gold bewacht,
Soll fliehen vor Euch aus dem Lande."
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Sie tanzten herab, ſie tanzten heran,
Die Elfen alle im Reigen.
Da thät' ich junger Rittersmann
Aufs Schwert die Hände neigen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

„Und höret, Ihr junger Rittersmann,
Und wollt Ihr uns fürder noch meiden:
So müſſt von ſchneidigem Meſſer dann
Den kalten Tod Ihr erleiden."
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Und hätte es Gott nicht gnädig verliehn,
Daß der Hahn geregt ſeine Flügel,
So müſſt' ich mit den Elfinnen ziehn
Hinein in den Elfenhügel.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Kreiſe um ihn her tanzen und durch Liebkoſen und Verſprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen Theil zu nehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und ſtreichelt ihm die Wange und flüſtert: „Tanze mit uns, ſchöner Knabe, und das Süßeſte, was nur immer dein Herz gelüſtet, wollen wir dir ſingen.“ Und da beginnt auch ein Geſang von ſo bezwingender Liebesluſt, daſs der reißende Strom, deſſen Waſſer ſonſt wildbrauſend dahin fließt, plötzlich ſtill ſteht, und in der ruhigen Fluth die Fiſchlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein ſpielen. Eine andere Elfe flüſtert: „Tanze mit uns, ſchöner Knabe, und wir wollen dich Runenſprüche lehren, womit du den Bär und den wilden Eber beſiegen kannſt, ſowie auch den Drachen, der das Gold hütet; ſein Gold ſoll dir anheimfallen. Der junge Fant widerſteht jedoch allen dieſen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich, ihm den kalten Tod ins Herz zu bohren. Schon zücken ſie ihre ſcharfen Meſſer, da, zum Glücke, kräht

---

Drum will ich jedem Geſellen nunmeh,
Der zu Hof ausreitet, Das ſagen:
Er reite nimmer zur Elfenhöh',
Noch mög' er zu ſchlummern dort wagen.
Seitdem ich ſie zuerſt geſehn!

Der Herausgeber.

der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht iſt minder luftig gehalten, die Erſcheinung der Elfen findet nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und ihr ſchauerlich anmuthiges Weſen tritt uns deſto ſchärfer entgegen*).

---

*) In den franzöſiſchen Ausgaben heißt es, ſtatt des obigen Abſatzes:

„Das andere Gedicht behandelt faſt daſſelbe Thema; nur findet die Erſcheinung der Elfen diesmal nicht im Traume, ſondern in der Wirklichkeit ſtatt, und der Ritter, welcher nicht mit ihnen tanzen will, empfängt diesmal wirklich eine tödliche Wunde.

Herr Oluf reitet im Mondenſchein,
Er ladet die Gäſte zur Hochzeit ein.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie tanzen zu vier und zu fünfen durchs Land,
Erlkönigs Tochter ſtreckt aus die Hand.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Willkommen, Herr Oluf, halt an dein Roß,
Und tanze mit mir im Elfenſchloß!“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Es iſt das Lied von dem Herrn Oluf, der Abends ſpät ausreitet, um ſeine Hochzeitgäſte zu entbieten.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Zwei Widderhautſtiefel die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Zwei Widderhautſtiefel, die ſitzen ſo ſchön,
So gut die güldenen Sporen ſtehn."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Ein Hemd von Seiden das geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Ein Hemd von Seiden, ſo weiß und fein,
Meine Mutter bleicht' es mit Mondenſchein."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Ich nimmer darf, ich nimmer mag,
Denn morgen iſt mein Hochzeitstag.""
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, Herr Oluf, und tanz mit mir;
Eine güldene Schärpe die geb' ich dir."
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Eine güldene Schärpe die liebt' ich mir,
Doch darf ich nimmer tanzen mit dir.""
Und das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Der Refrain iſt immer: „Aber das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.“ Man glaubt, unheimlich

---

„Und willſt du nimmer tanzen mit mir,
Soll Peſt und Krankheit folgen dir.“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie gab einen Schlag ihm mitten aufs Herz,
Wohl nimmer empfand er ſo großen Schmerz.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie hob ihn auf ſein rothbraun Roß:
„Kehr heim zur Braut, kehr heim zum Schloß!“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Und als er kam an des Schloſſes Thor,
Seine Mutter harrend ſtand davor.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Hör, liebſter Sohn, und ſag mir gleich,
Warum iſt deine Wange ſo bleich?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Wohl mag die Wange bleich mir ſein,
Ich war zu Nacht bei dem Elfenreihn.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„Und höre, mein Sohn, ſo klug und traut,
Was ſag' ich deiner jungen Braut?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

lüſterne Melodien zu hören und zwiſchendrein ein Kichern und Wiſpern, wie von muthwilligen Mädchen. Herr Oluf ſieht endlich, wie vier, fünf, ja noch mehre Jungfrauen hervortanzen und Erlkönigs Tochter die Hand nach ihm ausſtreckt. Sie bittet

---

„„Sag ihr, ich ſei im Walde zur Stund',
Und prüfe mein Roß und meine Hund'.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Am Morgen früh, als Tag es war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitſchar.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Sie ſchenkten Meth, ſie ſchenkten Wein.
„Wo iſt Herr Oluf, der Bräutigam mein?“
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

„„Herr Oluf ritt in den Wald zur Stund',
Zu prüfen ſein Roß und ſeine Hund'.““
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Die Braut hub auf das Bahrtuch roth,
Da lag Herr Oluf, Der war todt.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Als wieder vom Himmel das Frühlicht floß,
Drei Leichen trug man hinaus vom Schloß.
Doch das Tanzen geht ſo ſchnell durch den Wald.

Der Herausgeber.

ihn zärtlichſt, in den Kreis einzutreten und mit ihr zu tanzen. Der Ritter aber will nicht tanzen und ſagt zu ſeiner Entſchuldigung: „Morgen iſt mein Hochzeitstag.“ Da werden ihm nun gar verführeriſche Geſchenke angeboten; jedoch weder die Widderhautſtiefel, die ſo gut am Beine ſitzen würden, noch die gülbenen Sporen, die man ſo hübſch daran ſchnallen kann, noch das weißſeidene Hemd, das die Elfenkönigin ſelber mit Mondſchein gebleicht hat, nicht mal die ſilberne Schärpe, die man ihm ebenfalls ſo koſtbar anrühmt, Nichts kann ihn beſtimmen, in den Elfenreigen einzutreten und mitzutanzen. Seine beſtändige Entſchuldigung iſt: „Morgen iſt mein Hochzeitstag.“ Da freilich verlieren die Elfen endlich die Geduld, ſie geben ihm einen Schlag aufs Herz, wie er ihn noch nie empfunden, und heben den zu Boden geſunkenen Ritter wieder auf ſein Roſs und ſagen ſpöttiſch: „So reite denn heim zu deiner Braut.“ Ach! als er auf ſeine Burg zurückkehrte, da waren ſeine Wangen ſehr blaſs und ſein Leib ſehr krank, und als am Morgen früh die Braut ankam mit der Hochzeitſchar, mit Sang und Klang, da war Herr Oluf ein ſtiller Mann; denn er lag todt unter dem rothen Bahrtuch.

„Aber das Tanzen geht hin ſo ſchnell durch den Wald.“

Der Tanz ist charakteristisch bei den Luftgeistern; sie sind zu ätherischer Natur, als dass sie prosaisch gewöhnlichen Ganges, wie wir, über diese Erde wandeln sollten. Indessen so zart sie auch sind, so lassen doch ihre Füßchen einige Spuren zurück auf den Rasenplätzen, wo sie ihre nächtlichen Reigen gehalten. Es sind eingedrückte Kreise, denen das Volk den Namen Elfenringe gegeben*).

In einem Theile Östreichs giebt es eine Sage, die mit den vorhergehenden eine gewisse Ähnlichkeit bietet, obgleich sie ursprünglich slavisch ist. Es ist die Sage von den gespenstischen Tänzerinnen, die dort unter dem Namen „die Willis" bekannt sind. Die Willis sind Bräute, die vor der Hochzeit gestorben sind. Die armen jungen Geschöpfe können nicht im Grabe ruhig liegen; in ihren todten Herzen, in ihren todten Füßen, blieb noch jene Tanzlust, die sie im Leben nicht befriedigen konnten, und um Mitternacht steigen sie hervor, versammeln sich truppenweis an den Heerstraßen, und wehe dem jungen Menschen, der ihnen da begegnet! Er muss mit ihnen tanzen, sie umschlingen ihn mit ungezügelter Tobsucht, und er tanzt mit ihnen ohne

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ruh und Rast, bis er todt niederfällt. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkronen und flatternde Bänder auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den Fingern, tanzen die Willis im Mondglanz eben so wie die Elfen. Ihr Antlitz, obgleich schneeweiß, ist jugendlich schön, sie lachen so schauerlich heiter, so frevelhaft liebenswürdig, sie nicken so geheimnisvoll lüstern, so verheißend; diese todten Bacchantinnen sind unwiderstehlich.

Das Volk, wenn es blühende Bräute sterben sah, konnte sich nie überreden, daſs Jugend und Schönheit so jählings gänzlich der schwarzen Vernichtung anheimfallen, und leicht entstand der Glaube, daſs die Braut noch nach dem Tode die entbehrten Freuden sucht.

Dieses erinnert uns an eins der schönsten Gedichte Goethe's, die Braut von Korinth, womit das französische Publikum durch Frau von Staël schon längst Bekanntschaft gemacht hat. Das Thema dieses Gedichtes ist uralt und verliert sich hoch hinauf in die Schauernisse der thessalischen Märchen. Aelian erzählt davon, und Ähnliches berichtet Philostrates im Leben des Apollonius von Thyane. Es ist die fatale Hochzeitgeschichte, wo die Braut eine Lamia ist.

Es ist den Volkssagen eigenthümlich, daſs ihre furchtbarsten Katastrophen gewöhnlich bei Hochzeitfesten ausbrechen. Das plötzlich eintretende Schreckniss kontrastiert dann desto grausig schroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der lustigen Musik. So lange der Rand des Bechers noch nicht die Lippen berührt, kann der kostbare Trank noch immer verschüttet werden. Ein düsterer Hochzeitgast kann eintreten, den Niemand gebeten hat, und den doch Keiner den Muth hat fortzuweisen. Er sagt der Braut ein Wort ins Ohr, und sie erbleicht. Er giebt dem Bräutigam einen leisen Wink, und Dieser folgt ihm aus dem Saale, wandelt mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht, und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich ist es ein früheres Liebesversprechen, weſshalb plötzlich eine kalte Geisterhand die Braut und den Bräutigam trennt. Als Herr Peter von Staufenberg beim Hochzeitmahle saß, und zufällig aufwärts schaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, womit er früher im zärtlichsten Liebesbündnisse gestanden, und an diesem Wahrzeichen merkte er wohl, daſs er durch seine Treulosigkeit das Leben verwirkt. Er schickt zum Beichtiger, lässt sich das Abendmahl reichen und bereitet sich zum Tode.

Von dieſer Geſchichte wird in deutſchen Landen noch Viel geſagt und geſungen. Es heißt auch, die beleidigte Nixe habe den ungetreuen Ritter unſichtbar umarmt und in dieſer Umarmung gewürgt. Tief gerührt werden die Frauen bei dieſer tragiſchen Erzählung. Aber unſere jungen Freigeiſter lächeln darüber ſpöttiſch und wollen nimmermehr glauben, daſs die Nixen ſo gefährlich ſind. Sie werden ſpäterhin ihre Ungläubigkeit bitter bereuen.

Die Nixen haben die größte Ähnlichkeit mit den Elfen. Sie ſind Beide verlockend, anreizend und lieben den Tanz. Die Elfen tanzen auf Moorgründen, grünen Wieſen, freien Waldplätzen und am liebſten unter alten Eichen. Die Nixen tanzen bei Teichen und Flüſſen; man ſah ſie auch wohl auf dem Waſſer tanzen, den Vorabend wenn Jemand dort ertrank. Auch kommen ſie oft zu den Tanzplätzen der Menſchen, und tanzen mit ihnen ganz wie Unſereins. Die weiblichen Nixen erkennt man an dem Saum ihrer weißen Kleider, der immer feucht iſt. Auch wohl an dem feinen Geſpinnſte ihrer Schleier und an der vornehmen Zierlichkeit ihres geheimnisvollen Weſens*). Den männlichen

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Nix erkennt man daran, daſs er grüne Zähne hat, die faſt wie Fiſchgräten gebildet ſind*). Auch empfindet man einen inneren Schauer, wenn man ſeine außerordentlich weiche, eiskalte Hand berührt. Gewöhnlich trägt er einen grünen Hut. Wehe dem Mädchen, das, ohne ihn zu kennen, gar zu ſorglos mit ihm tanzt. Er zieht ſie hinab in ſein feuchtes Reich**). Man erzählt ſich die folgende Geſchichte:

Zu Laibach wohnte in dem Fluſſe, welcher denſelben Namen führt, ein Waſſergeiſt, den man Nix oder Waſſermann nannte. Er hatte ſich Nachts den Fiſchern und Schifferknechten und Tags anderen Leuten gezeigt, ſo daſs Jeder erzählen konnte, wie er aus dem Waſſer geſtiegen ſei, und ſich in menſchlicher Geſtalt habe blicken laſſen. Im Jahre 1547, am erſten Sonntag im Juli, verſammelte ſich die ganze Bevölkerung der Gegend nach altem Gebrauche auf dem Marktplatze zu Laibach neben der Quelle, welche luſtig von einer Linde beſchattet war. Sie nahmen bei den Klängen der Muſik freundnachbarlich ihr Mahl ein; dann begannen ſie zu tanzen. Nach

*) Der Zuſatz: „die faſt wie Fiſchgräten gebildet ſind“ und der nachfolgende Satz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

Verlauf einiger Zeit kam ein junger wohlgebauter und wohlgekleideter Mann, und schien an dem Tanze theilnehmen zu wollen. Er grüßte höflich die ganze Versammlung und bot Jedem freundlich seine Hand, die sehr weich und eiskalt war und bei der Berührung einen eigenthümlichen Schauer erregte. Dann forderte er ein schönes und reichgeschmücktes junges Mädchen zum Tanz auf, ein frisches, keckes Ding und von leichtfertigen Sitten, mit Namen Ursula Schöfferin; sie wusste sich trefflich in seine Art zu finden, und halb und halb auf seine belustigenden Späße einzugehn. Als sie so einige Zeit leidenschaftlich getanzt hatte, wirbelten sie von dem Platze fort, den gewöhnlich der Tänzerkreis umschloss, und immer weiter, erst von der Linde bis Sittichenhof, dann noch weiter bis zur Laibach, wo er vor den Augen vieler Schifferknechte mit ihr hinabsprang, und Beide verschwanden.

Die Linde stand noch bis zum Jahre 1638, wo man sie ihres Alters wegen umhieb.

Dieselbe Sage existiert in vielerlei Variationen. Die schönste ist die dänische in dem Liedercyklus, welcher den Untergang des Königsmörders Marsk Stig und seines ganzen Hauses besingt*).

*) In den französischen Ausgaben werden, statt des obigen Absatzes, siebzehn Strophen aus einem dieser Lieder

Marſk Stig, der Königsmörder, hatte zwei ſchöne Töchter, wovon die jüngſte in des Waſſermanns

---

mitgetheilt. Es heißt dort: „Der Nix ſpricht zu ſeiner Mutter:

„Lieb Mutter, gebt einen Rath mir gleich
Wie bring' ich die Tochter Marſk Stig's in mein Reich?"
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Sie ſchuf ihm ein Roß vom Waſſer klar,
Der Zaum und Sattel von Sande war.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Sie macht' ihn zu einem Ritter fein,
Zum Marienkirchhof dann ritt er ein.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Er band ſein Roß an den Kirchfirſt an,
Und dreimal umſchritt er die Kirche dann.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Der Meermann trat in die Kirche ſtumm,
Die Heil'genbilder da wandten ſich um.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Der Prieſter ſprach vor dem Altarſchrein:
„Welch ſtattlicher Ritter mag Das ſein?"
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Die Tochter Marſk Stig's unterm Schleier ſprach:
„Daß der Himmel den Ritter mir geben mag!"
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Gewalt gerieth, ſogar während ſie in der Kirche war. Der Nix erſchien als ein ſtattlicher Ritter;

Er ſchritt eine Bank und zwo vorbei:
„O Tochter Marſk Stig's, gelobe mir Treu!"
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Er ſchritt über vier und fünf hinaus:
„O folge mir, Tochter Marſk Stig's, in mein Haus!"
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Es ſtreckte die Maid ihre Hand herfür:
„Ich gelobe dir Treu und ich folge dir."
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Aus der Kirche da ging eine Hochzeitſchar,
Und ſie tanzten freudig ohn' alle Gefahr.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Sie tanzten mitſammen zum Meeresſtrand,
Bis endlich Keiner bei ihnen mehr ſtand.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

„O Tochter Marſk Stig's, halt an mein Pferd,
So bau' ich dir ein Schifflein werth."
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Und als ſie kamen zum weißen Sand,
Da wandten ſich alle Schifflein zum Land.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Und als ſie kamen hinaus auf den Sund,
Verſank die Maid auf den Meeresgrund.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten

ſeine Mutter hatte ihm ein Roſs von klarem Waſſer und Sattel und Zaum von dem weißeſten Sande gemacht, und die argloſe Schöne reichte ihm freudig ihre Hand. Wird ſie ihm da unten im Meere die verſprochene Treue halten? Ich weiß nicht; aber ich kenne eine Sage von einem anderen Waſſermann, der ſich ebenfalls eine Frau vom feſten Lande geholt hat und aufs liſtigſte von ihr betrogen ward. Es iſt die Sage von Roſsmer, dem Waſſermann, der, ohne es zu wiſſen, ſeine eigne Frau in einer Kiſte auf den Rücken nahm und ſie ihrer Mutter zurückbrachte. Er vergoſs darüber nachher die bitterlichſten Thränen.

Man hörte bis tief in das Land hinein
Die Tochter Marſk Stig's im Waſſer ſchrein.
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Ich rathe jeglicher Jungfrau gut,
Sie geh' nicht zum Tanze ſo hochgemuth!
Mich dünkt, gar ſchlimm iſt das Reiten.

Auch wir geben manchem jungen Mädchen den weiſen Rath, nicht mit dem erſten beſten Ankömmling zu tanzen. Aber das junge Blut fürchtet immer, nicht genug Tänzer zu bekommen, und ehe ſie ſich der Gefahr ausſetzten, Tapiſſerie-Arbeit zu machen, würfen ſie ſich mit Freuden einem Waſſermann in die Arme."

Der Herausgeber.

Die Nixen haben ebenfalls oft dafür zu büßen, daſs ſie an dem Umgang der Menſchen Gefallen fanden. Auch hierüber weiß ich eine Geſchichte*), die von deutſchen Dichtern vielfach beſungen worden. Aber am rührendſten klingt ſie in folgenden ſchlichten Worten, wie ſie die Gebrüder Grimm in ihren Sagen mittheilen:

„Zu Epfenbach bei Sinzheim traten ſeit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderſchöne weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnſtuben des Dorfes. Sie brachten immer neue Lieder und Weiſen mit, wuſſten hübſche Märchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas Eigenes, und keine Spinnerin konnte ſo fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag Elf ſtanden ſie auf, packten ihre Rocken zuſammen, und ließen ſich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wuſſte nicht, woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; man nannte ſie nur die Jungfern aus dem See, oder die Schweſtern aus dem See. Die Burſchen ſahen ſie gern und verliebten ſich in ſie, zu allermeiſt des Schulmeiſters Sohn. Der konnte nicht ſatt werden, ſie zu hören und mit ihnen zu

*) „die mich mit ſeltſamer Rührung erfüllt hat:“ ſchließt hier der obige Abſatz in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

ſprechen, und Nichts that ihm leider, als daſs ſie jeden Abend ſchon ſo früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken, und ſtellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im ſteten Geſpräch und Scherz merkte kein Menſch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke Elf ſchlug, es aber ſchon eigentlich Zwölf war, ſtanden die drei Jungfrauen auf, legten ihre Rocken zuſammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten ſie wimmern und ſahen drei blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die Schweſtern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeiſters Sohn zehrte ab und ſtarb kurz darnach."

Es liegt etwas ſo Geheimnisvolles in dem Treiben der Nixen. Der Menſch kann ſich unter dieſer Waſſerdecke ſo viel Süßes und zugleich ſo viel Entſetzliches denken. Die Fiſche, die allein Etwas davon wiſſen können, ſind ſtumm. Oder ſchweigen ſie etwa aus Klugheit? Fürchten ſie grauſame Ahndung, wenn ſie die Heimlichkeiten des ſtillen Waſſerreiches verriethen? So ein Waſſerreich mit ſeinen wollüſtigen Heimlichkeiten und verborgenen Schreckniſſen mahnt an Venedig. Oder war Venedig ſelbſt ein ſolches Reich, das zufällig aus der Tiefe des adriatiſchen Meers zur Oberwelt heraufgetaucht mit

seinen Marmorpaläſten, mit ſeinen delphinäugigen Kourtiſanen, mit ſeinen Glasperlen- und Korallenfabriken, mit ſeinen Staatsinquiſitoren, mit ſeinen geheimen Erſäufungsanſtalten, mit ſeinem bunten Maskengelächter? Wenn einſt Venedig wieder in die Lagunen hinabgeſunken ſein mag, dann wird ſeine Geſchichte wie ein Nixenmärchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem großen Waſſervolk erzählen, das durch Beharrlichkeit und Liſt ſogar über das feſte Land geherrſcht, aber endlich von einem zweiköpfigen Adler todtgebiſſen worden.

Das Geheimnisvolle iſt der Charakter der Nixen, wie das Träumeriſch-luftige der Charakter der Elfen. Beide ſind vielleicht in der urſprünglichen Sage ſelbſt nicht ſehr unterſchieden, und erſt ſpätere Zeiten haben hier eine Sonderung vorgenommen. Die Namen ſelbſt geben keine ſichere Auskunft. In Skandinavien heißen alle Geiſter Elfen, Alf, und man unterſcheidet ſie in weiße und ſchwarze Alfen; Letztere ſind eigentliche Kobolde. Den Namen Nix gibt man in Dänemark ebenfalls den Hauskobolden, die man dort, wie ich ſchon früher gemeldet, Niſſen nennt.

Dann gibt es auch Abnormitäten, Nixen, welche nur bis zur Hüfte menſchliche Bildung tragen,

unten aber in einen Fischschweif endigen, oder mit der Oberhälfte ihres Leibes als eine wunderschöne Frau und mit der Unterhälfte als eine schuppige Schlange erscheinen, wie eure Melusine, die Geliebte des Grafen Raimund von Poitiers.

Glücklicher Raimund, dessen Geliebte nur zur Hälfte eine Schlange war!

Auch kommt es oft vor, daſs die Nixen, wenn sie sich mit Menschen in ein Liebesbündnis einlassen, nicht bloß Verschwiegenheit verlangen, sondern auch bitten, man möge sie nie befragen nach ihrer Herkunft, nach Heimat und Sippschaft. Auch sagen sie nicht ihren rechten Namen, sondern sie geben sich unter den Menschen so zu sagen einen nom de guerre. Der Gatte der Kleve'schen Prinzessin nannte sich Helias. War er ein Nix oder ein Elfe? Der Schwan, welcher ihn ans Ufer führte, erinnert mich an die Sage von den Schwanenjungfrauen. Die Geschichte von diesem Helias lautet in unseren Volksmärchen, wie folgt:

Im Jahre 711 lebte Beatrix, die einzige Tochter des Herzogs von Kleve. Ihr Vater war todt, und sie war Herrin von Kleve und vielen anderen Landen. Eines Tages saß das junge Burgfräulein im Schlosse von Nymwegen; es war schönes Wetter, die Luft war klar, und sie schaute hinab

in den Rhein. Dort gewahrte sie ein seltsamlich Ding. Ein weißer Schwan glitt den Fluss hinab, und er trug ein gülden Kettlein am Halse. An der Kette war ein Nachen befestigt, den der Schwan vorwärts zog; in dem Nachen saß ein schöner Mann; er hielt ein Goldschwert in der Hand, ein Jagdhorn hing an seiner Seite, und er trug einen kostbaren Ring am Finger. Der junge Mann sprang ans Land und führte lange Reden mit dem Fräulein; er sagte ihr, dass er ihr Land beschützen und ihre Feinde vertreiben werde. Der junge Mann gefiel ihr so gut, dass sie sich in ihn verliebte und ihn zum Gatten nahm. Aber er sagte ihr: „Fraget mich niemals nach meinem Geschlecht und meiner Herkunft, denn an dem Tage, wo Ihr mich darnach früget, müsste ich von Euch scheiden, und Ihr würdet mich niemals wiedersehn.“ Und er sagte ihr noch, dass er Helias heiße. Er war von hoher Gestalt, ganz wie ein Riese. Sie hatten nachmals mehre Kinder mit einander. Aber nach Verlauf einiger Jahre, einst in der Nacht, als Helias bei seiner Gemahlin im Bette lag, sprach die Prinzessin, ohne der Warnung zu gedenken: „Herr, wollt Ihr nicht unsern Kindern sagen, woher Ihr gekommen?“ Bei diesen Worten verließ Helias seine Gemahlin, sprang in sein Schwanenschiff, und ward nimmermehr ge-

ſehen. Die Frau härmte ſich ab, und ſtarb vor Gram und Reue im ſelbigen Jahr. Es ſcheint jedoch, daſs er ſeinen drei Kindern ſeine drei Kleinodien, das Schwert, das Horn und den Ring, zurückließ. Seine Nachkommen leben noch, und auf dem Schloſſe zu Kleve erhebt ſich ein hoher Thurm, auf deſſen Spitze ein Schwan ſteht; man nennt ihn den Schwanenthurm, zum Andenken an jenes Ereignis.

Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr, und dem Schwanenthurm von Kleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnisvollen Ritter, der ſo wehmüthig ſtreng ſein Inkognito bewahrte, und den die bloße Frage nach ſeiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte*).

Aber es iſt auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht eure Lippen

---

*) Hier folgt in den früheren deutſchen Ausgaben, welche nicht die oben mitgetheilte Erzählung enthalten, der Satz: „Als die Prinzeſſin ihre Neugier nicht bemeiſtern konnte, und einſt in der Nacht zu ihrem Gemahle die Worte ſprach: „Herr, ſolltet Ihr nicht unſerer Kinder wegen ſagen, wer Ihr ſeid?“ da ſtieg er ſeufzend aus dem Bette, ſetzte ſich wieder auf ſein Schwanenſchiff, fuhr den Rhein hinab, und kam nimmermehr zurück.“

Der Herausgeber.

zum Küſſen, nicht zum Fragen, ihr Schönen*)! Schweigen iſt die weſentlichſte Bedingung des Glückes. Wenn der Mann die Gunſtbezeugungen ſeines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimniſſen ihres Glückes neugierig forſcht, dann gehen ſie Beide ihres Glückes verluſtig.

Elfen und Nixen können zaubern, können ſich in jede beliebige Geſtalt verwandeln; indeſſen manchmal ſind auch ſie ſelber von mächtigeren Geiſtern und Nekromanten in allerlei häſsliche Miſsgebilde verwünſcht worden. Sie werden aber erlöſt durch Liebe, wie im Märchen Zemire und Azor; das krötige Ungeheuer muſs dreimal geküſſt werden, und es verwandelt ſich in einen ſchönen Prinzen. Sobald du deinen Widerwillen gegen das Häſsliche überwindeſt und das Häſsliche ſogar lieb gewinnſt, ſo verwandelt es ſich in etwas Schönes. Keine Verwünſchung widerſteht der Liebe. Liebe iſt ja ſelber der ſtärkſte Zauber, jede andere Verzauberung muſs ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt iſt ſie ohnmächtig. Welche iſt Das? Es iſt nicht das Feuer, nicht das Waſſer, nicht die Luft, nicht die Erde mit allen ihren Metallen; es iſt die Zeit.

---

*) Der Schluſs des Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Die seltsamsten Sagen in Betreff der Elementargeister findet man bei dem alten guten*) Johannes Prätorius, dessen „Anthropodemus plutonicus, oder neue Weltbeschreibung von allerlei wunderbaren Menschen“ im Jahre 1666 zu Magdeburg erschienen ist. Schon die Jahrzahl ist merkwürdig; es ist das Jahr, dem der jüngste Tag prophezeit worden. Der Inhalt des Buches ist ein Wust von Unsinn, aufgegabeltem Aberglauben**), maulhängkolischen und affenteuerlichen Historien und gelehrten Citaten, Kraut und Rüben. Die zu behandelnden Gegenstände sind geordnet nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens, die ebenfalls höchst willkürlich gewählt sind. Auch die Eintheilungen sind ergötzlich, z. B. wenn der Verfasser von Gespenstern handeln will, so handelt er 1) von wirklichen Gespenstern,

*) „Ich habe der Sammlung der Gebrüder Grimm einige der mitgetheilten Sagen entnommen; aber mein bester Führer ist der gute alte“ ꝛc. heißt es in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) „und gelehrten Citaten. Das Buch macht denselben Eindruck wie ein Raritäten-Kabinett am Quai Malaquais oder am Quai Voltaire. Reliquien aller entschwundenen Religionen, Geräthschaften fabelhafter Länder, untermischt mit Krucifixen und erblichenen Madonnen, — ein buntes Sammelsurium (vrai bric-à-brac).“ heißt es in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

2) von erdichteten Gespenstern, d. h. von Betrügern, die sich als Gespenster vermummen. Aber er ist voll Belehrung, und in diesem Buche, so wie auch in seinen anderen Werken, haben sich Traditionen erhalten, die theils sehr wichtig für das Studium der germanischen Religionsalterthümer, theils auch als bloße Kuriositäten sehr interessant sind. Ich bin überzeugt, ihr Alle wisst nicht, dass es Meerbischöfe giebt. Ich zweifle sogar, ob die Gazette de France es weiß. Und doch wäre es wichtig für manche Leute, zu wissen, dass das Christenthum sogar im Ocean seine Anhänger hat, und gewiss in großer Anzahl. Vielleicht die Majorität der Meergeschöpfe sind Christen, wenigstens eben so gute Christen wie die Majorität der Franzosen. Ich möchte Dieses gern verschweigen, um der katholischen Partei in Frankreich durch diese Mittheilung keine Freude zu machen, aber da ich hier von Nixen, von Wassermenschen zu sprechen habe, verlangt es die deutsch-gewissenhafte Gründlichkeit, dass ich der Seebischöfe erwähne. Prätorius erzählt nämlich Folgendes:

„In den holländischen Chroniken liest man, Cornelius von Amsterdam habe an einen Medikus, Namens Gelbert, nach Rom geschrieben, dass im Jahr 1531 in dem nordischen Meere, nahe bei

Elpach, ein Meermann sei gefangen worden, der wie ein Bischof von der römischen Kirche ausgesehen habe. Den habe man dem König von Polen zugeschickt. Weil er aber ganz im geringsten Nichts essen wollte von Allem, was ihm dargereicht, sei er am dritten Tage gestorben, habe Nichts geredet, sondern nur große Seufzer geholet."

Eine Seite weiter hat Prätorius ein anderes Beispiel mitgetheilt:

„Im Jahre 1433 hat man in dem baltischen Meere, gegen Polen, einen Meermann gefunden, welcher einem Bischof ganz ähnlich gewesen. Er hatte einen Bischofshut auf dem Haupte, seinen Bischofsstab in der Hand und ein Meßgewand an. Er ließ sich berühren, sonderlich von den Bischöfen des Ortes, und erwies ihnen Ehre, jedoch ohne Rede. Der König wollte ihn in einem Thurm verwahren lassen, darwider setzte er sich mit Gebärden, und bat die Bischöfe, daß man ihn wieder in sein Element lassen wolle, welches auch geschehen, und wurde er von zwei Bischöfen dahin begleitet, und erwies sich freudig. Sobald er in das Wasser kam, machte er ein Kreuz, und tauchte sich hinunter, wurde auch künftig nicht mehr gesehen. Dieses ist zu lesen in Flandr. Chronic. in Hist. ecclesiast. Spondani, wie auch in den Memorabilibus Wolfii."

Ich habe beide Geſchichten wörtlich mitgetheilt und meine Quelle genau angegeben, damit man nicht etwa glaube, ich hätte die Meerbiſchöfe erfunden. Ich werde mich wohl hüten, noch mehr Biſchöfe*) zu erfinden. Ich habe völlig genug an denen, welche uns ſichtbar ſind. Ich ſähe ſogar Manche derſelben gern ihren Kollegen im Ocean einen Beſuch abſtatten und die Chriſtenheit drunten im Meere mit ihrer Gegenwart erfreuen. Der Unglaube hat ſich noch nicht bis in die Tiefen des Oceans verbreitet; man hat dort noch keine Voltaire'ſchen Werke zu fünf Sous gedruckt; die Meerbiſchöfe ſchwimmen dort noch friedlich umher zwiſchen ihren gläubigen Herden.

Einigen Engländern, mit denen ich mich geſtern über die Reform der anglikaniſch-episkopalen Kirche unterhielt, habe ich den Rath gegeben, aus ihren Landbiſchöfen lauter Meerbiſchöfe zu machen.

Zur Ergänzung der Sagen von Nixen und Elfen habe ich noch von den obenerwähnten Schwanenjungfrauen zu reden. Die Sage iſt hier ſehr unbeſtimmt und mit einem allzugeheimnisvollen Dunkel umwoben**). Sind ſie Waſſergeiſter? Sind ſie Luft-

*) „noch mehr Pfaffen" ſteht in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben. Der Herausgeber.

geiſter? Sind ſie Zauberinnen? Manchmal kommen ſie aus den Lüften als Schwäne herabgeflogen, legen ihre weiße Federhülle von ſich wie ein Gewand, ſind dann ſchöne Jungfrauen, und baden ſich in ſtillen Gewäſſern. Überraſcht ſie dort irgend ein neugieriger Burſche, dann ſpringen ſie raſch aus dem Waſſer, hüllen ſich geſchwind in ihre Federhaut, und ſchwingen ſich dann als Schwäne wieder empor in die Lüfte. Der vortreffliche Muſäus erzählt in ſeinen Volksmärchen die ſchöne Geſchichte von einem jungen Ritter, dem es gelang, eines von jenen Federgewändern zu ſtehlen; als die Jungfrauen aus dem Bade ſtiegen, ſich ſchnell in ihre Federkleider hüllten und davon flogen, blieb Eine zurück, die vergebens ihr Federkleid ſuchte. Sie kann nicht fortfliegen, weint beträchtlich, iſt wunderſchön, und der ſchlaue Ritter heirathet ſie. Sieben Jahre leben ſie glücklich; aber einſt in der Abweſenheit des Gemahls kramt die Frau in verborgenen Schränken und Truhen, und findet dort ihr altes Federgewand; geſchwind ſchlüpft ſie hinein und fliegt davon.

In den altdäniſchen Liedern iſt von einem ſolchen Federgewand ſehr oft die Rede; aber dunkel und in höchſt befremdlicher Art. Hier finden wir Spuren von dem älteſten Zauberweſen. Hier ſind Töne von nordiſchem Heidenthum, die wie halb-

vergeſſene Träume in unſerem Gedächtniſſe einen wunderbaren Anklang finden. Ich kann nicht umhin, ein altes Lied mitzutheilen, worin nicht bloß von der Federhaut geſprochen wird, ſondern auch von den Nachtraben, die ein Seitenſtück zu den Schwanenjungfrauen bilden. Dieſes Lied iſt ſo ſchauerlich, ſo grauenhaft, ſo düſter wie eine ſkandinaviſche Nacht, und doch glüht darin eine Liebe, die an wilder Süße und brennender Innigkeit nicht ihres Gleichen hat*), eine Liebe, die, immer gewaltiger entlodernd, endlich wie ein Nordlicht emporſchießt und mit ihren leidenſchaftlichen Strahlen den ganzen Himmel überflammt. Indem ich hier dieſes ungeheure Liebesgedicht mittheile, muſs ich vorausbemerken, daſs ich mir dabei nur metriſche Veränderungen erlaubte, daſs ich nur am Äußerlichen, an dem Gewande, hie und da ein bischen geſchneidert. Der Refrain nach jeder Strophe iſt immer: „So fliegt er über das Meer!“ **)

---

*) Der Schluſs dieſes Satzes und der folgende Satz fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) In den franzöſiſchen Ausgaben findet ſich hier noch folgende Einſchaltung: „Es iſt ein wunderbares Lied, und ſein Zauber wirkt immer noch . . . Hört nur!

Sie ſchifften wohl über das ſalzige Meer,
Der König und die Königin beide;
Daſs die Königin nicht geblieben daheim,
Das ward zu großem Leide.

Das Schiff das ſtand auf einmal ſtill,
Sie konnten's nicht weiter lenken;
Ein wilder Nachtrabe geflogen kam,
Er wollt's in den Grund verſenken.

„Iſt Jemand unter den Wellen verſteckt,
Und hält das Schiff befeſtigt?
Ich gebe ihm beides Silber und Gold,
Er laſſe uns unbeläſtigt.

„So du es biſt, Nachtrabe wild,
So ſenk uns nicht zu Grunde,
Ich gebe dir beides Silber und Gold,
Wohl fünfzehn gewogene Pfunde."

Der König, die junge Königin,
Die ſaßen bei Tiſche ſelbander;
Von einer Fahrt übers ſalzige Meer
Sprachen ſie wohl miteinander."

Der Herausgeber.

„„Dein Gold und Silber verlang' ich nicht,
Ich verlange beſſere Gaben,
Was du trägſt unter dem Leibgurt dein,
Das will ich von dir haben.““

„Was ich trage unter dem Leibgurt mein,
Das will ich dir gerne geben;
Das ſind ja meine Schlüſſel klein,
Nimm hin, und laſſ' mir mein Leben!“

Sie zog heraus die Schlüſſel klein,
Sie warf ſie ihm über Borde.
Der wilde Rabe von dannen flog,
Er hielt ſie freudig beim Worte.

Und als die Kön'gin nach Hauſe kam,
Sie ging am Strande ſpazieren,
Da merkt' ſie, wie German, der fröhliche Held,
Sich unter dem Leibgurt thät rühren.

Und als fünf Monde verfloſſen dahin,
Die Königin eilt in die Kammer,
Eines ſchönen Sohnes ſie genas,
Das ward zu großem Jammer.

Er ward geboren in der Nacht,
Und getauft ſogleich den Morgen,
Sie nannten ihn German, den fröhlichen Held,
Sie glaubten ihn ſchon geborgen.

Der Knabe wuchs, er wuſſte ſich gut
Im Reiten und Fechten zu üben,
So oft ſeine liebe Mutter ihn ſah
Thät ſich ihr Herz betrüben.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Wenn ich Euch vorübergehe,
Warum ſo traurig werdet Ihr,
Daſs ich Euch weinen ſehe?“

„„So wiſſe, German, du fröhlicher Held,
Dein Leben iſt bald geendet,
Denn als ich dich unter dem Leibgurt trug,
Hab' ich dich dem Raben verpfändet.““

„O Mutter, liebe Mutter mein,
O laſſt Eu'r Leid nur fahren!
Was mir mein Schickſal beſcheren will,
Davor kann mich Niemand bewahren.“

Das war eines Donnerstags im Herbſt,
Als kaum der Morgen graute,
Die Frauenſtube offen ſtand,
Da kamen krächzende Laute.

Der häßliche Rabe kam herein,
Setzt' ſich zu der Königin dorten:
„Frau Königin, gebt mir Euer Kind,
Ihr habt's mir verſprochen mit Worten.“

Sie aber hat beim höchſten Gott,
Bei allen Heil'gen geſchworen,
Sie wüſſte weder von Tochter noch Sohn,
Die ſie auf Erden geboren.

Der häßliche Rabe flog zornig davon,
Und zornig ſchrie er im Fluge:
„Wo find' ich German, den fröhlichen Held,
Er gehört mir mit gutem Fuge.“

Und German war alt ſchon fünfzehn Jahr',
Und ein Mädchen zu freien gedacht' er;
Er ſchickte Boten nach Engeland,
Er warb um des Königs Tochter.

Des Königs Tochter ward ihm verlobt,
Und nach England zu reiſen beſchloſs er:
„Wie komm' ich ſchnell zu meiner Braut,
Rings um die Inſel iſt Waſſer?“

Und Das war German, der fröhliche Held,
In Scharlach ſich kleiden that er,
In ſeinem ſcharlachrothen Kleid
Vor ſeine Mutter trat er.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Erfüllet mein Begehre,
Und leiht mir Euer Federgewand,
Daſs ich fliegen kann über dem Meere.“

„„Mein Federgewand in dem Winkel dort hängt,
Die Federn die fallen zur Erde;
Ich denke, daſs ich zur Frühjahrzeit
Das Gefieder ausbeſſeren werde.

„„Auch ſind die Fittige viel zu breit,
Die Wolken drücken ſie nieder —
Und ziehſt du fort in ein fremdes Land,
Ich ſchaue dich niemals wieder.““

Er ſetzte ſich in das Federgewand,
Flog fort wohl über das Waſſer;
Da traf er den wilden Nachtraben an,
Auf der Klippe im Meere ſaß er.

Wohl über das Waſſer flog er fort,
Inmitten des Sundes kam er;
Da hört' er einen erſchrecklichen Laut,
Eine häßliche Stimme vernahm er:

„Willkommen, German, du fröhlicher Held,
So lange erwarte ich deiner;
Als deine Mutter dich mir verſprach,
Da warſt du viel zarter und kleiner."

„„O laſs' mich fliegen zu meiner Braut,
Ich treffe (bei meinem Worte!),
Sobald ich ſie geſprochen hab',
Dich hier auf demſelben Orte.""

„So will ich dich zeichnen, daſs immerdar
Ich dich wiedererkenne im Leben.
Und dieſes Zeichen erinnere dich
An das Wort, das du mir gegeben."

Er hackte ihm aus sein rechtes Aug',
Trank halb ihm das Blut aus dem Herzen.
Der Ritter kam zu seiner Braut
Mit großen Liebesschmerzen.

Er setzte sich in der Jungfraun Saal,
Er war so blutig, so bleiche;
Die kosenden Jungfraun in dem Saal,
Sie verstummten alle sogleiche.

Die Jungfraun ließen Freud' und Scherz,
Sie saßen still so sehre;
Aber die stolze Jungfrau Adelutz
Warf von sich Nadel und Schere.

Die Jungfraun saßen still so sehr,
Sie ließen Scherz und Freude;
Aber die stolze Jungfrau Adelutz
Schlug zusammen die Hände beide.

„Willkommen, German, der fröhliche Held,
Wo habt Ihr gespielet so muthig?
Warum sind Eure Wangen so bleich
Und Eure Kleider so blutig?"

„„Ade, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Muſs wieder zurück zu dem Raben,
Der mein Aug' ausriſs und mein Herzblut trank,
Auch meinen Leib will er haben.““

Einen goldnen Kamm zieht ſie heraus,
Selbſt kämmt ſie ihm ſeine Haare;
Bei jedem Haare, das ſie kämmt,
Vergießt ſie Thränen viel klare.

Bei jeder Locke, die ſie ihm ſchlingt,
Vergießt ſie Thränen viel klare;
Sie verwünſcht ſeine Mutter, durch deren Schuld
Er ſo viel Unglück erfahre.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz
Zog ihn in ihre Arme beide;
„Deine böſe Mutter ſei verwünſcht,
Sie bracht' uns zu ſolchem Leide.“

„„Hört, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Meine Mutter verwünſchet nimmer,
Sie konnte nicht, wie ſie gewollt,
Seinem Schickſal erliegt man immer.““

Er ſetzte ſich in ſein Federgewand,
Flog wieder fort ſo ſchnelle.
Sie ſetzt ſich in ein andres Federgewand
Und folgt ihm auf der Stelle.

Er flog wohl auf, er flog wohl ab
In der weiten Wolkenhöhe;
Sie flog beſtändig hinter ihm drein,
Blieb immer in ſeiner Nähe.

„Kehrt um, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Müſſt wieder nach Hauſe fliegen;
Eure Saalthür ließet ihr offen ſtehn,
Eure Schlüſſel zur Erde liegen.“

„„Laſs' meine Saalthür offen ſtehn,
Meine Schlüſſel liegen zur Erde;
Wo Ihr empfangen habt Eu'r Leid,
Dahin ich Euch folgen werde.““

Er flog wohl ab, er flog wohl auf,
Die Wolken hingen ſo dichte,
Es brach herein die Dämmerung,
Sie verlor ihn aus dem Geſichte.

Alle die Vögel, die ſie im Fluge traf,
Die ſchnitt ſie da in Stücken;
Nur dem wilden häßlichen Raben zu nahn,
Das wollt' ihr nicht gelücken.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz,
Herunter flog zum Strand ſie;
Sie fand nicht German, den fröhlichen Held,
Seine rechte Hand nur fand ſie.

Da ſchwang ſie ſich wieder erzürnt empor,
Zu treffen den wilden Raben,
Sie flog gen Weſten, gen Oſten ſie flog,
Von ihr ſelbſt den Tod ſollt' er haben.

Alle die Vögel, die kamen vor ihre Scher',
Hat ſie in Stücken zerſchnitten;
Und als ſie den wilden Nachtraben traf,
Sie ſchnitt ihn entzwei in der Mitten.

Sie ſchnitt ihn und zerrt ihn, ſo lang bis ſie ſelbſt
Des müden Todes geſtorben.
Sie hat um German, den fröhlichen Held,
So viel Kummer und Noth erworben.

Höchſt bedeutungsvoll iſt in dieſem Liede nicht bloß die Erwähnung des Federgewandes, ſondern das Fliegen ſelbſt. Zur Zeit des Heidenthums waren es Königinnen und edle Frauen, von welchen man ſagte, daſs ſie in den Lüften zu fliegen verſtünden, und dieſe Zauberkunſt, die damals für etwas Ehrenwerthes galt, wurde ſpäter in chriſtlicher Zeit als eine Abſcheulichkeit des Hexenweſens dargeſtellt. Der Volksglaube von den Luftfahrten der Hexen iſt eine Traveſtie alter germaniſcher Traditionen und verdankt ſeine Entſtehung keineswegs dem Chriſtenthum, wie man aus einer Bibelſtelle, wo Satan unſeren Heiland durch die Lüfte führt, irrthümlich vermuthet hat. Jene Bibelſtelle könnte allenfalls zur Juſtifikation des Volksglaubens dienen, indem dadurch bewieſen ward, daſs der Teufel wirklich im Stande ſei, die Menſchen durch die Luft zu tragen*).

Die Schwanenjungfrauen, von welchen ich geredet, halten Manche für die Walküren der Skandinavier. Auch von Dieſen haben ſich bedeutſame Spuren im Volksglauben erhalten. Sie ſind weibliche Weſen, die mit weißen Flügeln die Luft durchſchneiden, gewöhnlich am Vorabend einer Schlacht, deren

*) Dieſer Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Ausgang ſie durch ihre geheime Entſcheidung beſtimmen. Sie pflegen auch den Helden auf einſamen Waldwegen zu erſcheinen, und ihnen den Sieg oder die Niederlage vorherzuſagen. Man lieſt im Prätorius:

Es hat ſich dermaleinſt begeben, daſs König Hother in Dänemark und Schweden, da er auf der Jagd in einem Nebel von den Seinen zu weit abgeritten, zu ſolchen Jungfrauen ſei kommen, die haben ihn gekannt, mit Namen genennet und angeſprochen. Und als er gefragt, wer ſie wären, haben ſie zur Antwort gegeben, ſie wären Die, in deren Hand der Sieg ſtünde im Krieg wider die Feinde, ſie wären allezeit im Kriege mit und hülfen ſtreiten, ob man ſie gleich mit Augen nicht ſehe; wem ſie nun den Sieg gönneten, der ſchlüge und überwinde ſeine Feinde, und behielte den Sieg und das Feld, und könnte ihm der Feind nicht ſchaden. Wie ſie Solches zu ihm geredet, ſind ſie bald mit ihrem Hauſe und Tempel vor ſeinen Augen verſchwunden, daſs der König da allein geſtanden iſt im weiten Felde, unter offenem Himmel.

Der weſentliche Inhalt dieſer Geſchichte erinnert uns an die Hexen, die Shakſpeare in ſeinem Macbeth auftreten läſſt, und die in der alten Sage,

welche der Dichter faſt umſtändlich benutzt hat, weit edler, als ſonſt wohl die Hexen, geſchildert werden.

Nach dieſer Sage ſind gleichfalls dem Helden im Walde, kurz vor der Schlacht, drei räthſelhafte Jungfrauen begegnet, die ihm ſein Schickſal vorausſagten und ſpurlos verſchwanden. Es waren Walküren oder gar die Nornen, die Parzen des Nordens. An Dieſe mahnen auch die drei wunderlichen Spinnerinnen, die uns aus alten Ammenmärchen bekannt ſind; die Eine hat einen Plattfuß, die Andere einen breiten Daumen, und die Dritte eine Hängelippe. Hieran erkennt man ſie immer, ſie mögen ſich verjüngt oder verältert präſentieren*). Ich theile die lieblichſte Verſion dieſes Märchens nach dem Grimm'ſchen Buche mit.

Es war ein Mädchen faul und wollte nicht ſpinnen, und die Mutter mochte ſagen, was ſie wollte, ſie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daſs ſie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr grade die Königin vorbei, und als ſie das Weinen hörte, ließ ſie anhalten,

*) In den franzöſiſchen Ausgaben fehlt der obige Satz. Auch lauten die vorhergehenden Sätze der Form nach etwas anders.

Der Herausgeber.

trat in das Haus und fragte die Mutter, warum ſie ihre Tochter ſchlüge, daſs man draußen auf der Straße das Schreien hörte. Da ſchämte ſich die Frau, daſs ſie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren ſollte und ſprach: „Ich kann ſie nicht vom Spinnen abbringen, ſie will immer und ewig ſpinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeiſchaffen.“ Da antwortete die Königin: „Ich höre Nichts lieber als Spinnen, und bin nicht vergnügter als wenn die Räder ſchnurren; gebt mir Eure Tochter mit ins Schloſs, ich habe Flachs genug, da ſoll ſie ſpinnen, ſo viel ſie Luſt hat.“ Die Mutter war's von Herzen gerne zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als ſie ins Schloſs gekommen waren, führte ſie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom ſchönſten Flachs. „Nun ſpinn mir dieſen Flachs,“ ſprach ſie, und wenn du es fertig bringſt, ſo ſollſt du meinen älteſten Sohn zum Gemahl haben; biſt du gleich arm, ſo acht' ich nicht darauf, dein unverdroſſener Fleiß iſt Ausſtattung genug.“ Das Mädchen erſchrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht ſpinnen, und wär's dreihundert Jahr' alt geworden, und hätte jeden Tag von Morgen bis Abend dabei geſeſſen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen, und ſaß ſo drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten

Tage kam die Königin, und als ſie ſah, daſs noch Nichts geſponnen war, verwunderte ſie ſich, aber das Mädchen entſchuldigte ſich damit, daſs es vor großer Betrübnis über die Entfernung aus ſeiner Mutter Hauſe noch nicht hätte anfangen können. Das ließ ſich die Königin gefallen, ſagte aber beim Weggehen: „Morgen muſſt du mir anfangen zu arbeiten.“

Als das Mädchen wieder allein war, wuſſte es ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen, und trat in ſeiner Betrübnis vor das Fenſter. Da ſah es drei Weiber herkommen, davon hatte die Erſte einen breiten Platſchfuß, die Zweite hatte eine ſo große Unterlippe, daſs ſie über das Kinn herunterhing, und die Dritte hatte einen breiten Daumen. Die blieben vor dem Fenſter ſtehen, ſchauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen ſeine Noth, da trugen ſie ihm ihre Hilfe an und ſprachen: „Willſt du uns zur Hochzeit einladen, dich unſer nicht ſchämen und uns deine Baſen heißen, auch an deinen Tiſch ſetzen, ſo wollen wir dir den Flachs wegſpinnen, und Das in kurzer Zeit.“ „Von Herzen gern,“ antwortete es; „kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei ſeltſamen Weiber herein und machte in der erſten Kammer eine Lücke, wo ſie

ſich hinſetzten und ihr Spinnen anhuben. Die Eine zog den Faden und trat das Rad, die Andere netzte den Faden, die Dritte drehte ihn und ſchlug mit dem Finger auf den Tiſch, und ſo oft ſie ſchlug, fiel eine Zahl Garn zur Erde, und das war aufs feinſte geſponnen. Vor der Königin verbarg ſie die drei Spinnerinnen, und zeigte ihr, ſo oft ſie kam, die Menge des geſponnenen Garns, daſs Dieſe des Lobes kein Ende fand. Als die erſte Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abſchied und ſagten zum Mädchen: „Vergiſs nicht, was du uns verſprochen haſt, es wird dein Glück ſein.“

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete ſie die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute ſich, daſs er eine ſo geſchickte und fleißige Frau bekäme, und lobte ſie gewaltig. „Ich habe drei Baſen,“ ſprach das Mädchen, „und da ſie mir viel Gutes gethan haben, ſo wollte ich ſie nicht gern in meinem Glücke vergeſſen; erlaubt doch, daſs ich ſie zu der Hochzeit einlade, und daſs ſie mit an dem Tiſch ſitzen.“ Die Königin und der Bräutigam ſprachen: „Warum ſollen wir Das nicht erlauben?“ Als nun das Feſt anhub, traten die drei Jungfrauen in

wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „Seid willkommen, liebe Basen!“ „Ach,“ sagte der Bräutigam, „wie kommst du zu der garstigen Freundschaft?“ Darauf ging er zu der Einen mit dem breiten Platschfuß und fragte: „Wovon habt Ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten,“ antwortete sie, „vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur Zweiten und sprach: „Wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken,“ antwortete sie, „vom Lecken.“ Da fragte er die Dritte: „Wovon habt Ihr den breiten Daumen?“ „Vom Fadendrehen,“ antwortete sie, „vom Fadendrehen.“ Da erschrak der Königssohn und sprach: „So soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren.“ Damit war sie das böse Flachsspinnen los.

Und die Moral? Die Franzosen, denen ich dies Märchen erzählt habe, fragten mich immer nach der Moral davon. Meine Freunde, Das eben ist der Unterschied zwischen euch und uns. Wir fragen nur im wirklichen Leben, nicht aber bei den Schöpfungen der Poesie, nach der Moral. Ihr könnt jedenfalls aus dieser Geschichte lernen, wie man seinen Flachs von Andern spinnen lassen und doch Prinzessin werden kann. Es ist hübsch von der Amme, frühzeitig den Kindern zu bekennen, dass

es noch etwas Wirksameres als die Arbeit giebt, nämlich das Glück. Man erzählt bei uns häufig die Sage von Kindern, die in einer Glückshaut geboren sind, und denen später Alles in der Welt gelingt. Der Glaube an das Glück, als ein angeborenes oder zufällig gewährtes, ist von heidnischem Ursprung und kontrastiert anmuthig mit den christlichen Vorstellungen, wonach Leiden und Entbehrungen als die höchste Gunst des Himmels betrachtet werden.

Die Aufgabe, das Endziel des Heidenthums war die Erreichung des Glücks. Der griechische Held nennt es das goldene Flies, der deutsche den Nibelungenhort. Die Aufgabe des Christenthums war im Gegentheil die Entsagung, und seine Helden erlitten die Qualen des Märtyrerthums; sie luden sich selber das Kreuz auf, und ihr großartigster Kampf trug ihnen immer nur den Gewinn eines Grabes ein.

Man wird sich freilich erinnern, dass das goldene Flies und der Nibelungenhort ihren Besitzern großes Leid gebracht haben. Allein es war eben der Irrthum dieser Helden, dass sie das Gold für das Glück hielten. In der Hauptsache jedoch hatten sie Recht. Der Mensch soll das Glück auf dieser Erde erstreben, das süße Glück und nicht das Kreuz . . . Ach, er mag warten, bis er auf den

Kirchhof kommt; dann wird man es ihm ſchon auf die Gruft ſetzen, das Kreuz!*)

Ich kann nicht umhin, hier eines Märchens zu erwähnen, als deſſen Schauplatz mir die rheiniſche Heimat wieder recht blühend und lachend ins Gedächtnis tritt. Auch hier erſcheinen drei Frauen, von welchen ich nicht beſtimmen kann, ob ſie Elementargeiſter ſind oder Zauberinnen, nämlich Zauberinnen von der altheidniſchen Obſervanz, die ſich von der ſpäteren Hexenſchweſterſchaft durch poetiſchen Anſtand ſo ſehr unterſcheiden. Ganz genau habe ich die Geſchichte nicht im Kopfe; wenn ich nicht irre, wird ſie in Schreiber's rheiniſchen Sagen aufs umſtändlichſte erzählt**). Es iſt die Sage vom Wiſperthale, welches unweit Lorch am Rheine gelegen iſt. Dieſes Thal führt ſeinen Namen von den

*) In der älteſten franzöſiſchen Ausgabe fehlen hier die nachfolgenden Paſſagen bis S. 96: „Ich habe in dieſen Blättern ꝛc.“

Der Herausgeber.

**) Die obige Stelle ſtimmt mit der neueſten franzöſiſchen Ausgabe faſt überein. Der letzte Satz lautet dort: „Die hier mitgetheilte Verſion weicht ohne Zweifel von derjenigen ab, mit welcher uns der Verfaſſer des „Taſchenbuchs für Rheinreiſende,“ der geſchmackloſe und proſaiſche Herr Aloys Schreiber, regaliert hat.

Der Herausgeber.

wiſpernden Stimmen, die Einem dort am Ohre vorbeipfeifen und an ein gewiſſes heimliches Piſt! Piſt! erinnern, das man zur Abendzeit in gewiſſen Seitengäſschen einer Hauptſtadt zu vernehmen pflegt. Durch dieſes Wiſperthal wanderten eines Tages drei junge Geſellen, ſehr froh gelaunt und höchſt neugierig, was doch das beſtändige Piſt! Piſt! bedeuten möge. Der Ältere und Geſcheiteſte von ihnen, ein Schwertfeger ſeines Handwerks, rief endlich ganz laut: Das ſind Stimmen von Weibern, die gewiſs ſo häſslich ſind, daſs ſie ſich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernd ſchlauen Worte geſprochen, da ſtanden plötzlich drei wunderſchöne Jungfrauen vor ihm, die ihn und ſeine zwei Gefährten mit anmuthiger Gebärde einluden, ſich in ihrem Schloſſe von den Mühſeligkeiten der Reiſe zu erholen und ſonſtig zu erluſtigen. Dieſes Schloſs, welches ſich ganz in ihrer Nähe befand, hatten die jungen Geſellen vorher gar nicht bemerkt, vielleicht weil es nicht frei aufgebaut, ſondern in einen Felſen ausgehauen war, ſo daſs nur die kleinen Spitzbogenfenſter und ein großer Thorweg von außen ſichtbar. Als ſie hineintraten in das Schloſs, wunderten ſie ſich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegenglänzte. Die drei Jungfrauen, welche es ganz allein zu bewohnen ſchienen, gaben

ihnen dort ein köſtliches Gaſtmal, wobei ſie ihnen ſelber den Weinbecher kredenzten. Die jungen Geſellen, denen das Herz in der Bruſt immer freudiger lachte, hatten nie ſo ſchöne, blühende und liebreizende Weibsbilder geſehen, und ſie verlobten ſich denſelben mit vielen brennenden Küſſen. Am dritten Tage ſprachen die Jungfrauen: Wenn ihr immer mit uns leben wollt, ihr holden Bräutigame, ſo müſſt ihr vorher noch einmal in den Wald gehen und euch erkundigen, was die Vögel dort ſingen und ſagen; ſobald ihr dem Sperling, der Elſter und der Eule ihre Sprüche abgelauſcht und ſie wohlverſtanden habt, dann kommt wieder zurück in unſere Arme.

Die drei Geſellen begaben ſich hierauf in den Wald, und nachdem ſie ſich durch Geſtrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorne ſich geritzt, auch über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu dem Baume, worauf ein Sperling ſaß, welcher folgenden Spruch zwitſcherte:

Es ſind mal drei dumme Hänſe
Ins Schlaraffenland gezogen;
Da kamen die gebratenen Gänſe
Ihnen juſt vors Maul geflogen.
Sie aber ſprachen: Die armen Schlaraffen,

Sie wiſſen doch nichts Geſcheites zu ſchaffen,
Die Gänſe müſſten viel kleiner ſein,
Sie gehn uns ja nicht ins Maul hinein.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, Das iſt eine ganz richtige Bemerkung! Ja, ja, wenn der lieben Dummheit die gebratenen Gänſe ſogar vors Maul geflogen kommen, ſo fruchtet es ihr doch Nichts! Ihr Maul iſt zu klein und die Gänſe ſind zu groß, und ſie weiß ſich nicht zu helfen!

Nachdem die drei Geſellen weiter gewandert, ſich durch Geſtrüpp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorne ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume, auf deſſen Zweigen eine Elſter hin- und herſprang und folgenden Spruch plapperte: Meine Mutter war eine Elſter, meine Großmutter war ebenfalls eine Elſter, meine Urgroßmutter war wieder eine Elſter, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elſter, und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht geſtorben wär', ſo lebte ſie noch.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, Das verſtehe ich! Das iſt ja die allgemeine Weltgeſchichte. Das iſt am Ende der Inbegriff aller unſerer Forſchungen, und Viel mehr werden die Menſchen auf dieſer Welt nimmermehr erfahren.

Nachdem die drei Geſellen wieder weiter gewandert, durch Geſtrüpp und Krüppelholz ſich den Weg gebahnt, an manchem Dorne ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume, in deſſen Höhlung eine Eule ſaß, die folgenden Spruch vor ſich hin murrte: Wer mit einem Weibe ſpricht, Der wird von einem Weibe betrogen, wer mit zwei Weibern ſpricht, Der wird von zwei betrogen, und wer mit drei Weibern ſpricht, Der wird von drei betrogen.

Holla! rief zornig der Schwertfeger, du häſslicher, armſeliger Vogel mit deiner häſslichen, armſeligen Weisheit, die man von jedem bucklichten Bettler für einen Pfennig kaufen könnte! Das iſt alter, abgeſtandener Leumund. Du würdeſt die Weiber weit beſſer beurtheilen, wenn du hübſch und luſtig wäreſt wie wir, oder wenn du gar unſere Bräute kennteſt, die ſo ſchön ſind wie die Sonne und ſo treu wie Gold!

Hierauf machten ſich die drei Geſellen auf den Rückweg, und nachdem ſie, luſtig pfeifend und trillernd, einige Zeit lang gewandert, befanden ſie ſich wieder Angeſichts des Felſenſchloſſes, und mit ausgelaſſener Fröhlichkeit ſangen ſie das Schelmenlied:

Riegel auf, Riegel zu,
Feins Liebchen, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?
Weinst du oder lachst du?

Während nun die jungen Gesellen solchermaßen jubilierend vor dem Schlossthore standen, öffneten sich über demselben drei Fensterchen, und aus jedem guckte ein altes Mütterchen heraus; alle drei langnasig und triefäugig, wackelten sie vergnügt mit ihren greisen Köpfen, und sie öffneten ihre zahnlosen Mäuler und sie kreischten: Da unten sind ja unsere holden Bräutigame! Wartet nur, ihr holden Bräutigame, wir werden euch gleich das Thor öffnen und euch mit Küssen bewillkommnen, und ihr sollt jetzt das Lebensglück genießen in den Armen der Liebe!

Die jungen Gesellen, zu Tode bestürzt, warteten nicht so lange, bis die Pforten des Schlosses und die Arme ihrer Bräutchen und das Lebensglück, das sie darin genießen sollten, sich ihnen öffneten; sie nahmen auf der Stelle Reißaus, liefen über Hals und über Kopf, und machten so lange Beine, dass sie noch desselben Tags in der Stadt Lorch anlangten. Als sie hier des Abends in der Schenke beim Weine saßen, mussten sie manchen Schoppen

leeren, ehe ſie ſich von ihrem Schrecken ganz erholt. Der Schwertfeger aber fluchte hoch und theuer, daſs die Eule der klügſte Vogel der Welt ſei und mit Recht für ein Sinnbild der Weisheit gelte.

Ich habe dieſe Erzählung dem Märchen von den drei Spinnerinnen angereiht. Nach der Meinung einiger gelehrten Helleniſten ſind Letztere die drei Parzen; allein unſere patriotiſchen Alterthumsforſcher, welche für Alles, was nach klaſſiſchen Studien ausſieht, wenig eingenommen ſind, vindicieren dieſe drei Frauen der ſkandinaviſchen Mythologie und behaupten, es ſeien die drei Nornen. Dieſe beiden Hypotheſen könnten auch auf die drei Frauen des Wiſperthals Anwendung finden. Es iſt ſchwierig, das Weſen der ſkandinaviſchen Nornen genau zu beſtimmen. Man kann ſie für Eins und Daſſelbe mit den Walküren halten, von denen ich ſchon geſprochen. Die Sagas der isländiſchen Dichter erzählen uns von dieſen Walküren die wunderbarſten Dinge. Bald reiten ſie in den Lüften über dem Getümmel der Schlacht, deren Loos ſie entſcheiden; bald ſind ſie Amazonen, welche Schildjungfrauen genannt werden und für ihre Liebhaber kämpfen; bald erſcheinen ſie unter der Geſtalt jener Schwanenjungfrauen, von denen ich oben einige Züge mitgetheilt. Es herrſcht in dieſen Traditionen eine

Verworrenheit, die ſo neblicht iſt wie der Himmel des Nordens. Eine derartige Walküre war die ſtarke Sigrun; in der Saga, die von ihr redet, finden wir eine rührende Epiſode, die an Bürger's „Lenore“ erinnert. Aber Letztere erſcheint matt im Vergleich mit der Heldin des ſkandinaviſchen Gedichtes. Ich gebe nachſtehend einen Auszug dieſer Saga.

König Sigmund, der Sohn Wölſung's, hatte Borghild von Bralund zur Gemahlin, und ſie nannten ihren Sohn Helgi, nach Helgi, dem Sohne Sorward's. Sigmund und die Mannen ſeines Geſchlechts nannten ſich Wölſungen. — Hunding war der König eines reichen Landes, das nach ihm Hundland hieß; er war ein großer Krieger und der Vater zahlreicher Söhne, die zum Kampf ausgezogen. Der König Hunding und der König Sigmund lebten miteinander in Feindſchaft und Krieg, und tödteten einander gegenſeitig ihre Freunde, — Granmar war der Name eines mächtigen Königs, der auf einer Anhöhe, Swarinshöh genannt, reſidierte; er hatte viele Söhne, von welchen der Eine Hodbrodd, der Andere Gudmund und der Dritte Starkodbr hieß. Hodbrodd wohnte der Königsverſammlung bei, und ward mit Sigrun, der Tochter Högni's, verlobt. Als aber Dieſe hievon Kunde erhielt, ſchwang ſie ſich mit den Walküren aufs

Roſs, und durchſchweifte die Lüfte und das Meer, um Helgi aufzuſuchen. Helgi befand ſich damals zu Logafjäll; er hatte gegen Hunding's Söhne gekämpft, hatte Alf, Eiolf, Hagbard und Herward getödtet, und ermüdet von der Schlacht ruhte er unter der Adlerklippe aus. Dort fand ihn Sigrun; ſie fiel ihm um den Hals, umarmte ihn (unter ihrem Helm) und ſprach: „Mein Vater hat mich mit dem böſen Sohne Granmar's verlobt, aber ich habe ihn tapfer wie den Sohn einer Katze genannt. In wenigen Nächten wird der Fürſt kommen, wenn du ihn nicht auf das Schlachtfeld lockſt, und die Königstochter entführſt.“ Da fühlte ſich der Held von Liebe zu der Jungfrau ergriffen; aber Sigrun hatte den Sohn Sigmund's ſchon leidenſchaftlich geliebt, bevor ſie ihn geſehen. Die Tochter Högni's folgte daher ihrem Herzen, indem ſie ſagte, daſs ſie Helgi's Liebe bedürfe. „Aber,“ fuhr Sigrun fort, „ich ſehe, o Prinz, den Zorn der Freunde unſeres Hauſes voraus, weil ich den liebſten Wunſch meines Vaters vereitelt habe.“ Helgi antwortete: „Kümmere dich nicht um den Zorn Högni's, noch um den Groll deines Stammes; du wirſt bei mir wohnen, Jungfrau; du biſt, wie ich ſehe, von edler Herkunft.“ Helgi verſammelte eine große Zahl Krieger und hieß ſie zu Schiff ſteigen, und fuhr mit

ihnen gen Frekaſtein; auf dem Meere wurden ſie von einem heftigen Sturm überfallen, der ſie in Lebensgefahr brachte, die Blitze zuckten rings am Himmel, der Strahl fuhr hinab und traf ihre Schiffe. Da ſahen ſie neun Walküren in den Lüften reiten, und ſie erkannten Sigrun; bald legte ſich das Unwetter, und ſie erreichten wohlbehalten das Ufer. Die Söhne Granmar's lagerten auf einem Berge, als die Schiffe ans Land kamen. Gudmund warf ſich auf ſein Pferd und ritt zum Meere hinab, um die Ankömmlinge in Augenſchein zu nehmen. Da zogen die Wölſungen ihre Segel auf, und Gudmund frug: „Wer iſt der König, der über dieſe Flotte gebeut und dies furchtbare Heer in unſer Land führt?“ Der Sohn Sigmund's antwortete ihm ſtolz und herausfordernd, und Gudmund kehrte mit der Kriegsbotſchaft zurück. Alsbald ſammelten die Söhne Granmar's ein Heer, in welchem ſich viele Könige befanden, ſowie auch Högni, der Vater Sigrun's, und ſeine Söhne Bragi und Dag. Und es kam zu einer großen Schlacht, in der alle Söhne Granmar's und alle ihre Heeresoberſten fielen, ausgenommen Dag, den Sohn Högni's, welcher Frieden ſchloſs und den Wölſungen Treue ſchwor. Sigrun ging über das Schlachtfeld und fand Hodbrodd, der im Sterben lag. Sie ſprach: „Niemals,

o König Hodbrodd, wird Sigrun von Sewafjäll in deinen Armen ruhn; dein Leben iſt verfallen. Bald wird die Wolfstatze die Söhne Granmar's zerfleiſchen." Dann ging ſie wieder zu Helgi und war voller Freude; der junge Krieger ſprach zu ihr: „Leider, o Allwitr (die Allwiſſende, einer der Namen, die man den Walküren gab), leider iſt nicht Alles nach deinen Wünſchen gegangen, aber die Nornen lenken unſre Schickſale; Bragi und Högni ſind heute Morgen bei Frekaſtein gefallen — ich war ihr Mörder. Und Starkoddr fiel bei Styrkleif, und bei Hlebjorg fielen Hrollang's Söhne; der Eine von ihnen war der grimmſte Held, den ich jemals geſehen; als ſein Kopf abgehauen war, kämpfte noch immer ſein Leib. Faſt dein ganzes Geſchlecht liegt jetzt am Boden, verwundet und todt; du haſt in dieſer Schlacht Nichts gewonnen; es war dir vorherbeſtimmt, nur durch Kämpfe die Erfüllung deiner Wünſche zu erreichen." Da vergoſs Sigrun Thränen, und Helgi ſprach: „Tröſte dich, Sigrun, du warſt unſere Hilde (eine Kriegsgöttin, die zum Kampf anfeuerte); die Könige ſelbſt entgehen nicht ihrem Schickſal!" Sie antwortete: „Ach, könnte ich Die, welche todt ſind, wieder beleben, zugleich aber in deinen Armen ruhn!"

Helgi nahm Sigrun zum Weibe, und sie schenkte ihm Söhne. Helgi lebte nicht lange. Dag, der Sohn Högni's, brachte Odin Opfer dar und bat ihn um Beistand, seinen Vater zu rächen, und Odin lieh ihm seine furchtbare Lanze. Dag fand seinen Schwager in der Gegend, welche Fjöturland heißt, und er durchbohrte ihn mit der Lanze Odin's. So fiel Helgi; aber Dag ritt sofort nach Sewafjäll und brachte Sigrun die Nachricht von dem Tode ihres geliebten Helden. „Meine Schwester, ich bin genöthigt, dir eine traurige Botschaft zu verkünden. Ich muss dich Thränen vergießen machen; ein König ist heute Morgen in Fjöturland gefallen, ein König, welcher der beste von allen auf Erden war, und dessen Haupt hoch über dem der tapfersten Krieger emporragte." Sigrun rief aus: „Möge dein Herz durchbohrt werden von allen Eiden, die du Helgi bei der Lichtwelle Leiptr's (der Fluss der Unterwelt) und bei der Eisklippe geschworen hast, die von seinen Wassern bespült wird! Möge nie ein Schiff unter dir dahingleiten, das ein günstiger Wind treibt; möge nie ein Schlachtross dich forttragen, würdest du auch von deinen grausamsten Feinden verfolgt! Möge das Schwert, das du schwingst, seine Schneide verlieren, wenn es dir nicht selbst um das Haupt pfeift! O, könn-

teſt du, um den Tod Helgi's an dir gerächt zu ſehn, in einen Wolf verwandelt werden und im Walde leben, jedes Guts, jeder Freude und jeder Nahrung beraubt, wenn du nicht zwiſchen Leichen umherſpringſt!“ Dag erwiderte: „Du raſeſt, meine Schweſter, und es iſt Wahnſinn, deinem Bruder zu fluchen. Odin allein war Urſache all dieſes Unglücks; er warf Zwietrachtsrunen zwiſchen die nächſten Verwandten. Dein Bruder bietet dir jetzt die rothen Ringe der Verſöhnung, er bietet dir alles Land von Wlandilswe und Wigdali; nimm, o Weib mit den Ringen geſchmückt, nimm für dich und deinen Sohn die Hälfte des Reiches zum Erſatz für deinen Schmerz!“ Sigrun ſprach: „Nimmer werde ich glücklich in Sewafjäll thronen, noch mich des Lebens erfreuen bei Nacht oder bei Tag, wenn der Glanz meines Helden nicht an der Pforte des Grabes erſcheint, und wenn das Streitroſs meines Königs, Wigblör mit den goldenen Zügeln, ſich nicht unter ihm bäumt, auf daſs ich ihn erfaſſen und ihn in meine Arme drücken kann. So erſchreckt flohen vor Helgi alle ſeine Feinde und ihre Freunde, wie vor dem Wolf die aufgeſcheuchten Bergziegen entfliehen. So hoch ragte Helgi unter den Helden hervor, wie die Edeleſche unter den Brombeeren hervorragt, oder wie der thaubenetzte Damhirſch alle

anderen Thiere übertrifft und ſeine glänzenden Hörner gen Himmel erhebt!“

Ein Grabhügel ward über Helgi errichtet; und als er nach Walhall kam, bot ihm Odin an, mit ihm ſeine Herrſchaft über das Weltall zu theilen. Und Helgi ſprach, Hunding erblickend: „Du, Hunding, wirſt alle Tage, bevor du zu Bette gehſt, jedem Manne ſein Fußbad bereiten, du wirſt das Feuer anzünden, die Hunde koppeln, die Pferde beſorgen und den Schweinen ihr Futter geben!“

Die Magd Sigrun's ging Abends am Grabhügel Helgi's vorüber, und ſiehe, ſie ſah Helgi mit einem zahlreichen Gefolge von Kriegern die Höhe hinanreiten. Die Magd ſagte: „Sind es nur Trugbilder, die meinen Augen erſcheinen, oder iſt das Ende der Welt da? Todte Männer kommen geritten; mit den Sporen treibt ihr eure Streitroſſe an. Iſt die Rückkehr den Helden gewährt?“ Helgi ſprach: „Es ſind keine Trugbilder, die deinen Augen erſcheinen, und das Ende der Welt iſt auch noch nicht da, obgleich du uns ſiehſt und wir mit den Sporen unſere Streitroſſe antreiben, aber die Rückkehr iſt den Helden gewährt.“ Die Magd ging eilig nach Hauſe und ſprach zu Sigrun: „Geh auf den Hügel, Sigrun von Sewafjäll, wenn es dich verlangt, den Fürſten der Völker zu finden; das Grab

hat ſich geöffnet, Helgi iſt gekommen, ſeine Wunden bluten; er ladet dich ein, ſie zu ſtillen und ſie zu heilen. Sigrun eilte zum Hügel, trat zu Helgi und ſprach: „Wie froh bin ich, dich wiederzuſehn! ſo froh wie Odin's fraßgierige Geier, wenn ſie den Geruch von Leichnamen wittern, oder, von Thau befeuchtet, die Morgenröthe heraufſteigen ſehn. Zuerſt will ich dich umarmen, todter König, ehe du dein blutiges Panzerhemd ablegſt. O Helgi, dein Haar iſt weiß geworden vom Reif, du biſt überall von dem Thau der Todten (das Blut) bedeckt, und deine Hände ſind kalt wie Eis. Wie vermag ich, o König, deinen Leiden Linderung zu verſchaffen?“ Helgi antwortete: „Du allein, Sigrun von Sewaſjäll, biſt Urſache, daſs Helgi vom Thau des Unglücks benetzt iſt; allabendlich, ehe du einſchläfſt, o Königin mit Gold und Edelſteinen geſchmückt, vergießeſt du lange Zeit bittere Thränen. Jede deiner Thränen iſt blutend auf meine Bruſt gefallen, auf meine eiſige und ſchmerzzerſchlagene Bruſt! Aber wir trinken noch mit einander den Saft der Wonnen, wenn wir auch jede Freude und jegliches Gut verloren; ja, daſs Niemand ein Trauerlied anſtimme, wenn er auch klaffende Wunden auf meiner Bruſt ſieht! Frauen weilen jetzt bei uns im Verborgenen, Königsfrauen bei uns, den Todten!“ Sigrun bereitete

ein Bett in dem Hügel: „Hier iſt ein Bett der Ruhe und frei von Sorgen, das ich für dich bereitet habe, o Helgi, Sohn Wölſung's! Ich will ſchlafen in deinen Armen, o König, wie ich es gethan, als du lebteſt!“ Helgi ſprach: „Jetzt behaupte ich, daſs Nichts unglaublich iſt früh oder ſpät in Sewafjäll, da du, hehre Tochter Högni's von königlichem Stamme, in meinen lebloſen Armen ruhſt, du, die noch unter den Lebenden weilet! — Aber es iſt Zeit, daſs ich meinen Lichtweg wieder wandle, und mein bleiches Streitroſs ſeinen Luftpfad wieder antrete, den das Morgenroth ſchon zu erhellen beginnt; denn ich muſs weſtwärts von der Windhjalm-Brücke (der Regenbogen) ſein, ehe Salgofuir (der Hahn) das Volk der Sieger weckt.“ — Helgi und ſein Gefolge ritten auf ihren Streitroſſen fort, und die Frauen kehrten zu ihrer Wohnung zurück. Am folgenden Tag gegen Abend ließ Sigrun ihre Magd am Grabhügel Wacht halten. Aber bei Sonnenuntergang, als Sigrun zum Hügel kam, ſagte ſie: „Um dieſe Stunde würde der Sohn Sigmund's von Odin's Hallen gekommen ſein, wenn er heute zu kommen gedächte. Meine Hoffnung erliſcht, den Helden wieder erſcheinen zu ſehn, denn die Adler laſſen ſich ſchon nieder auf den Zweigen der Eſche, und alle Welt beeilt ſich, in das Reich der Träume

einzugehn.“ Die Magd erwiderte: „Sei nicht ſo tollkühn, o Tochter der Skjoldunger, dich allein in die Wohnungen der Geiſter zu begeben; in der Nacht ſind die Todten mächtiger als in der Helle des Tages.“ — Sigrun lebte nicht lange in Leid und in Gram.

Hier endigt die Sage, aber der Erzähler fügt auf eigene Verantwortung die Worte hinzu:

Es herrſchte in alten Zeiten der Glaube an die Wiedergeburt der Menſchen; allein in unſeren Tagen nennt man Das ein Ammenmärchen. Man berichtet von Helgi und Sigrun, daſs ſie zum zweiten Mal lebten; er hieß nachmals Helgi, der Held von Haddjugia, und Sigrun hieß Kara, die Tochter Halfdan's, und ſie war eine Walküre.

Ich gebe noch den Anfang einer andern ſkandinaviſchen Sage, die Wölundurs-Saga genannt, weil daraus ein recht deutlicher Beweis der Verwandtſchaft oder gar der Identität der Walküren mit den drei Spinnerinnen und den Schwanenjungfrauen hervorzugehen ſcheint, von denen ich vorhin geſprochen. Es heißt dort:

Nidhudur war der Name eines Königs in Swithiod (Schweden); er war der Vater zweier Söhne und einer Tochter, Namens Baudwildur. — Und er hatte in Finnland drei Brüder, Söhne des

Königs in dieſem Lande, von denen der älteſte Slagfidr, der zweite Egil und der dritte Wölundur hieß; ſie zogen aus, ihre Herden zu weiden, und ſie kamen nach Ulfdalir (das Wolfsthal), wo ſie ſich Hütten bauten. Dort war ein See, Namens Ulffjar (der Wolfsſee), und am Ufer dieſes Waſſers fanden die Königsſöhne eines Morgens zu ſehr früher Stunde drei Frauen ſitzen, welche Flachs ſpannen und ihre Schwanengewänder neben ſich auf die Erde gelegt hatten. Es waren Walküren, und zwei von ihnen waren Töchter des Königs Landwer; ſie hießen, die Eine Hladgur Swanhvit (Schwanenweiß) und die Andere Hervoer Alwitr (die Allwiſſende); aber die Dritte war Aulrun, die Tochter Kjar's von Walland. Die drei Brüder führten ſie heim, und Egil nahm Aulrun, Slagfidr Swanhvit und Wölundur Alwitr zur Gemahlin. Sie blieben ſieben Winter beiſammen, aber im achten Jahre entflogen die Frauen, um bei Kämpfen zugegen zu ſein, und ſie kamen nimmer zurück. Egil zog fort, um Aulrun zu ſuchen, und Slagfidr ſuchte ſeine Swanhvit, aber Wölundur blieb in Ulfdalir. Er war, nach dem Bericht alter Sagen, der geſchickteſte Mann in ſeiner Kunſt. Er faſſte koſtbare Perlen in edles Gold, und er reihte all' ſeine Ringe auf ein Baſtſeil. So erwartete er die Rückkehr ſeiner Hehren

Gemahlin. — Als Nidhudur, der König von Swithiod, erfuhr, daſs Wölundur allein in Ulfdalir ſei, zog er nächtlicher Weile aus mit ſeinen Mannen; ihre Rüſtungen waren feſt gefügt, und ihre Schilde glänzten im Mondenſchein. Bei der Wohnung Wölundur's angelangt, überfielen ſie den Königsſohn und knebelten ihn während ſeines Schlafes, und Nidhudur führte ihn mit ſich fort. U. ſ. w.

Ich habe in dieſen Blättern immer nur flüchtig ein Thema berührt, welches zu den intereſſanteſten Betrachtungen einen bändereichen Stoff bieten könnte, nämlich die Art und Weiſe, wie das Chriſtenthum die altgermaniſche Religion entweder zu vertilgen oder in ſich aufzunehmen ſuchte, und wie ſich die Spuren derſelben im Volksglauben erhalten haben. Wie jener Vertilgungskrieg geführt wurde, iſt bekannt. Da, wo die chriſtlichen Prieſter nicht durch geſchickte Mirakel die Prieſter des Heidenthums zu verdrängen vermochten, kam ihnen das Schwert der weltlichen Gewalt willfährig zu Hilfe. Die meiſten Bekehrungen wurden durch chriſtliche Prinzeſſinnen vollbracht, welche den heidniſchen Anführer heiratheten, und es giebt Jahrhunderte, wo die ganze Kirchengeſchichte nur eine Heirathschronik iſt. Wenn das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienſt, auch nach der Bekehrung für gewiſſe Orte eine

verjährte Ehrfurcht bewahrte, ſo ſuchte man ſolche Sympathie entweder für den neuen Glauben zu benutzen, oder als Antriebe des böſen Feindes zu verſchreien. Bei jenen Quellen, die das Heidenthum als göttlich verehrte, baute der chriſtliche Prieſter ſein kluges Kirchlein, und er ſelber ſegnete jetzt das Waſſer und exploitierte deſſen Wunderkraft. Es ſind noch immer die alten lieben Brünnlein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet, und wo es gläubig ſeine Geſundheit ſchöpft, bis auf heutigen Tag. Die heiligen Eichen, die den frommen Äxten widerſtanden, wurden verleumdet; unter dieſen Bäumen, hieß es jetzt, trieben die Teufel ihren nächtlichen Spuk und die Hexen ihre hölliſche Unzucht. Aber die Eiche blieb dennoch der Lieblingsbaum des deutſchen Volkes, die Eiche iſt noch heut zu Tage das Symbol der deutſchen Nationalität ſelber: es iſt der größte und ſtärkſte Baum des Waldes; ſeine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; ſein Wipfel, wie ein grünes Banner, flattert ſtolz in den Lüften; die Elfen der Poeſie wohnen in ſeinem Stamme; die Miſtel der heiligſten Weisheit rankt an ſeinen Äſten; nur ſeine Früchte ſind kleinlich und ungenießbar für Menſchen.

In den altdeutſchen Geſetzen, vorzüglich der Alemannen, giebt's jedoch noch viele Verbote, daſs

man bei den Flüssen, den Bäumen und Steinen nicht seine Andacht verrichten solle, in ketzerischem Irrwahn, dass eine Gottheit darin wohne. Karl der Große musste in seinen Kapitularien ausdrücklich befehlen, man solle nicht opfern bei Steinen, Bäumen, Flüssen; auch solle man dort keine geweihten Kerzen anzünden*).

Diese drei, Steine, Bäume und Flüsse, erscheinen als Hauptmomente des germanischen Kultus, und damit korrespondiert der Glaube an Wesen, die in den Steinen wohnen, nämlich Zwerge, an Wesen, die in den Bäumen wohnen, nämlich Elfen, und an Wesen, die im Wasser wohnen, nämlich Nixen. Will man einmal systematisieren, so ist diese Art weit zweckmäßiger, als das Systematisieren nach den verschiedenen Elementen, wo man, wie Paracelsus, noch für das Feuer eine vierte Klasse Elementargeister, nämlich die Salamander, annimmt. Das Volk aber, welches immer systemlos, hat nie Etwas von Dergleichen gewusst, und ich bin überzeugt, dass der Glaube an Feuergeister nur dem Paracelsus selbst seine Entstehung verdankte. Es giebt unter dem Volke eigentlich nur die Sage von einem Thiere,

*) Der letzte Halbsatz fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

welches im Feuer leben könne und Salamander heiße. Alle Knaben ſind eifrige Naturforſcher, und als kleiner Junge habe ich es mir mal ſehr angelegen ſein laſſen, zu unterſuchen, ob die Salamander wirklich im Feuer leben können. Als es einſt meinen Schulkameraden gelungen, ein ſolches Thier zu fangen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als daſſelbe in den Ofen zu werfen, wo es erſt einen weißen Schleim in die Flammen ſpritzte, immer leiſer ziſchte und endlich den Geiſt aufgab. Dieſes Thier ſieht aus wie eine Eidechſe, iſt aber ſafrangelb, etwas ſchwarz geſprenkelt, und der weiße Saft, den es im Feuer von ſich giebt, und womit es vielleicht manchmal die Flamme löſcht, mag den Glauben veranlaſſt haben, daſs es in den Flammen leben könne.

Die feurigen Männer, die des Nachts umherwandeln, ſind keine Elementargeiſter, ſondern Geſpenſter von verſtorbenen Menſchen, todten Wucherern, unbarmherzigen Amtmännern und Böſewichtern, die einen Grenzſtein verrückt haben. Die Irrwiſche ſind auch keine Geiſter. Man weiß nicht genau, was ſie ſind; ſie verlocken den Wanderer in Moorgrund und Sümpfe. Die Engländer nennen ſie Will with a wisp oder wohl auch Jack with a lantern. Wie geſagt, eine ganze Klaſſe Feuer-

geiſter, wie Paracelſus ſie beſchreibt, kennt das Volk nicht*). Es ſpricht höchſtens nur von einem einzigen

*) Der obige Satz ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben zu Anfang dieſes Abſatzes. Statt der nachfolgenden Zeilen findet ſich dort die Stelle:

„Was die echten Feuergeiſter betrifft, d. h. Die, welche im Feuer zu leben vermögen, ſo giebt es Deren vielleicht nur zwei, nämlich Gott und den Teufel.

Da man in unſerm Frankreich Wenig von dieſen beiden Widerſachern weiß, oder von ihnen nur dunkle Erinnerungen hat, werdet ihr vielleicht neugierig ſein, zu erfahren, was der Volksglaube in Deutſchland darüber meldet.

Daſs Gott ein Feuergeiſt ſei, behaupten ſchon die alten Philoſophen, z. B. Porphyrius, nach welchem unſre Seele nur ein Ausfluſs der Feuerſeele Gottes iſt. Die alten Magier haben das Feuer als die Gottheit ſelbſt verehrt. Moſes ſah Jehovah im feurigen Buſche . . . Wäre er nicht ein Feuergeiſt, wie hätte er ſich dort aufhalten können? Die gewichtigſte Autorität iſt die des kleinen Mädchens, dem die Muttergottes erlaubt hatte, im Himmel umherzugehn. Nachdem die Kleine zwölf große Zimmer geſehn hatte, in deren jedem ein Apoſtel wohnte, kam ſie endlich zu einer Kammer, in welche einzutreten die Muttergottes ihr ſtreng verboten hatte. Aber ſie vermag ihrer Neugier nicht zu widerſtehen, ſie öffnet die Thür, und was erblickt ſie? Die heilige Dreieinigkeit inmitten eines hellſtrahlenden rothen Feuers.

Der Teufel muſs ein Feuergeiſt ſein; wie könnte er es ſonſt in der Hölle aushalten? Aber während der liebe Gott das Feuer verträgt, weil er ſelbſt ein feuriger Geiſt iſt, hält

Feuergeist, und Das ist kein Anderer als Lucifer, Satan, der Teufel. In alten Balladen erscheint er unter dem Namen der Feuerkönig, und im Theater, wenn er auftritt oder abgeht, fehlen nie die obligaten Flammen. Da er also der einzige Feuergeist ist und uns für eine ganze Klasse solcher Geister schadlos halten muss, wollen wir ihn näher besprechen.

In der That, wenn der Teufel kein Feuergeist wäre, wie könnte er es dann in der Hölle aushalten? Er ist ein Wesen von so kalter Natur, dass er sogar nirgend anders als im Feuer sich behaglich fühlen kann. Über diese kalte Natur des Teufels haben sich alle die armen Frauen beklagt, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Merkwürdig übereinstimmend sind in dieser Hinsicht die Aussagen der Hexen, wie wir sie in den Hexenprocessen aller Lande*) finden können. Diese Damen, die ihre fleischlichen Verbindungen mit dem Teufel eingestanden, sogar auf der Folter, erzählen immer von der Kälte seiner Umarmungen; eiskalt, klagten

---

der Teufel dasselbe vortrefflich aus, weil er von so kalter Natur ist, dass er sich nur im Feuer behaglich fühlt."

Der Herausgeber.

*) „und besonders in den Werken des Kriminalisten Carpzow" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

sie, waren die Ergüsse dieser teuflischen Zärtlichkeit*). Er erschien ihnen gewöhnlich im Gewand eines Höflings, mit einer rothen Feder auf dem Kopfe.

Der Teufel ist kalt, selbst als Liebhaber. Aber häßlich ist er nicht; denn er kann ja jede Gestalt annehmen. Nicht selten hat er sich ja auch mit weiblichem Liebreiz bekleidet, um irgend einen frommen Klosterbruder von seinen Bußübungen abzuhalten oder gar zur sinnlichen Freude zu verlocken. Bei Anderen, die er nur schrecken wollte, erschien er in Thiergestalt, er und seine hölliſchen Gesellen. Besonders wenn er vergnügt ist und viel geschlemmt und gebechert hat, zeigt er sich gern als ein Vieh. Da war ein Edelmann in Sachsen, Der hatte seine Freunde eingeladen zu einem Gastmahl. Als nun der Tisch gedeckt und die Stunde der Mahlzeit gekommen und Alles zugerichtet war, fehlten ihm seine Gäste, die sich Einer nach dem Andern entschuldigen ließen. Darob zornig, entfuhren ihm die Worte: „Wenn kein Mensch kommen will, so mag der Teufel bei mir essen mit der ganzen Hölle!“ und er ver-

*) Der letzte Halbsatz lautet in der ältesten französischen Ausgabe: „besonders aber klagen sie darüber, daß seine Nase eiskalt und gar zu stumpf sei.“

Der Herausgeber.

ließ das Haus, um seinen Unmuth zu verschmerzen. Mittlerweile kommen in den Hof hereingeritten große und schwarze Reiter, und heißen des Edelmanns Knecht seinen Herrn suchen, um ihm anzuzeigen, daſs die zuletzt geladenen Gäste angelangt seien. Der Knecht, nach langem Suchen, findet endlich seinen Herrn, kehrt mit Diesem zurück, haben aber Beide nicht den Muth, ins Haus hineinzugehn. Denn sie hören, wie drinnen das Schlemmen, Schreien und Singen immer toller wird, und endlich sehen sie, wie die besoffenen Teufel in der Gestalt von Bären, Katzen, Böcken, Wölfen und Füchsen ans offene Fenster treten, in den Pfoten die vollen Becher oder die dampfenden Teller, und mit glänzenden Schnauzen und lachenden Zähnen heruntergrüßend.

Daſs der Teufel in Gestalt eines schwarzen Bockes dem Konvente der Hexen präsidiert, ist allgemein bekannt. Welche Rolle er in dieser Gestalt zu spielen pflegte, werde ich später berichten, wenn ich von Hexen und Zauberei zu reden habe. In dem merkwürdigen Buche, worin der hochgelahrte Georgius Godelmanus über dieſes letztere Thema einen wahrhaften und folgebegründeten Bericht abstattet, finde ich auch, daſs der Teufel nicht

ſelten in der Geſtalt eines Mönchs erſcheint. Er erzählt folgendes Beiſpiel:

„Als ich in der berühmten hohen Schule zu Wittenberg die Rechte ſtudierte, gedenkt mir noch wohl, etlichemal von meinen Lehrmeiſtern daſelbſt gehört zu haben, daſs vor Luther's Thür gekommen ſei ein Münch, welcher heftig an der Thüre geklopft, und wie ihm der Diener aufthat und fragte, was er wollte, da fraget der Münch, ob der Luther daheim wäre. Als Lutherus die Sache erfuhr, ließ er ihn herein gehen, weil er nun eine gute Weile keinen Münch geſehen hatte. Da Dieſer hineinkam, ſprach er, er habe etliche papiſtiſche Irrthümer, derwegen er ſich gern mit ihm beſprechen wollte, und er legte ihm einige Syllogismos und Schulreden für, und da ſie Luther ohne Mühe auflöſte, brachte er andere, die nicht ſo leicht aufzulöſen waren, daher Lutherus, etwas bewegt, dieſe Worte entfahren ließ: Du machſt mir viel zu ſchaffen, da ich doch Anderes zu thun hätte! und ſtund ſobald auf und zeigte ihm in der Bibel die Erklärung der Frage, ſo der Münch vorbrachte. Und als er in demſelbigen Geſpräche vermerkte, daſs des Münchs Hände nicht ungleich wären Vogelsklauen, ſprach er: Biſt du nicht Der? Halt, höre zu, dieſes Urtheil iſt wider dich gefällt! und zeigte ihm ſobald den Spruch in Geneſi,

dem ersten Buche Mosis: Des Weibes Samen wird der Schlange den Kopf zertreten. Da der Teufel mit diesem Spruch überwunden, ward er zornig und ging murrend davon, warf das Schreibzeug hinter den Ofen, und verbreitete einen Duft, dessen die Stube noch etliche Tage übel roch*)."

In der vorstehenden Erzählung bemerkt man eine Eigenthümlichkeit des Teufels, die sich schon frühe kundgab und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es ist nämlich seine Disputiersucht, seine Sophistik, seine „Syllogismen." Der Teufel versteht sich auf Logik, und schon vor achthundert Jahren hat der Papst Sylvester, der berühmte Gerbert, Solches zu seinem Schaden erfahren. Dieser hatte nämlich, als er zu Cordova studierte, mit Satan einen Bund geschlossen, und durch seine höllische Hilfe lernte er Geometrie, Algebra, Astronomie, Pflanzenkunde, allerlei nützliche Kunststücke, unter anderen die Kunst, Papst zu werden. In Jerusalem sollte vertragsmäßig sein Leben enden. Er hütete sich wohl hinzugehen. Als er aber einst in einer Kapelle zu Rom Messe las, kam der Teufel, um ihn abzuholen, und indem der Papst sich da-

*) In den französischen Ausgaben fehlen die drei folgenden Absätze.

Der Herausgeber.

gegen sträubt, beweist ihm Jener, dass die Kapelle, worin sie sich befänden, den Namen Jerusalem führe, dass die Bedingungen des alten Bündnisses erfüllt seien, und dass er ihm nun zur Hölle folgen müsse. Und der Teufel holte den Papst, indem er ihm lachend ins Ohr flüstert:

Tu non pensavi qu'io loico fossi!

(Dante, Inferno c. 28).

„Du dachtest nicht daran, dass ich ein Logiker bin!"

Der Teufel versteht Logik, er ist Meister in der Metaphysik, und mit seinen Spitzfindigkeiten und Ausdeuteleien überlistet er alle seine Verbündeten. Wenn sie nicht genau aufpassten und den Kontrakt später nachlasen, fanden sie zu ihrem Erschrecken, dass der Teufel, anstatt Jahre, nur Monate oder Wochen oder gar Tage geschrieben, und er kommt ihnen plötzlich über den Hals und beweist ihnen, dass die Frist abgelaufen. In einem der älteren Puppenspiele, welche das Satansbündnis, Schandleben und erbärmliche Ende des Doktor Faustus vorstellen, findet sich ein ähnlicher Zug. Faust, welcher vom Teufel die Befriedigung aller irdischen Genüsse begehrte, hat ihm dafür seine Seele verschrieben und sich anheischig gemacht, zur Hölle zu fahren, sobald er die dritte Mordthat

begangen habe. Er hat schon zwei Menschen getödtet und glaubt, ehe er zum drittenmale Jemanden umbringe, sei er dem Teufel noch nicht verfallen. Dieser aber beweist ihm, dass eben sein Teufelsbündnis, sein Seelentodschlag, als dritte Mordthat zähle, und mit dieser verdammten Logik führt er ihn zur Hölle. Wie weit Goethe in seinem Mephisto jenen Charakterzug der Sophistik exploitiert hat, kann Jeder selbst beurtheilen. Nichts ist ergötzlicher als die Lektüre von Teufelskontrakten, die sich aus der Zeit der Hexenprocesse erhalten haben, und worin der Kontrahent sich vorsichtig gegen alle Chikanen verklausuliert und alle Stipulationen aufs ängstlichste paraphrasiert.

Der Teufel ist ein Logiker. Er ist nicht bloß der Repräsentant der weltlichen Herrlichkeit, der Sinnenfreude, des Fleisches, er ist auch Repräsentant der menschlichen Vernunft, eben weil diese alle Rechte der Materie vindiciert; und er bildet somit den Gegensatz zu Christus, der nicht bloß den Geist, die ascetische Entsinnlichung, das himmlische Heil, sondern auch den Glauben repräsentiert. Der Teufel glaubt nicht, er stützt sich nicht blindlings auf fremde Autoritäten, er will vielmehr dem eignen Denken vertrauen, er macht Gebrauch von der Vernunft! Dieses ist nun freilich etwas Entsetzliches, und mit

Recht hat die römiſch-katholiſch-apoſtoliſche Kirche das Selbſtdenken als Teufelei verdammt und den Teufel, den Repräſentanten der Vernunft, für den Vater der Lüge erklärt.

Über die Geſtalt des Teufels läſſt ſich in der That nichts Genaues angeben. Die Einen behaupten, wie ich ſchon erwähnt, er habe gar keine beſtimmte Geſtalt und könne ſich in jeder beliebigen Form producieren. Dieſes iſt wahrſcheinlich. Finde ich doch in der Dämonomagie von Horſt, daſs der Teufel ſich ſogar zu Salat machen könne. Eine ſonſt ehrbare Nonne, die aber ihre Ordensregeln nicht genau befolgte und ſich nicht oft genug mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, aß einmal Salat. Kaum hatte ſie ihn gegeſſen, als ſie Regungen empfand, die ihr ſonſt fremd waren und ſich keineswegs mit ihrem Stande vertrugen. Es wurde ihr jetzt gar ſonderbar zu Muth jedes Abends im Mondſchein, wenn die Blumen ſo ſtark dufteten und die Nachtigallen ſo ſchmelzend und ſchluchzend ſangen. Bald darauf machte ein angenehmer Junggeſelle mit ihr Bekanntſchaft. Nachdem Beide mit einander vertrauter geworden, fragte ſie der ſchöne Jüngling einmal: „Weißt du denn auch, wer ich bin?“ Nein, ſagte die Nonne mit einiger Beſtürzung. „Ich bin

der Teufel," erwiderte Jener. „Erinnerst du dich nicht jenes Salates? Der Salat Das war ich!"

Manche behaupten, der Teufel sehe immer wie ein Thier aus, und es sei nur eitel Täuschung, wenn wir ihn in einer anderen Gestalt erblicken. Etwas Cynisches hat der Teufel freilich, und diesen Charakterzug hat Niemand besser beleuchtet wie unser Dichter Wolfgang Goethe. Ein anderer deutscher Schriftsteller, der in seinen Mängeln eben so großartig ist wie in seinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern ersten Ranges gezählt werden muss, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Auch die Kälte in der Natur des Teufels hat er ganz richtig begriffen. In einem Drama dieses genialen Schriftstellers erscheint der Teufel auf Erden, weil seine Mutter in der Hölle schruppt; Letzteres ist eine bei uns gebräuchliche Art, die Zimmer zu reinigen, wobei das Estrich mit heißem Wasser übergossen und mit einem groben Tuche gerieben wird, so dass ein quickender Mistton und lauwarmer Dampf entsteht, der es einem vernünftigen Wesen unmöglich macht, unterdessen zu Hause zu bleiben; der Teufel muss deshalb aus der wohlgeheizten Hölle sich in die kalte Oberwelt hinaufflüchten, und hier, obgleich es ein heißer Juliustag ist, empfindet der arme Teufel

dennoch einen so großen Frost, daſs er fast erfriert, und nur mit ärztlicher Hilfe aus dieser Erstarrung gerettet wird.

Wir sahen eben, daſs der Teufel eine Mutter hat; Viele behaupten, er habe eigentlich nur eine Großmutter. Auch Diese kommt zuweilen zur Oberwelt, und auf sie bezieht sich vielleicht das Sprichwort: Wo der Teufel selbst Nichts ausrichten kann, da schickt er ein altes Weib. Gewöhnlich aber ist sie in der Hölle mit der Küche beschäftigt, oder sitzt in ihrem rothen Lehnsessel, und wenn der Teufel des Abends, müde von den Tagesgeschäften, nach Hause kommt, frisst er in schlingender Hast, was ihm die Mutter gekocht hat, und dann legt er seinen Kopf in ihren Schoß, und lässt sich von ihr lausen, und schläft ein. Die Alte pflegt ihm auch wohl dabei ein Lied vorzuschnurren, welches mit folgenden Worten beginnt:

Im Thume, im Thume,
Da steht eine Rosenblume,
Rose roth wie Blut.

Manche versichern, wenn das arme Kind nicht einschlafen kann, greift die gute Alte gewöhnlich zu dem Mittel, ihm die Berliner „evangelische Kirchenzeitung“ vorzulesen.

Der Haushalt des Teufels in der Hölle, woſelbſt er als Junggeſell mit ſeiner Mutter lebt, bildet das vollſtändigſte Gegenſtück zu dem Haushalt Chriſti im Himmel. Dieſer lebt droben gleichfalls als Junggeſell mit ſeiner heiligen Mutter; die Himmelskönigin und die Engel ſind ſeine Vertrauten, wie die Teufel die Vertrauten des Andern. Der Teufel und ſeine Diener ſind ſchwarz; Chriſtus und ſeine Engel ſind weiß. In den Volksliedern des Nordens iſt immer vom weißen Chriſtus die Rede. Wir pflegen den Teufel den Schwarzen, den Fürſten der Finſternis zu nennen. Dieſen beiden Perſönlichkeiten, Chriſtus und dem Teufel, hat unſer Volk noch zwei andere ebenſo unſterbliche, ebenſo unzerſtörbare Figuren, den Tod und den ewigen Juden, beigeſellt. Das Mittelalter hat der modernen Kunſt dieſe vier Typen als koloſſale Perſonifikationen des Guten, des Böſen, der Zerſtörung und der Menſchheit hinterlaſſen. Den ewigen Juden, das wehmüthige Symbol der Menſchheit, hat Keiner ſo tief aufgefaſſt, wie Edgar Quinet, einer der größten Dichter Frankreichs. Wir Deutſche, die jüngſt ſeinen „Ahasverus“ überſetzten, waren nicht wenig erſtaunt, bei einem Franzoſen eine ſo großartige Konception anzutreffen.

Vielleicht auch sind die Franzosen berufen, mit größtmöglicher Richtigkeit die Symbole des Mittelalters zu erklären. Die Franzosen sind längst aus dem Mittelalter herausgetreten, sie betrachten dasselbe mit Ruhe, und vermögen seine Schönheiten mit philosophischer oder artistischer Unparteilichkeit zu würdigen. Wir Deutsche stecken noch tief im Mittelalter, wir bekämpfen noch seine hinfälligen Vertreter; wir vermöchten es also nicht mit allzu großer Vorliebe zu bewundern. Wir müssen uns im Gegentheil in parteilichem Hasse ereifern, damit unsere Zerstörungskraft nicht gelähmt werde.

Ihr Franzosen mögt das Ritterthum bewundern und lieben. Es sind euch davon nur heitere Chroniken und eiserne Rüstungen geblieben. Ihr wagt Nichts dabei, eure Einbildungskraft solchergestalt zu erlustigen, eure Neugier zu befriedigen. Bei uns Deutschen aber ist die Chronik des Mittelalters noch nicht geschlossen; die neuesten Blätter sind noch feucht von dem Blut unserer Verwandten und Freunde, und jene funkelnden Harnische schützen noch den lebendigen Leib unserer Henker. Nichts hindert euch Franzosen, die alten gothischen Formen zu schätzen. Für euch sind die großen Kathedralen, wie Notre-Dame-de-Paris, nichts Anders als Denkmäler der Baukunst und Romantik; für uns sind

ſie die furchtbarſten Feſtungen unſrer Feinde. Für euch ſind Satan und ſeine hölliſchen Genoſſen nur Gebilde der Poeſie; bei uns giebt es Schelme und Dummköpfe, welche ſich abmühen, den Glauben an den Teufel und an hölliſchen Hexenfrevel wieder philoſophiſch zu begründen. Daſs ſo Etwas in München geſchieht, iſt in der Ordnung; daſs man aber im aufgeklärten Würtemberg eine Rechtfertigung der alten Hexenproceſſe verſucht, daſs ein angeſehener Schriftſteller, Herr Juſtinus Kerner, ſich dort unterfangen hat, den Glauben an Beſeſſene wieder zu beleben, Das iſt ebenſo betrübend als widerwärtig.

O ſchwarze Schelme und ihr Schwachköpfe aller Farben! vollendet euer Werk, erhitzt das Gehirn des Volkes durch den alten Aberglauben, treibt es auf die Bahn des Fanatismus! Ihr ſelbſt werdet eines Tags ſeine Opfer ſein; ihr werdet nicht dem Looſe der ungeſchickten Beſchwörer entrinnen, die am Ende die Geiſter, welche ſie heraufgerufen, nicht mehr beherrſchen konnten und von ihnen in Stücke zerriſſen wurden.

Vermag der Geiſt der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutſche Volk aufzurütteln? iſt es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal

ſiedend zu Kopfe ſteigt, wenn es ſein Herz wieder ſchlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singſang bairiſcher Scheinheiligen noch auf das myſtiſche Geſchwätz ſchwäbiſcher Faſler hören; ſein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen.

Wer iſt dieſer Mann?

Es iſt der Mann, den das deutſche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verſchaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es ſo lange in ſeinen Träumen geſchmachtet. Was zögerſt du noch, du, den die Greiſe mit ſo brennender Sehnſucht verkündet haben, du, den die Jugend ſo ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberſtab der Freiheit und die kreuzloſe Kaiſerkrone trägt?

— Es iſt hier indeſs nicht der Ort zu Beſchwörungen, um ſo mehr als ich mich dadurch von meinem Thema entfernen würde. Ich habe nur von unſchuldigen Sagen zu reden; von Dem, was hinter den deutſchen Öfen geſagt und geſungen wird. Ich bemerke eben, daſs ich nur ſehr dürftig von den Geiſtern geſprochen, die in den Bergen hauſen, z. B. daſs ich Nichts von dem Kyffhäuſer geſagt, wo der Kaiſer Friedrich wohnt. Dieſer iſt allerdings kein Elementargeiſt, und nur von Solchen habe ich in

dieſer Abhandlung zu reden. Aber die Sage iſt zu lieblich und entzückend; ſo oft ich ihrer gedachte, erbebte mein Gemüth von heiliger Sehnſucht und geheimnisvoller Hoffnung. Es liegt ſicherlich mehr als ein bloßes Märchen in dem Glauben, daſs Kaiſer Friedrich, der alte Barbaroſſa, nicht todt ſei, ſondern daſs er, als das Prieſtervolk ihn zu arg beläſtigte, in einen Berg floh, den man den Kyffhäuſer nennt. Man ſagt, er bleibe dort mit ſeinem ganzen Hofhalt verborgen, bis er einſt wieder in der Welt erſcheinen wird, um das deutſche Volk glücklich zu machen. Dieſer Berg liegt in Thüringen, nicht weit von Nordhauſen. Ich bin dort oft vorübergekommen, und in einer ſchönen Winternacht blieb ich daſelbſt länger als eine Stunde und rief wiederholentlich: „Komm, Barbaroſſa, komm!“ und das Herz brannte mir wie Feuer in der Bruſt, und Thränen rieſelten über meine Wangen. Aber er kam nicht, der geliebte Kaiſer Friedrich, und ich konnte nur den Felſen umarmen, in welchem er wohnt.

Ein junger Hirt aus der Umgegend war glücklicher. Er weidete ſeine Schafe am Kyffhäuſer, und begann auf dem Dudelſack zu ſpielen, und als er einen guten Lohn verdient zu haben glaubte, rief er laut: „Kaiſer Friedrich, ich habe dir dies Ständchen

gebracht!“ Man ſagt, der Kaiſer ſei alsdann aus dem Berge gekommen, habe ſich dem Hirten gezeigt und zu ihm geſprochen: „Gott grüße dich, junger Knabe! Wem zu Ehren haſt du geſpielt?“ — „Dem Kaiſer Friedrich.“ — „Wenn Dem alſo iſt, komm mit mir, er wird dich belohnen.“ — „Ich darf mich nicht von meinen Schafen entfernen.“ — „Folge mir nur, es wird deinen Schafen kein Leid widerfahren.“

Der Schäfer folgte dem Kaiſer, der ihn an der Hand zu einer Öffnung im Berg führte. Sie gelangten an eine Eiſenthür, die ſich öffnete, und man erblickte alsdann einen großen und ſchönen Saal, woſelbſt ſich viele Herren und wackere Diener befanden, die ihn ehrerbietig empfingen. Danach zeigte ſich der Kaiſer ſehr wohlwollend gegen ihn, und frug ihn, welchen Lohn er begehre. Der Schäfer antwortete: „Gar keinen.“ Der Kaiſer ſagte ihm darauf: „Geh hinaus, und nimm als Lohn einen der Füße meiner goldenen Trinkkanne.“ Der Schäfer that, wie ihm geboten, und wollte ſich entfernen; aber der Kaiſer zeigte ihm noch viele merkwürdige Waffen, Harniſche, Schwerter und Büchſen, und hieß ihn den Leuten ſagen, er wolle mit dieſen Waffen das heilige Grab erobern.

Der Schäfer hat ihn ohne Zweifel falſch verſtanden. Barbaroſſa hat ganz andere Eroberungen

als die des heiligen Grabes im Sinne. Oder vielleicht auch hat der Schäfer, aus Furcht, als Demagog eingesperrt zu werden, die Wahrheit ein wenig entstellt. Nicht ein Grab, das kalte Bett eines Todten, will der alte Barbarossa erobern, sondern einen herrlichen Wohnort für die Lebenden, ein warmes Reich des Lichts und der Freude, wo er fröhlich herrschen kann, in der Hand den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone auf dem Haupte.

Was den erwähnten Schäfer belangt, so meldet das Ende der Erzählung, daſs er gesund und munter aus dem Berge hervorkam, und am folgenden Morgen den Fuß der Trinkkanne, der ihm geschenkt worden, zu einem Goldschmiede trug. Der Goldschmied erkannte denselben für gediegenes Gold, und bezahlte ihm das kaiserliche Geschenk mit dreihundert Dukaten.

Man erzählt auch von einem Bauern aus dem Dorfe Reblingen, daſs er den Kaiser im Kyffhäuser sah und ein artiges Geschenk von ihm erhielt. Ich weiß nur, wenn mich mein Stern in diesen Berg führt, so werde ich von Barbarossa weder Goldkannen noch ähnliche Kleinodien begehren, sondern wenn er mir Etwas schenken will, werde ich sein Buch De tribus impostoribus von ihm fordern.

Ich habe dies Buch vergeblich in den Bibliotheken gesucht, und ich denke mir, dass der Verfasser, der alte Rothbart, gewiss ein Exemplar davon im Kyffhäuser aufbewahrt.

Manche versichern, der Kaiser sitze in seinem Berge an einem Steintisch und schlafe, oder sinne auf Mittel, sein Reich wieder zu erobern. Er wiegt beständig den Kopf hin und her, und blinzt mit den Augen. Sein Bart wallt jetzt bis zur Erde hinab. Manchmal streckt er wie im Traume die Hand aus, und scheint nach seinem Schwert und Schild greifen zu wollen. Man sagt: wenn der Kaiser auf die Erde zurückkehrt, so wird er diesen Schild an einen abgestorbenen Baum hängen, und der Baum wird dann ausschlagen und grünen, und es wird dann für Deutschland eine bessere Zeit beginnen. Von seinem Schwert aber sagt man, dass ein Bauer in grobem Kittel es vor sich hertragen, und dass man allen Denen den Kopf damit abschlagen wird, die noch einfältig genug sind, sich von besserem Blut als ein Bauer zu dünken. Aber die alten Erzähler fügen hinzu, Niemand wisse recht, wann und wie Solches geschehn werde.

Man berichtet noch, dass einst, als ein Schäfer von einem Zwerg in den Kyffhäuser geführt wurde, der Kaiser sich erhob und ihn frug, ob die Raben

noch um den Berg flögen. Und als die Antwort des Schäfers bejahend lautete, rief er aus: „So muſs ich alſo noch hundert Jahr' ſchlafen!"

Ach, gewiſs fliegen die Raben noch immer um den Berg, jene Raben, die uns ſo gut bekannt ſind, und deren frommes Gekrächz wir beſtändig vernehmen. Aber das Alter hat ſie geſchwächt, und es giebt gute Schützen, die ſie im Fluge herabſchießen. Wenn der Kaiſer einſt auf die Erde zurückkehrt, wird er wohl auf ſeinem Wege mehr als einen Raben von Pfeilen durchbohrt finden. Und der alte Herr wird lächelnd bemerken, daſs der Schütz, der ſie getroffen, einen guten Bogen geführt*).

*) In der älteſten franzöſiſchen Ausgabe findet ſich, ſtatt der letzten zwei Sätze, folgender Schluſs: „Ich kenne einen dieſer Schützen, der gegenwärtig zu Paris wohnt und von dort aus die Raben zu treffen weiß, die um den Kyffhäuſer fliegen. Wenn der Kaiſer auf die Erde zurückkehrt, wird er wohl auf ſeinem Wege mehr als einen Raben von den Pfeilen dieſes Schützen erlegt finden. Und der alte Herr wird lächelnd bemerken, daſs Derſelbe einen guten Bogen geführt."

Der Herausgeber.

II.

Der Doktor Faust,

ein Tanzpoem;

nebſt

kurioſen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunſt.

(1851.)

Einleitende Bemerkung.

Herr Lumley, Direktor des Theaters ihrer Majestät der Königin zu London, forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballett zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: „Doktor Faust, ein Tanzpoem.“ Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Succeß der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, theils auch weil der Ballettmeister aus Esprit de corps de ballet, hemmend und säumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieser Ballettmeister hielt es nämlich, für eine gefährliche Neuerung, daß einmal ein Dichter das Libretto eines Balletts gedichtet hatte, während doch solche

Produkte bisher immer nur von Tanzaffen ſeiner Art, in Kollaboration mit irgend einer dürftigen Literatenſeele, geliefert worden. Armer Fauſt! armer Hexenmeiſter! ſo muſſteſt du auf die Ehre verzichten, vor der großen Viktoria von England deine Schwarzkünſte zu producieren! Wird es dir in deiner Heimat beſſer gehn? Sollte gegen mein Erwarten irgend eine deutſche Bühne ihren guten Geſchmack dadurch bekunden, daſs ſie mein Opus zur Aufführung brächte, ſo bitte ich die hochlöbliche Direktion bei dieſer Gelegenheit auch nicht zu verſäumen, das dem Autor gebührende Honorar, durch Vermittlung der Buchhandlung von Hoffmann und Campe in Hamburg, mir oder meinen Rechtsnachfolgern zukommen zu laſſen. Ich halte es nicht für überflüſſig zu bemerken, daſs ich, um das Eigenthumsrecht meines Balletts in Frankreich zu ſichern, bereits eine franzöſiſche Überſetzung drucken ließ und die geſetzlich vorgeſchriebene Anzahl Exemplare an gehörigem Orte deponiert habe.

Als ich das Vergnügen hatte, dem Herrn Lumley mein Ballettmanuſkript einzuhändigen und wir bei einer duftigen Taſſe Thee uns über den Geiſt der Fauſtſage und meine Behandlung derſelben unterhielten, erſuchte mich der geiſtreiche Impreſario, das Weſentliche unſeres Geſpräches aufzuzeichnen,

damit er ſpäterhin das Libretto damit bereichern könne, welches er am Abend der Aufführung ſeinem Publikum zu übergeben gedachte. Auch ſolchem freundlichen Begehr nachkommend, ſchrieb ich den Brief an Lumley, den ich abgekürzt am Ende dieſes Büchleins mittheile, da vielleicht auch dem deutſchen Leſer dieſe flüchtigen Blätter einiges Intereſſe gewähren dürften.

Wie über den hiſtoriſchen Fauſt, habe ich in dem Briefe an Lumley auch über den mythiſchen Fauſt nur dürftige Andeutungen gegeben. Ich kann nicht umhin, in Bezug auf die Entſtehung und Entwickelung dieſes Fauſtes der Sage, der Fauſtfabel, hier das Reſultat meiner Forſchungen mit wenigen Worten zu reſumieren.

Es iſt nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneſchall des Biſchofs von Adama in Sicilien, ſondern eine alte angloſächſiſche, dramatiſche Behandlung derſelben, welche als die Grundlage der Fauſtfabel zu betrachten iſt. In dem noch vorhandenen plattdeutſchen Gedichte vom Theophilus ſind altſächſiſche oder angloſächſiſche Archäismen, gleichſam Wortverſteinerungen, foſſile Redensarten enthalten, welche darauf hinweiſen, daſs dieſes Gedicht nur eine Nachbildung eines älteren Originals iſt, das im Laufe der Zeit verloren gegangen. Kurz

nach der Invaſion Englands durch die franzöſiſchen Normannen muſs jenes angloſächſiſche Gedicht noch exiſtiert haben, denn augenſcheinlich ward daſſelbe von einem franzöſiſchen Poeten, dem Troubadour Ruteboeuf, faſt wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Frankreich aufs Theater gebracht. Für Diejenigen, denen die Sammlung von Mommerque, worin auch dieſes Mystère abgedruckt, nicht zugänglich iſt, bemerke ich, daſs der gelehrte Mangin vor etwa ſieben Jahren im Journal des savants über das erwähnte Mystère hinlänglich Auskunft giebt. Dieſes Myſterium vom Troubadour Ruteboeuf benutzte nun der engliſche Dichter Marlow, als er ſeinen Fauſt ſchrieb, indem er die analoge Sage vom deutſchen Zauberer Fauſt nach dem älteren Fauſtbuche, wovon es bereits eine engliſche Überſetzung gab, in die dramatiſche Form kleidete, die ihm das franzöſiſche, auch in England bekannte Myſterium bot. Das Myſterium des Theophilus und das ältere Volksbuch von Fauſt ſind alſo die beiden Faktoren, aus welchen das Marlow'ſche Drama hervorgegangen. Der Held deſſelben iſt nicht mehr ein ruchloſer Rebell gegen den Himmel, der, verführt von einem Zauberer und um irdiſche Güter zu gewinnen, ſeine Seele dem Teufel verſchreibt, aber endlich durch die Gnade der Muttergottes,

die den Pakt aus der Hölle zurückholt, gerettet wird, gleich dem Theophilus, ſondern der Held des Stücks iſt hier ſelbſt ein Zauberer; in ihm, wie im Nekromanten des Fauſtbuchs, reſumieren ſich die Sagen von allen früheren Schwarzkünſtlern, deren Künſte er vor den höchſten Herrſchaften produciert, und zwar geſchieht Solches auf proteſtantiſchem Boden, den die rettende Muttergottes nicht betreten darf, weſshalb auch der Teufel den Zauberer holt ohne Gnade und Barmherzigkeit. Die Puppenſpiel-Theater, die zur Shakſpeare'ſchen Zeit in London florierten und ſich eines jeden Stückes, das auf den großen Bühnen Glück machte, gleich bemächtigten, haben gewiſs auch nach dem Marlow'ſchen Vorbilde einen Fauſt zu geben gewuſſt, indem ſie das Originaldrama mehr oder minder ernſthaft parodierten, oder ihren Lokalbedürfniſſen gemäß zuſtutzten, oder auch, wie oft geſchah, von dem Verfaſſer ſelbſt für den Standpunkt ihres Publikums umarbeiten ließen. Es iſt nun jener Puppenſpiel-Fauſt, der von England herüber nach dem Feſtland kam, durch die Niederlande reiſend auch die Marktbuden unſerer Heimat beſuchte und, in derb deutſcher Maulart überſetzt und mit deutſchen Hanswurſtiaden verballhornt, die unteren Schichten des deutſchen Volkes ergötzte. Wie verſchieden auch die Verſionen, die ſich im Laufe

der Zeit, besonders durch das Improvisieren, gebildet, so blieb doch das Wesentliche unverändert, und einem solchen Puppenspiele, das Wolfgang Goethe in einem Winkeltheater zu Straßburg aufführen sah, hat unser großer Dichter die Form und den Stoff seines Meisterwerks entlehnt. In der ersten Fragment-Ausgabe des Goethe'schen Faustes ist Dieses am sichtbarsten; diese entbehrt noch die der Sakontala entnommene Einleitung und einen dem Hiob nachgebildeten Prolog, sie weicht noch nicht ab von der schlichten Puppenspielform, und es ist kein wesentliches Motiv darin enthalten, welches auf eine Kenntnis der älteren Originalbücher von Spieß und Widman schließen läßt.

Das ist die Genesis der Faustfabel, von dem Theophilus-Gedichte bis auf Goethe, der sie zu ihrer jetzigen Popularität erhoben hat. — Abraham zeugte den Isaak, Isaak zeugte den Jakob, Jakob aber zeugte den Juda, in dessen Händen das Scepter ewig bleiben wird. In der Literatur wie im Leben hat jeder Sohn einen Vater, den er aber freilich nicht immer kennt, oder den er gar verleugnen möchte.

Geschrieben zu Paris, den 1. Oktober 1851.

Heinrich Heine.

Der Doktor Faust

Ein Tanzpoem.

Du haſt mich beſchworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebteſt mich mit Wolluſtgluth —
Jetzt kannſt du die Gluth nicht ſtillen.

Preſs deinen Mund an meinen Mund,
Der Menſchen Odem iſt göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Todten ſind unerſättlich.

Erſter Akt.

Studierzimmer, groß, gewölbt, in gothiſchem Stil. Spärliche Beleuchtung. An den Wänden Bücherſchränke, aſtrologiſche und alchymiſtiſche Geräthſchaften (Welt- und Himmelskugel, Planetenbilder, Retorten und ſeltſame Gläſer), anatomiſche Präparate (Skelete von Menſchen und Thieren) und ſonſtige Requiſiten der Nekromantie.

Es ſchlägt Mitternacht. Neben einem mit aufgeſtapelten Büchern und phyſikaliſchen Inſtrumenten bedeckten Tiſche, in einem hohen Lehnſtuhl, ſitzt nachdenklich der Doktor Fauſt. Seine Kleidung iſt die altdeutſche Gelehrtentracht des ſechzehnten Jahrhunderts. Er erhebt ſich endlich und ſchwankt mit unſichern Schritten einem Bücherſchranke zu, wo ein großer Foliant mit einer Kette angeſchloſſen; er öffnet das Schloſs und ſchleppt das entfeſſelte Buch

Emergency Screening

Herr Lumley, Direktor des Theaters ihrer Majestät der Königin zu London, forderte mich auf, für seine Bühne ein Ballett zu schreiben, und diesem Wunsche willfahrend dichtete ich das nachfolgende Poem. Ich nannte es: „Doktor Faust, ein Tanzpoem.“ Doch dieses Tanzpoem ist nicht zur Aufführung gekommen, theils weil in der Saison, für welche dasselbe angekündigt war, der beispiellose Succeſs der sogenannten schwedischen Nachtigall jede andere Exhibition im Theater der Königin überflüssig machte, theils auch weil der Ballettmeister aus Esprit de corps de ballet, hemmend und säumend, alle möglichen Böswilligkeiten ausübte. Dieser Ballettmeister hielt es nämlich, für eine gefährliche Neuerung, daſs einmal ein Dichter das Libretto eines Balletts gedichtet hatte, während doch solche

mit ſchmachtender Sehnſucht und erſchöpft ſich in den zärtlichſten Demonſtrationen. Bei dieſem Anblick geräth Fauſt in raſende Verzweiflung, doch Mephiſtophela erbarmt ſich ſeiner, und mit ihrem Zauberſtab berührt ſie den glücklichen Tänzer, der auf der Stelle in die Erde zurückſinkt, nachdem er ſich zuvor in einen Affen verwandelt und ſeine abgeſtreifte Tänzerkleiduug auf dem Boden zurückgelaſſen hat. Jetzt reicht Mephiſtophela wieder das Pergamentblatt dem Fauſt dar, und Dieſer, ohne langes Beſinnen, öffnet ſich eine Ader am Arme, und mit ſeinem Blute unterzeichnet er den Kontrakt, wodurch er für zeitliche irdiſche Genüſſe ſeiner himmliſchen Seligkeit entſagt. Er wirft die ernſte, ehrſame Doktortracht von ſich und zieht den ſündig bunten Flitterſtaat an, den der verſchwundene Tänzer am Boden zurückgelaſſen; bei dieſer Umkleidung, die ſehr ungeſchickt von Statten geht, hilft ihm das leichtfertige Corps de Ballet der Hölle.

Mephiſtophela giebt dem Fauſt jetzt Tanzunterricht, und zeigt ihm alle Kunſtſtücke und Handgriffe, oder vielmehr Fußgriffe des Metiers. Die Unbeholfenheit und Steifheit des Gelehrten, der die zierlich leichten Pas nachahmen will, bilden die ergötzlichſten Effekte und Kontraſte. Die teufliſchen Tänzerinnen wollen auch hier nachhelfen, Jede ſucht auf eigene

Weiſe die Lehre durch Beiſpiel zu erklären, Eine wirft den armen Doktor in die Arme der Andern, die mit ihm herumwirbelt; er wird hin und her gezerrt, doch durch die Macht der Liebe und des Zauberſtabs, der die unfolgſamen Glieder allmählig gelenkig ſchlägt, erreicht der Lehrling der Choregraphie zuletzt die höchſte Fertigkeit; er tanzt ein brillantes Pas de deux mit Mephiſtophela, und zur Freude ſeiner Kunſtgenoſſinen fliegt er auch mit ihnen umher in den wunderlichſten Figuren. Nachdem er es zu dieſer Virtuoſität gebracht, wagt er als Tänzer auch vor dem ſchönen Frauenbilde des Zauberſpiegels zu erſcheinen, und dieſes beantwortet ſeine tanzende Leidenſchaft mit den Gebärden der glühendſten Gegenliebe. Fauſt tanzt mit immer ſich ſteigernder Seelentrunkenheit; Mephiſtophela aber reißt ihn fort von dem Spiegelbilde, das durch die Berührung des Zauberſtabes wieder verſchwindet, und fortgeſetzt wird der höhere Tanzunterricht der altklaſſiſchen Schule.

Zweiter Akt.

Großer Platz vor einem Schlosse, welches zur rechten Seite sichtbar. Auf der Rampe, umgeben von ihrem Hofgesinde, Rittern und Damen, sitzen in hohen Thronsesseln der Herzog und die Herzogin, Ersterer ein steif ältlicher Herr, Letztere ein junges üppiges Weib, ganz das Konterfei des Frauenbilds, welches der Zauberspiegel des ersten Aktes dargestellt hat. Bemerklich ist, dass sie am linken Fuße einen güldenen Schuh trägt.

Die Scene ist prachtvoll geschmückt zu einem Hoffeste. Es wird ein Schäferspiel aufgeführt, im ältesten Rokokogeschmacke: graciöse Fadheit und galante Unschuld. Diese süßlich gezierte Arkadien-Tänzelei wird plötzlich unterbrochen und verscheucht durch die Ankunft des Faust und der Mephistophela, die in ihrem Tanzkostüm und mit ihrem Gefolge von

dämoniſchen Ballett-Tänzerinnen unter jauchzenden Fanfaren ihren Siegeseinzug halten. Fauſt und Mephiſtophela machen ihre ſpringenden Reverenzen vor dem Fürſtenpaar, doch Erſterer und die Herzogin, indem ſie ſich näher betrachten, ſind betroffen wie von freudigſter Erinnerung, ſie erkennen ſich und wechſeln zärtliche Blicke. Der Herzog ſcheint mit beſonders gnädigem Wohlwollen die Huldigung Mephiſtophela's entgegen zu nehmen. In einem ungeſtümen Pas de deux, welches Letztere jetzt mit Fauſt tanzt, haben Beide fürnehmlich das Fürſtenpaar im Auge, und während die teufliſchen Tänzerinnen ſie ablöſen, koſt Mephiſtophela mit dem Herzog und Fauſt mit der Herzogin; die überſchwängliche Paſſion der beiden Letztern wird gleichſam parodiert, indem Mephiſtophela den eckigen und ſteifleinenen Graciöſitäten des Herzogs eine ironiſche Zimperlichkeit entgegenſetzt.

Der Herzog wendet ſich endlich gegen Fauſt, und verlangt als eine Probe ſeiner Schwarzkunſt den verſtorbenen König David zu ſehen, wie er vor der Bundeslade tanzte. Auf ſolches allerhöchſte Verlangen nimmt Fauſt den Zauberſtab aus den Händen Mephiſtophela's, ſchwingt ihn in beſchwörender Weiſe, und aus der Erde, welche ſich öffnet, tritt die begehrte Gruppe hervor. Auf einem Wagen, der

von Leviten gezogen wird, ſteht die Bundeslade, vor ihr tanzt König David, poſſenhaft vergnügt und abenteuerlich geputzt, gleich einem Kartenkönig, und hinter der heiligen Lade, mit Spießen in den Händen, hüpfen ſchaukelnd einher die königlichen Leibgarden, gekleidet wie polniſche Juden in lang herabſchlotternd ſchwarzſeidenen Kaftans und mit hohen Pelzmützen auf den ſpitzbärtigen Wackelköpfen. Nachdem dieſe Karikaturen ihren Umzug gehalten, verſchwinden ſie wieder in den Boden unter rauſchenden Beifallsbezeugungen.

Aufs Neue ſpringen Fauſt und Mephiſtophela hervor zu einem glänzenden Pas de deux, wo der Eine wieder die Herzogin und die Andere wieder den Herzog mit verliebten Gebärden anlockt, ſo daſs das erlauchte Fürſtenpaar endlich nicht mehr widerſteht und, ſeinen Sitz verlaſſend, ſich den Tänzen jener Beiden anſchließt. Dramatiſche Quadrille, wo Fauſt die Herzogin noch inniger zu beſtricken ſucht. Er hat ein Teufelsmal an ihrem Halſe bemerkt, und indem er dadurch entdeckt, daſs ſie eine Zauberin ſei, giebt er ihr ein Rendezvous für den nächſten Hexen-Sabbath. Sie iſt erſchrocken und will leugnen, doch Fauſt zeigt hin auf ihren güldenen Schuh, welcher das Wahrzeichen iſt, woran man die Domina, die fürnehmſte Satansbraut, erkennt.

Verſchämt geſtattet ſie das Rendezvous. Parodiſtiſch gebärden ſich wieder gleichzeitig der Herzog und Mephiſtophela, und die dämoniſchen Tänzerinnen ſetzen den Tanz fort, nachdem die vier Hauptperſonen ſich in Zwiegeſprächen zurückgezogen.

Auf ein erneutes Begehr des Herzogs, ihm eine Probe ſeiner Zauberkunſt zu geben, ergreift Fauſt den magiſchen Stab und berührt damit die eben dahin wirbelnden Tänzerinnen. Dieſe verwandeln ſich im Nu wieder in Ungethüme, wie wir ſie im erſten Akte geſehen, und aus dem graciöſeſten Ringelreihen in die täppiſchſte und barockſte Ronde überplumpſend, verſinken ſie zuletzt unter ſprühenden Flammen in den ſich öffnenden Boden. — Rauſchend enthuſiaſtiſcher Beifall, und Fauſt und Mephiſtophela verbeugen ſich dankbar vor den hohen Herrſchaften und einem verehrungswürdigen Publiko.

Aber nach jedem Zauberſtück ſteigert ſich die tolle Luſt; die vier Hauptperſonen ſtürzen rückſichtslos wieder auf den Tanzplatz, und in der Quadrille, die ſich erneuet, gebärdet ſich die Leidenſchaft immer dreiſter: Fauſt kniet nieder vor der Herzogin, die in nicht minder kompromittierenden Pantomimen ihre Gegenliebe kundgiebt; vor der ſchäkernd hingeriſſenen Mephiſtophela kniet, wie ein lüſterner Faun, der alte Herzog; — doch indem er ſich zu-

fällig umwendet und ſeine Gattin nebſt Fauſt in den erwähnten Poſituren erblickt, ſpringt er wüthend empor, zieht ſein Schwert und will den frechen Schwarzkünſtler erſtechen. Dieſer ergreift raſch ſeinen Zauberſtab, berührt damit den Herzog und auf dem Haupte Deſſelben ſchießt ein ungeheures Hirſchgeweih empor, an deſſen Enden ihn die Herzogin zurückhält. Allgemeine Beſtürzung der Höflinge, die ihre Schwerter ergreifen und auf Fauſt und Mephiſtophela eindringen. Fauſt aber bewegt wieder ſeinen Stab, und im Hintergrunde der Scene erklingen plötzlich kriegeriſche Trompetenſtöße, und man erblickt in Reih und Glied eine ganze Schar von Kopf bis zu Füßen geharniſchter Ritter. Indem die Höflinge ſich gegen dieſe zu ihrer Vertheidigung umwenden, fliegen Fauſt und Mephiſtophela durch die Luft davon, auf zwei ſchwarzen Roſſen, die aus dem Boden hervorgekommen. Im ſelben Augenblick zerrinnt, wie eine Phantasmagorie, auch die bewaffnete Ritterſchar.

Dritter Akt.

Nächtlicher Schauplatz des Hexensabbaths: Eine breite Bergkoppe; zu beiden Seiten Bäume, an deren Zweigen seltsame Lampen hängen, welche die Scene erleuchten; in der Mitte ein steinernes Postament, wie ein Altar, und darauf steht ein großer schwarzer Bock mit einem schwarzen Menschenantlitz und einer brennenden Kerze zwischen den Hörnern. Im Hintergrunde Gebirgshöhen, die, einander überragend, gleichsam ein Amphitheater bilden, auf dessen kolossalen Stufen als Zuschauer die Notabilitäten der Unterwelt sitzen, nämlich jene Höllenfürsten, die wir in den vorigen Akten gesehen und die hier noch riesenhafter erscheinen. Auf den erwähnten Bäumen hocken Musikanten mit Vogelgesichtern und wunderlichen Saiten- und Blasinstrumenten. Die Scene ist bereits ziemlich belebt von

tanzenden Gruppen, deren Trachten an die verſchiedenſten Länder und Zeitalter erinnern, ſo daſs die ganze Verſammlung einem Maſkenball gleicht, um ſo mehr, da wirklich Viele verlarvt und vermummt ſind. Wie barock, bizarr und abenteuerlich auch manche dieſer Geſtalten, ſo dürfen ſie dennoch den Schönheitsſinn nicht verletzen, und der häſsliche Eindruck des Fratzenweſens wird gemildert oder verwiſcht durch märchenhafte Pracht und poſitives Grauen. Vor den Bocksaltar tritt ab und zu ein Paar, ein Mann und ein Weib, Beide mit einer ſchwarzen Fackel in der Hand, ſie verbeugen ſich vor der Rückſeite des Bocks, knieen davor nieder und leiſten das Homagium des Kuſſes. Unterdeſſen kommen neue Gäſte durch die Luft geritten, auf Beſenſtielen, Miſtgabeln, Kochlöffeln, auch auf Wölfen und Katzen. Dieſe Ankömmlinge finden hier die Buhlen, die bereits ihrer harrten. Nach freudigſter Willkomm-Begrüßung miſchen ſie ſich unter die tanzenden Gruppen. Auch ihre Durchlaucht die Herzogin kommt auf einer ungeheuren Fledermaus herangeflogen; ſie iſt ſo entblößt als möglich gekleidet und trägt am rechten Fuß den güldenen Schuh. Sie ſcheint Jemanden mit Ungeduld zu ſuchen. Endlich erblickt ſie den Erſehnten, nämlich Fauſt, welcher mit Mephiſtophela auf ſchwarzen

Roſſen zum Feſte heranfliegt; er trägt ein glänzendes Rittergewand, und ſeine Gefährtin ſchmückt das züchtig enganliegende Amazonenkleid eines deutſchen Edelfräuleins. Fauſt und die Herzogin ſtürzen einander in die Arme, und ihre überſchwellende Inbrunſt offenbart ſich in den verzückteſten Tänzen. Mephiſtophela hat unterdeſſen ebenfalls einen erwarteten Geſpons gefunden, einen dürren Junker in ſchwarzer ſpaniſcher Manteltracht und mit einer blutrothen Hahnenfeder auf dem Barett; doch während Fauſt und die Herzogin die ganze Stufenleiter einer wahren Leidenſchaft, einer wilden Liebe, durchtanzen, iſt der Zweitanz der Mephiſtophela und ihres Partners, als Gegenſatz, nur der buhleriſche Ausdruck der Galanterie, der zärtlichen Lüge, der ſich ſelbſt perſifflierenden Lüſternheit. Alle Vier ergreifen endlich ſchwarze Fackeln, bringen in der oben erwähnten Weiſe dem Bocke ihre Huldigung, und ſchließen ſich zuletzt der Ronde an, womit die ganze vermiſchte Geſellſchaft den Altar umwirbelt. Das Eigenthümliche dieſer Ronde beſteht darin, daſs die Tänzer einander den Rücken zudrehen, und nicht das Geſicht, welches nach außen gewendet bleibt.

Fauſt und die Herzogin, welche dem Ringelreihen entſchlüpfen, erreichen die Höhe ihres Liebetaumels und verlieren ſich hinter den Bäumen zur

rechten Seite der Scene. Die Ronde iſt beendet, und neue Gäſte treten vor den Altar und begehen dort die Adoration des Bocks; es ſind gekrönte Häupter darunter, ſogar Großwürdenträger der Kirche in ihren geiſtlichen Ornaten.

Im Vordergrunde zeigen ſich mittlerweile viele Mönche und Nonnen, und an ihren extravaganten Polkaſprüngen erquicken ſich die dämoniſchen Zuſchauer auf den Bergſpitzen, und ſie applaudieren mit lang hervorgeſtreckten Tatzen. Fauſt und die Herzogin kommen wieder zum Vorſchein, doch ſein Antlitz iſt verſtört, und verdroſſen wendet er ſich ab von dem Weibe, das ihn mit den wollüſtigſten Kareſſen verfolgt. Er giebt ihr ſeinen Überdruſs und Widerwillen in unzweideutiger Weiſe zu erkennen. Vergebens ſtürzt flehentlich die Herzogin vor ihm nieder; er ſtößt ſie mit Abſcheu zurück. In dieſem Augenblicke erſcheinen drei Mohren in goldenen Wappenröcken, worauf lauter ſchwarze Böcke geſtickt ſind; ſie bringen der Herzogin den Befehl, ſich unverzüglich zu ihrem Herrn und Meiſter Satanas zu begeben, und die Zögernde wird mit Gewalt fortgeſchleppt. Man ſieht im Hintergrunde, wie der Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigt und nach einigen ſonderbaren Komplimentierungen mit der Herzogin ein Menuett tanzt. Langſam gemeſſene

ceremoniöſe Pas. Auf dem Antlitz des Bockes liegt der Trübſinn eines gefallenen Engels und der tiefe Ennui eines blaſierten Fürſten; in allen Zügen der Herzogin verräth ſich die troſtloſeſte Verzweiflung. Nach Beendigung des Tanzes ſteigt der Bock wieder auf ſein Poſtament; die Damen, welche dieſem Schauſpiel zugeſehen, nahen ſich der Herzogin mit Knix und Huldigung und ziehen Dieſelbe mit ſich fort. Fauſt iſt im Vordergrunde ſtehen geblieben, und während er jenem Menuett zuſchaut, erſcheint wieder an ſeiner Seite Mephiſtophela. Mit Widerwillen und Ekel zeigt Fauſt auf die Herzogin und ſcheint in Betreff Derſelben etwas Entſetzliches zu erzählen; er bezeugt überhaupt ſeinen Ekel ob all dem Fratzentreiben, das er vor ſich ſehe, ob all dem gothiſchen Wuſte, der nur eine plump ſchnöde Verhöhnung der kirchlichen Ascetik, ihm aber eben ſo unerquicklich ſei wie letztere. Er empfindet eine unendliche Sehnſucht nach dem Reinſchönen, nach griechiſcher Harmonie, nach den uneigennützig edlen Geſtalten der Homeriſchen Frühlingswelt! Mephiſtophela verſteht ihn, und mit ihrem Zauberſtab den Boden berührend, läſſt ſie das Bild der berühmten Helena von Sparta daraus hervorſteigen und ſogleich wieder verſchwinden. Das iſt es, was das gelehrte, nach antikem Ideal dürſtende Herz des Doktors be-

gehrte; er giebt seine volle Begeisterung zu erkennen, und durch einen Wink der Mephistophela erscheinen wieder die magischen Rosse, worauf Beide davon fliegen. In demselben Momente erscheint die Herzogin wieder auf der Scene; sie bemerkt die Flucht des Geliebten, geräth in die unsinnigste Verzweiflung und fällt ohnmächtig zu Boden. In diesem Zustande wird sie von einigen wüsten Gestalten aufgehoben und mit Scherz und Possen wie im Triumphe umhergetragen. Wieder Hexenronde, die plötzlich unterbrochen wird von dem gellenden Klang eines Glöckchens und einem Orgel-Choral, der eine verruchte Parodie der Kirchenmusik ist. Alles drängt sich zum Altar, wo der schwarze Bock in Flammen aufgeht und prasselnd verbrennt. Nachdem der Vorhang schon gefallen, hört man noch die grausenhaft burlesken Freveltöne der Satansmesse.

Vierter Akt.

Eine Inſel im Archipel. Ein Stück Meer, ſmaragdfarbig glänzend, iſt links ſichtbar und ſcheidet ſich lieblich ab von dem Turkoiſenblau des Himmels, deſſen ſonniges Tageslicht eine ideale Landſchaft überſtrahlt; Vegetation und Architekturen ſind hier ſo griechiſch ſchön, wie ſie der Dichter der Odyſſee einſt geträumt. Pinien, Lorberbüſche, in deren Schatten weiße Bildwerke ruhen; große Marmorvaſen mit fabelhaften Pflanzen; die Bäume von Blumenguirlanden umwunden; kryſtallene Waſſerfälle; zur rechten Seite der Scene ein Tempel der Venus Aphrodite, deren Statue aus den Säulengängen hervorſchimmert; und das Alles belebt von blühenden Menſchen, die Jünglinge in weißen Feſtgewanden, die Jungfrauen in leichtgeſchürzter Nymphentracht, ihre Häupter geſchmückt mit Roſen oder Myrten, und theils in einzelnen Gruppen ſich erluſtigend, theils auch in ceremoniöſen Reigen vor

dem Tempel der Göttin mit dem Freudendienste derselben beschäftigt. Alles athmet hier griechische Heiterkeit, ambrosischen Götterfrieden, klassische Ruhe. Nichts erinnert an ein neblichtes Jenseits, an mystische Wollust- und Angstschauer, an überirdische Ekstase eines Geistes, der sich von der Körperlichkeit emancipiert; hier ist Alles reale plastische Seligkeit ohne retrospektive Wehmuth, ohne ahnende leere Sehnsucht. Die Königin dieser Insel ist Helena von Sparta, die schönste Frau der Poesie, und sie tanzt an der Spitze ihrer Hofmägde vor dem Venustempel; Tanz und Posituren im Einklang mit der Umgebung, gemessen, keusch und feierlich.

In diese Welt brechen plötzlich herein Faust und Mephistophela, auf ihren schwarzen Rossen durch die Lüfte herabfliegend. Sie sind wie befreit von einem düstern Alpdruck, von einer schnöden Krankheit, von einem tristen Wahnsinn, und erquicken sich Beide an diesem Anblick des Urschönen und des wahrhaft Edlen. Die Königin und ihr Gefolge tanzen ihnen gastlich entgegen, bieten ihnen Speise und Trank in kostbar ciselierten Geräthen, und laden sie ein, bei ihnen zu wohnen auf der stillen Insel des Glücks. Faust und seine Gefährtin antworten durch freudige Tänze, und Alle, einen Festzug bildend, begeben sich zuletzt nach dem Tempel der Venus,

wo der Doktor und Mephiſtophela ihre mittelalterlich romantiſche Kleidung gegen einfach herrliche griechiſche Gewänder vertauſchen; in ſolcher Umwandlung wieder mit Helena auf die Vorderſcene tretend, tragieren ſie irgend einen mythologiſchen Dreitanz.

Fauſt und Helena laſſen ſich endlich nieder auf einen Thron zur rechten Seite der Scene, während Mephiſtophela, einen Thyrſus und eine Handtrommel ergreifend, als Bacchantin in den ausgelaſſenſten Poſituren einherſpringt. Die Jungfrauen der Helena erfaſſt das Beiſpiel dieſer Luſt, ſie reißen die Roſen und Myrten von ihren Häuptern, winden Weinlaub in die entfeſſelten Locken, und mit flatternden Haaren und geſchwungenen Thyrſen taumeln ſie ebenfalls dahin als Bacchantinnen. Die Jünglinge bewaffnen ſich alsbald mit Schild und Speer, vertreiben die göttlich raſenden Mädchen, und tanzen in Scheinkämpfen eine jener kriegeriſchen Pantomimen, welche von den alten Autoren ſo wohlgefällig beſchrieben ſind.

In dieſer heroiſchen Paſtorale mag auch eine antike Humoreske eingeſchaltet werden, nämlich eine Schar Amoretten, die auf Schwänen herangeritten kommen, und mit Spießen und Bogen ebenfalls einen Kampftanz beginnen. Dieſes artige Spiel wird

aber plötzlich gestört — die erschreckten Liebesbübchen werfen sich rasch auf ihre Reitschwäne und flattern von dannen bei der Ankunft der Herzogin, die auf einer ungeheuren Fledermaus durch die Luft herbeigeflogen kommt, und wie eine Furie vor den Thron tritt, wo Faust und Helena ruhig sitzen. Sie scheint Jenem die wahnsinnigsten Vorwürfe zu machen und Diese zu bedrohen. Mephistophela, die den ganzen Auftritt mit Schadenfreude betrachtet, beginnt wieder ihren Bacchantentanz, dem die Jungfrauen der Helena sich ebenfalls wieder tanzend beigesellen, so dass diese Freudenchöre mit dem Zorn der Herzogin gleichsam verhöhnend kontrastieren. Letztere kann sich zuletzt vor Wuth nicht mehr fassen, sie schwingt den Zauberstab, den sie in der Hand hält, und scheint diese Bewegung mit den entsetzlichsten Beschwörungssprüchen zu begleiten. Alsbald verfinstert sich der Himmel; Blitz und Donnerschlag; das Meer fluthet stürmisch empor, und auf der ganzen Insel geschieht an Gegenständen und Personen die schauderhafteste Umwandlung. Alles ist wie getroffen von Wetter und Tod; die Bäume stehen laublos und verdorrt; der Tempel ist zu einer Ruine zusammengesunken; die Bildsäulen liegen gebrochen am Boden; die Königin Helena sitzt als eine fast zum Gerippe entfleischte Leiche in einem

weißen Laken zur Seite des Fauſt; die tanzenden Frauenzimmer ſind ebenfalls nur noch knöcherne Geſpenſter, gehüllt in weiße Tücher, die, über den Kopf hängend, nur bis auf die dürren Lenden reichen, wie man die Lamien darſtellt, und in dieſer Geſtalt ſetzen ſie ihre heitern Tanzpoſituren und Ronden fort, als wäre gar Nichts paſſiert, und ſie ſcheinen die ganze Umwandlung durchaus nicht bemerkt zu haben. Fauſt iſt aber bei dieſem Begebnis, wo all ſein Glück zertrümmert ward durch die Rache einer eiferſüchtigen Hexe, aufs höchſte gegen Dieſelbe erboſt; er ſpringt vom Thron herab mit gezogenem Schwerte, und bohrt es in die Bruſt der Herzogin.

Mephiſtophela hat die beiden Zauberrappen wieder herbeigeführt, ſie treibt den Fauſt angſtvoll an, ſich ſchnell aufzuſchwingen, und reitet mit ihm davon durch die Luft. Das Meer brandet unterdeſſen immer höher, es überſchwemmt allmählich Menſchen und Monumente, nur die tanzenden Lamien ſcheinen Nichts davon zu merken, und bei heitern Tambourinklängen tanzen ſie bis zum letzten Augenblick, wo die Wellen ihre Köpfe erreichen und die ganze Inſel gleichſam im Waſſer verſinkt. Über das ſturmgepeitſchte Meer, hoch oben in der Luft, ſieht man Fauſt und Mephiſtophela auf ihren ſchwarzen Gäulen dahinjagen.

Fünfter Akt.

Ein großer freier Platz vor einer Kathedrale, deren gothiſches Portal im Hintergrunde ſichtbar. Zu beiden Seiten zierlich geſchnittene Lindenbäume; unter denſelben links ſitzen zechende und ſchmauſende Bürgersleute, gekleidet in der niederländiſchen Tracht des ſechzehnten Jahrhunderts. Unfern ſieht man auch mit Armbrüſten bewaffnete Schützen, die nach einem auf einen hohen Pfahl gepflanzten Vogel ſchießen. Überall Kirmesjubel, Schaubuden, Muſikanten, Puppenſpiel, umherſpringende Pickelheringe und fröhliche Gruppen. In der Mitte der Scene ein Raſenplatz, wo die Honoratioren tanzen. —

Der Vogel iſt herabgeſchoſſen, und der Sieger hält als Schützenkönig ſeinen Triumphzug. Eine feiſte Bierbrauerfigur, auf dem Haupte eine enorme Krone, woran eine Menge Glöckchen, Bauch und

Rücken behängt mit großen Schilden von Goldblech, und ſolchermaßen mit Geklingel und Geraſſel einherſtolzierend. Vor ihm marſchieren Trommler und Pfeifer, auch der Fahnenträger, ein kurzbeiniger Knirps, der mit einer ungeheuern Fahne die drolligſten Schwenkungen verrichtet; die ganze Schützengilde folgt gravitätiſch hinterher. Vor dem dicken Bürgermeiſter und ſeiner nicht minder korpulenten Gattin, die nebſt ihrem Töchterlein unter den Linden ſitzen, wird die Fahne geſchwenkt und neigen ſich reſpektvoll die Vorüberziehenden. Jene erwidern die Salutation, und ihr Töchterlein, ein blondlockiges Jungfrauenbild aus der niederländiſchen Schule, kredenzt dem Schützenkönig den Ehrenbecher.

Trompetenſtöße ertönen und auf einem hohen mit Laubwerk geſchmückten Karren, der von zwei ſchwarzen Gäulen gezogen wird, erſcheint der hochgelahrte Doktor Fauſt in ſcharlachrothem und goldbetreſſtem Quackſalberkoſtüme; dem Wagen voran, die Pferde lenkend, ſchreitet Mephiſtophela, ebenfalls in grell marktſchreieriſchem Aufputz, reich bebändert und befiedert und in der Hand eine große Trompete, worauf ſie zuweilen Fanfaren bläſt, während ſie eine das Volk heranlockende Reklame tanzt. Die Menge drängt ſich alsbald um den Wagen, wo der fahrende Wunderdoktor allerlei Tränklein

und Mixturen gegen bare Bezahlung austheilt. Einige Personen bringen ihm in großen Flaschen ihren Urin zur Besichtigung. Andern reißt er die Zähne aus. Er thut sichtbare Mirakelkuren an verkrüppelten Kranken, die ihn geheilt verlassen und vor Freude tanzen. Er steigt endlich herab vom Wagen, der davonfährt, und vertheilt unter die Menge seine Phiolen, aus welchen man nur einige Tropfen zu genießen braucht, um von jedem Leibesübel geheilt und von der unbändigsten Tanzlust ergriffen zu werden. Der Schützenkönig, welcher den Inhalt einer Phiole verschluckt, empfindet dessen Zaubermacht, er ergreift Mephistophela und hopst mit ihr ein Pas de deux. Auch auf den bejahrten Bürgermeister und seine Gattin übt der Trank seine beinbewegende Wirkung, und Beide humpeln den alten Großvatertanz.

Während aber das sämmtliche Publikum im tollsten Wirbel sich umherdreht, hat Faust sich der Bürgermeisterstochter genaht, und, bezaubert von ihrer reinen Natürlichkeit, Zucht und Schöne, erklärt er ihr seine Liebe, und mit wehmüthigen, fast schüchternen Gebärden nach der Kirche deutend, wirbt er um ihre Hand. Auch bei den Eltern, die sich keuchend wieder auf ihre Bank niederlassen, wiederholt er seine Werbung; Jene sind mit dem Antrag

zufrieden, und auch die naive Schöne giebt endlich ihre verschämte Zustimmung. Letztere und Faust werden jetzt mit Blumensträußen geschmückt, und tanzen als Braut und Bräutigam ihre sittsam bürgerlichen Hymenäen. Der Doktor hat endlich im bescheiden süßen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt. Vergessen sind die Zweifel und die schwärmerischen Schmerzgenüsse des Hochmuthgeistes, und er strahlt vor innerer Beseligung, wie der vergoldete Hahn eines Kirchthurms.

Es bildet sich der Brautzug mit hochzeitlichem Gepränge, und derselbe ist schon auf dem Wege zur Kirche, als Mephistophela plötzlich mit hohnlachenden Gebärden vor den Bräutigam tritt und ihn seinen idyllischen Gefühlen entreißt; sie scheint ihm zu befehlen, ihr unverzüglich von hinnen zu folgen. Faust widersetzt sich mit hervorbrechendem Zorn, und die Zuschauer sind bestürzt über diese Scene. Doch noch größerer Schrecken erfasst sie, als plötzlich auf Mephistophela's Beschwörung ein nächtliches Dunkel und das schrecklichste Gewitter hereinbricht. Sie fliehen angstvoll und flüchten sich in die nahe Kirche, wo eine Glocke zu läuten und eine Orgel zu rauschen beginnen, — ein frommes Gedröhne, welches mit dem blitzenden und donnernden

Höllenſpektakel auf der Scene kontraſtiert. Auch Fauſt hat ſich wie die Andern in den Schoß der Kirche flüchten wollen, aber eine große ſchwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten, während Mephiſtophela mit boshaft triumphierender Miene aus ihrem Mieder das Pergamentblatt hervorzieht, das der Doktor einſt mit ſeinem Blute unterzeichnet hat; ſie zeigt ihm, daſs die Zeit des Kontraktes verfloſſen ſei und Leib und Seele jetzt der Hölle gehöre. Vergebens macht Fauſt allerlei Einwendungen, vergebens legt er ſich zuletzt aufs Jammern und Bitten — das Teufelsweib umtänzelt ihn mit allen Grimaſſen der Verhöhnung. Es öffnet ſich der Boden, und es treten hervor die greuelhaften Höllenfürſten, die gekrönten und ſceptertragenden Ungethüme. In jubelnder Ronde verſpotten ſie ebenfalls den armen Doktor, den Mephiſtophela, die endlich ſich in eine gräſsliche Schlange verwandelt hat, mit wilder Umſchlingung erdroſſelt. Die ganze Gruppe verſinkt unter Flammengeprаſſel in die Erde, während das Glockengeläute und die Orgelklänge, die vom Dome her ertönen, zu frommen, chriſtlichen Gebeten auffordern.

Erläuterungen.

To

Lumley, Esqre,

Director

of the Theatre of Her Majesty the queen.

Dear Sir!

Eine leicht begreifliche Zagnis überfiel mich, als ich bedachte, daſs ich zu meinem Ballette einen Stoff gewählt, den bereits unſer großer Wolfgang Goethe, und gar in ſeinem größten Meiſterwerke, behandelt hat. Wäre es aber ſchon gefährlich genug, bei gleichen Mitteln der Darſtellung mit einem ſolchen Dichter zu wetteifern, wie viel halsbrechender müſſte das Unternehmen ſein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um ſeine Gedanken auszuſprechen, das ganze Arſenal der

redenden Künſte zu ſeiner Verfügung, er gebot über alle Truhen des deutſchen Sprachſchatzes, der ſo reich iſt an ausgeprägten Denkworten des Tiefſinns und uralten Naturlauten der Gemüthswelt, Zauberſprüche, die, im Leben längſt verhallt, gleichſam als Echo in den Reimen des Goethiſchen Gedichtes wiederklingen und des Leſers Phantaſie ſo wunderbar aufregen! Wie kümmerlich dagegen ſind die Mittel, womit ich Ärmſter ausgerüſtet bin, um Das, was ich denke und fühle, zur äußern Erſcheinung zu bringen! Ich wirke nur durch ein mageres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen ſich gehaben und gebärden ſollen, und wie ich mir dabei die Muſik und die Dekorationen ungefähr denke. Und dennoch habe ich es gewagt, einen Doktor Fauſtus zu dichten in der Form eines Balletts, rivaliſierend mit dem großen Wolfgang Goethe, der mir ſogar die Jugendfriſche des Stoffes vorweggenommen, und zur Bearbeitung deſſelben ſein langes blühendes Götterleben anwenden konnte, — während mir, dem bekümmerten Kranken, von Ihnen, verehrter Freund, nur ein Termin von vier Wochen geſtellt ward, binnen welchem ich Ihnen mein Werk liefern muſſte.

Die Grenzen meiner Darſtellungsmittel konnte ich leider nicht überſchreiten, aber innerhalb der-

ſelben habe ich geleiſtet, was ein braver Mann zu leiſten vermag, und ich habe wenigſtens einem Verdienſte nachgeſtrebt, deſſen ſich Goethe keineswegs rühmen darf; in ſeinem Fauſtgedichte nämlich vermiſſen wir durchgängig das treue Feſthalten an der wirklichen Sage, die Ehrfurcht vor ihrem wahrhaftigen Geiſte, die Pietät für ihre innere Seele, eine Pietät, die der Skeptiker des achtzehnten Jahrhunderts (und ein Solcher blieb Goethe bis an ſein ſeliges Ende) weder empfinden noch begreifen konnte! Er hat ſich in dieſer Beziehung einer Willkür ſchuldig gemacht, die auch äſthetiſch verdammenswerth war, und die ſich zuletzt an dem Dichter ſelbſt gerächt hat. Ja, die Mängel ſeines Gedichts entſprangen aus dieſer Verſündigung, denn indem er von der frommen Symmetrie abwich, womit die Sage im deutſchen Volksbewuſſtſein lebte, konnte er das Werk nach dem neu erſonnenen ungläubigen Bauriſs nie ganz ausführen, es ward nie fertig, wenn man nicht etwa jenen lendenlahmen zweiten Theil des Fauſtes, welcher vierzig Jahre ſpäter erſchien, als die Vollendung des ganzen Poems betrachten will. In dieſem zweiten Theile befreit Goethe den Nekromanten aus den Krallen des Teufels, er ſchickt ihn nicht zur Hölle, ſondern läſſt ihn triumphierend einziehen ins Himmelreich, unter dem

Geleite tanzender Englein, katholiſcher Amoretten, und das ſchauerliche Teufelsbündnis, das unſern Vätern ſo viel haarſträubendes Entſetzen einflößte, endigt wie eine frivole Farce, — ich hätte faſt geſagt: wie ein Ballett.

Mein Ballett enthält das Weſentlichſte der alten Sage vom Doktor Fauſtus, und indem ich ihre Hauptmomente zu einem dramatiſchen Ganzen verknüpfte, hielt ich mich auch in den Details ganz gewiſſenhaft an den vorhandenen Traditionen, wie ich ſie zunächſt vorfand in den Volksbüchern, die bei uns auf den Märkten verkauft werden, und in den Puppenſpielen, die ich in meiner Kindheit tragieren ſah.

Die Volksbücher, die ich hier erwähne, ſind keineswegs gleichlautend. Die meiſten ſind willkürlich zuſammengeſtoppelt aus zwei ältern großen Werken über Fauſt, die, nebſt den ſogenannten Höllenzwängen, als die Hauptquellen für die Sage zu betrachten ſind. Dieſe Bücher ſind in ſolcher Beziehung zu wichtig, als daſs ich Ihnen nicht genauere Auskunft darüber geben müſſte. Das älteſte dieſer Bücher über Fauſt iſt 1587 zu Frankfurt erſchienen bei Johann Spies, der es nicht bloß gedruckt, ſondern abgefaſſt zu haben ſcheint, obgleich er in einer Zueignung an ſeine Gönner ſagt, daſs er das Manuſkript von einem Freunde aus Speier erhalten.

Dieſes alte Frankfurter Fauſtbuch iſt weit poetiſcher, weit tiefſinniger und weit ſymboliſcher abgefaſſt, als das andere Fauſtbuch, welches Georg Rudolph Widman geſchrieben und 1599 zu Hamburg herausgegeben. Letzteres jedoch gelangte zu größerer Verbreitung, vielleicht weil es mit homiletiſchen Betrachtungen durchwäſſert und mit gravitätiſchen Gelehrſamkeiten geſpickt iſt. Das beſſere Buch ward dadurch verdrängt und verſank ſchier in Vergeſſenheit. Beiden Büchern liegt die wohlgemeinteſte Verwarnung gegen Teufelsbündniſſe, ein frommer Zweck, zum Grunde. Die dritte Hauptquelle der Fauſtſage, die ſogenannten Höllenzwänge, ſind Geiſterbeſchwörungsbücher, die zum Theil in lateiniſcher, zum Theil in deutſcher Sprache abgefaſſt und dem Doktor Fauſt ſelbſt zugeſchrieben ſind. Sie ſind ſehr wunderlich von einander abweichend und kurſieren auch unter verſchiedenen Titeln. Der famoſeſte der Höllenzwänge iſt „Der Meergeiſt“ genannt; ſeinen Namen flüſterte man nur mit Zittern, und das Manuſkript lag in den Kloſterbibliotheken mit einer eiſernen Kette angeſchloſſen. Dieſes Buch ward jedoch durch frevelhafte Indiskretion im Jahr 1692 zu Amſterdam bei Holbek in dem Kohlſteg gedruckt.

Die Volksbücher, welche aus den angegebenen Quellen entſtanden ſind, benutzten auch mitunter

ein eben ſo merkwürdiges Opus über Doktor Fauſt's zauberkundigen Famulus, der Chriſtoph Wagner geheißen und deſſen Abenteuer und Schwänke nicht ſelten ſeinem berühmten Lehrer zugeſchrieben werden. Der Verfaſſer, der ſein Werk 1594, angeblich nach einem ſpaniſchen Originale, herausgab, nennt ſich Tholeth Schotus. Wenn es wirklich aus dem Spaniſchen überſetzt, was ich aber bezweifle, ſo iſt hier eine Spur, woraus ſich die merkwürdige Übereinſtimmung der Fauſtſage mit der Sage vom Don Juan ermitteln ließe.

Hat es in der Wirklichkeit jemals einen Fauſt gegeben? Wie manchen andern Wunderthäter, hat man auch den Fauſt für einen bloßen Mythos erklärt. Ja, es ging ihm gewiſſermaßen noch ſchlimmer: die Polen, die unglücklichen Polen, haben ihn als ihren Landsmann reklamiert, und ſie behaupten, er ſei noch heutigen Tages bei ihnen bekannt unter dem Namen Twardowski. Es iſt wahr, nach früheſten Nachrichten über Fauſt hat Derſelbe auf der Univerſität zu Krakau die Zauberkunſt ſtudiert, wo ſie öffentlich gelehrt ward als freie Wiſſenſchaft, was ſehr merkwürdig; es iſt auch wahr, daſs die Polen damals große Hexenmeiſter geweſen, was ſie heut zu Tage nicht ſind; aber unſer Doktor Johannes Fauſtus iſt eine ſo grundehrliche, wahrheit-

liche, tiefſinnig naive, nach dem Weſen der Dinge lechzende, und ſelbſt in der Sinnlichkeit ſo gelehrte Natur, daſs er nur eine Fabel oder ein Deutſcher ſein konnte. Es iſt aber an ſeiner Exiſtenz gar nicht zu zweifeln, die glaubwürdigſten Perſonen geben davon Kunde, z. B. Johannes Wierus, der das berühmte Buch über das Hexenweſen geſchrieben, dann Philipp Melanchthon, der Waffenbruder Luther's, ſowie auch der Abt Tritheim, ein großer Gelehrter, welcher ebenfalls mit Geheimniſſen ſich abgab und daher, beiläufig geſagt, vielleicht aus Handwerksneid den Fauſt herabzuwürdigen und ihn als einen unwiſſenden Marktſchreier darzuſtellen ſuchte. Nach den eben erwähnten Zeugniſſen von Wierus und Melanchthon war Fauſt gebürtig aus Kundlingen, einem kleinen Städtchen in Schwaben. Beiläufig muſs ich hier bemerken, daſs die oben erwähnten Hauptbücher über Fauſt von einander abweichen in der Angabe ſeines Geburtsorts. Nach der älteren Frankfurter Verſion iſt er als eines Bauern Sohn zu Rod bei Weimar geboren. In der Hamburger Verſion von Widman heißt es hingehen: „Fauſtus iſt gebürtig geweſen aus der Grafſchaft Anhalt, unb haben ſeine Eltern gewohnt in der Mark Soltwedel, die waren fromme Bauersleute.“

In einer Denkschrift über den fürtrefflichen und ehrenfesten Bandwurmdoktor Calmonius, womit ich mich jetzt beschäftige, finde ich Gelegenheit, bis zur Evidenz zu beweisen, dass der wahre historische Faust kein Anderer ist, als jener Sabellicus, den der Abt Tritheim als einen Marktschreier und Erzschelm schilderte, welcher Gott und die Welt besefelt habe. Der Umstand, dass Derselbe auf einer Visitenkarte, die er an Tritheim schickte, sich „Faustus junior“ nannte, verleitete viele Schriftsteller zu der irrigen Annahme, als habe es einen älteren Zauberer dieses Namens gegeben. Das Beiwort „junior“ soll aber hier nur bedeuten, dass der Faust einen Vater oder älteren Bruder besaß, der noch am Leben gewesen; was für uns von keiner Bedeutung ist. Ganz anders wäre es z. B., wenn ich unserm heutigen Calmonius das Epithet „junior“ beilegen wollte, indem ich dadurch auf einen ältern Calmonius hindeuten würde, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelebt und ebenfalls ein großer Prahlhans und Lügner gewesen sein mochte; er rühmte sich z. B. der vertrauten Freundschaft Friedrich's des Großen und erzählte oft, wie der König eines Morgens mit der ganzen Armee vor seinem Hause vorbeimarschiert sei und, vor seinem Fenster stille haltend, zu ihm hinauf gerufen habe: „Adies, Calmonius, ich gehe

jetzt in den siebenjährigen Krieg, und ich hoffe Ihn einst gesund wieder zu sehen!"

Viel verbreitet im Volke ist der Irrthum, unser Zauberer sei auch derselbe Faust, welcher die Buchdruckerkunst erfunden. Dieser Irrthum ist bedeutungsvoll und tiefsinnig. Das Volk identificierte die Personen, weil es ahnte, dass die Denkweise, die der Schwarzkünstler repräsentiert, in der Erfindung des Buchdrucks das furchtbarste Werkzeug der Verbreitung gefunden, und dadurch eine Solidarität zwischen Beiden entstanden. Jene Denkweise ist aber das Denken selbst in seinem Gegensatze zum blinden Credo des Mittelalters, zum Glauben an alle Autoritäten des Himmels und der Erde, einem Glauben an Entschädigung dort oben für die Entsagungen hienieden, wie die Kirche ihn dem knienden Köhler vorbetete. Faust fängt an zu denken, seine gottlose Vernunft empört sich gegen den heiligen Glauben seiner Väter, er will nicht länger im Dunkeln tappen und dürftig lungern, er verlangt nach Wissenschaft, nach weltlicher Macht, nach irdischer Lust, er will wissen, können und genießen, — und, um die symbolische Sprache des Mittelalters zu reden, er fällt ab von Gott, verzichtet auf seine himmlische Seligkeit und huldigt dem Satan und dessen irdischen Herrlichkeiten. Diese Revolte und ihre Doktrin ward

nun eben durch die Buchdruckerkunst so zauberhaft gewaltig gefördert, daſs sie im Laufe der Zeit nicht bloß hochgebildete Individuen, sondern sogar ganze Volksmassen ergriffen. Vielleicht hat die Legende von Johannes Faustus deſshalb einen so geheimnisvollen Reiz für unsre Zeitgenossen, weil sie hier so naiv faſslich den Kampf dargestellt sehen, den sie selber jetzt kämpfen, den modernen Kampf zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Autorität und Vernunft, zwischen Glauben und Denken, zwischen demüthigem Entsagen und frecher Genuſssucht — ein Todeskampf, wo uns am Ende vielleicht ebenfalls der Teufel holt, wie den armen Doktor aus der Grafschaft Anhalt oder Kundlingen in Schwaben.

Ja, unser Schwarzkünstler wird in der Sage nicht selten mit dem ersten Buchdrucker identificiert. Dies geschieht namentlich in den Puppenspielen, wo wir den Faust immer in Mainz finden, während die Volksbücher Wittenberg als sein Domicil bezeichnen. Es ist tief bedeutsam, daſs hier der Wohnort des Faustes, Wittenberg, auch zugleich die Geburtsstätte und das Laboratorium des Protestantismus ist.

Die Puppenspiele, deren ich abermals erwähne, sind nie im Druck erschienen, und erst jüngst hat einer meiner Freunde nach den handschriftlichen Texten

ein ſolches Opus herausgegeben. Dieſer Freund iſt Herr Karl Simrock, welcher mit mir auf der Univerſität zu Bonn die Schlegel'ſchen Kollegien über deutſche Alterthumskunde und Metrik hörte, auch manchen guten Schoppen Rheinwein mit mir ausſtach und ſich ſolchermaßen in den Hilfswiſſenſchaften perfektionierte, die ihm ſpäter zu Statten kamen bei der Herausgabe des alten Puppenſpiels. Mit Geiſt und Takt reſtaurierte er die verlorenen Stellen, wählte er die vorhandenen Varianten, und die Behandlung der komiſchen Perſon bezeugt, daſs er auch über deutſche Hanswürſte, wahrſcheinlich ebenfalls im Kollegium Auguſt Wilhelm Schlegel's zu Bonn, die beſten Studien gemacht hat. Wie köſtlich iſt der Anfang des Stücks, wo Fauſt allein im Studierzimmer bei ſeinen Büchern ſitzt und folgenden Monolog hält:

So weit hab ich's nun mit Gelehrſamkeit gebracht,
Daſs ich aller Orten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchſtöbert von vorne bis hinten,
Und kann doch den Stein der Weiſen nicht finden.
Jurisprudenz, Medicin, Alles umſunſt,
Kein Heil als in der nekromantiſchen Kunſt.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?

Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe,
Und weiß vor Schulden nicht, wo ich bleibe.
Ich muſs mich mit der Hölle verbünden,
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen,
Aber um die Geiſter zu citieren,
Muſs ich mich in der Magie informieren.

Die hierauf folgende Scene enthält hoch poetiſche und tief ergreifende Motive, die einer großen Tragödie würdig wären, und auch wirklich größern dramatiſchen Dichtungen entlehnt ſind. Dieſe Dichtungen ſind zunächſt der Fauſt von Marlow, ein geniales Meiſterwerk, dem augenſcheinlich die Puppenſpiele nicht bloß in Bezug auf den Inhalt, ſondern auch in Betreff der Form nachgeahmt ſind. Marlow's Fauſt mag auch andern engliſchen Dichtern ſeiner Zeit bei der Behandlung deſſelben Stoffes zum Vorbild gedient haben, und Stellen aus ſolchen Stücken ſind dann wieder in die Puppenſpiele übergegangen. Solche engliſche Fauſtkomödien ſind wahrſcheinlich ſpäter ins Deutſche überſetzt und von den ſogenannten engliſchen Komödianten geſpielt worden, die auch ſchon die beſten Shakſpeare'ſchen Werke auf deutſchen Brettern tragierten. Nur das Repertoir jener engliſchen Komödianten-Geſellſchaft iſt uns nothdürftig überliefert; die Stücke ſelbſt,

die nie gedruckt wurden, sind jedoch verschollen und erhielten sich vielleicht auf Winkeltheatern oder bei herumziehenden Truppen niedrigsten Ranges. So erinnere ich mich selbst, dass ich zweimal von solchen Kunstwagabunden das Leben des Faust's spielen sah, und zwar nicht in der Bearbeitung neuerer Dichter, sondern wahrscheinlich nach Fragmenten alter, längst verschollener Schauspiele. Das erste dieser Stücke sah ich vor fünfundzwanzig Jahren in einem Winkeltheater auf dem sogenannten Hamburger Berge zwischen Hamburg und Altona. Ich erinnere mich, die citierten Teufel erschienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Faust's: „Seid ihr Männer oder Weiber?“ antworteten sie: „Wir haben kein Geschlecht.“ Faust fragt ferner, wie sie eigentlich aussähen unter ihrer grauen Hülle, und sie erwidern: „Wir haben keine Gestalt, die uns eigen wäre, wir entlehnen nach deinem Belieben jede Gestalt, worin du uns zu erblicken wünschest; wir werden immer aussehen wie deine Gedanken.“ Nach abgeschlossenem Vertrag, worin ihm Kenntnis und Genuss aller Dinge versprochen wird, erkundigt sich Faust zunächst nach der Beschaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er, dass es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß sein müsse; am leidlichsten sei das Klima wohl

auf unserer lieben Erde. Die köstlichsten Frauen dieser lieben Erde gewinnt er durch den magischen Ring, der ihm die blühendste Jugendgestalt, Schönheit und Anmuth, auch die brillanteste Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchschlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältnis mit der Signora Lukretia, der berühmtesten Kourtisane von Venedig; er verlässt sie aber verrätherisch und schifft nach Athen, wo sich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heirathen will. Die verzweifelnde Lukretia sucht Rath bei den Mächten der Unterwelt, um sich an dem Ungetreuen zu rächen, und der Teufel vertraut ihr, dass alle Herrlichkeit des Faust mit dem Ringe schwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukretia reist nun in Pilgertracht nach Athen, und gelangt dort an den Hof, als eben Faust, hochzeitlich geschmückt, der schönen Herzogstochter die Hand reichen will, um sie zum Altar zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachsüchtige Weib, reißt dem Bräutigam hastig den Ring vom Finger, und plötzlich verwandeln sich die jugendlichen Gesichtszüge des Faust in ein runzlichtes Greisenantlitz mit zahnlosem Munde; statt der goldenen Lockenfülle umflattert nur noch spärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde, purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem

gebückten, ſchlottrigen Leib, den jetzt nur ſchäbige Lumpen bedecken. Aber der entzauberte Zauberer merkt nicht, daſs er ſich ſolcherweiſe verändert oder vielmehr, daſs Körper und Kleider jetzt die wahre Zerſtörnis offenbaren, die ſie ſeit zwanzig Jahren erlitten, während hölliſches Blendwerk dieſelbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menſchen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgeſinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzeſſin ausruft: Schafft mir den alten Bettler aus den Augen! Da hält ihm die vermummte Lukretia ſchadenfroh einen Spiegel vor, er ſieht darin mit Beſchämung ſeine wirkliche Geſtalt, und wird von der frechen Dienerſchaft zur Thür hinausgetreten, wie ein räudiger Hund. —

Das andere Fauſt-Drama, deſſen ich oben erwähnt, ſah ich zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannövriſchen Flecken. Auf freier Wieſe war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daſs am hellen Tage geſpielt ward, wirkte die Beſchwörungs-Scene hinlänglich ſchauervoll. Der Dämon, welcher erſchien, nannte ſich nicht Mephiſtopheles, ſondern Aſtaroth, ein Name, welcher urſprünglich vielleicht identiſch iſt mit dem Namen der Aſtarte, obgleich Letztere in den Geheimſchriften der Magiker für die Gattin des Aſtaroth's gehalten wird. Dieſe

Aſtarte wird in jenen Schriften dargeſtellt mit zwei Hörnern auf dem Haupte, die einen Halbmond bilden, wie ſie denn wirklich einſt in Phönicien als eine Mondgöttin verehrt und deſshalb von den Juden, gleich allen anderen Gottheiten ihrer Nachbaren, für einen Teufel gehalten ward. König Salomon. der Weiſe hat ſie jedoch heimlich angebetet, und Byron hat in ſeinem Fauſt, den er Manfred nannte, ſie gefeiert. In dem Puppenſpiele, das Simrock herausgegeben, heißt das Buch, wodurch Fauſt verführt wird: Clavis Astarti de magica.

In dem Stücke, wovon ich reden wollte, bevorwortet Fauſt ſeine Beſchwörung mit der Klage, er ſei ſo arm, daſs er immer zu Fuße laufen müſſe und nicht einmal von der Kuhmagd geküſſt werde; er wolle ſich dem Teufel verſchreiben, um ein Pferd und eine ſchöne Prinzeſſin zu bekommen. Der beſchworene Teufel erſcheint zuerſt in der Geſtalt verſchiedener Thiere, eines Schweins, eines Ochſen, eines Affen, doch Fauſt weiſt ihn zurück mit dem Bedeuten: „Du muſſt bösartiger ausſehen, um mir Schrecken einzuflößen.“ Der Teufel erſcheint alsdann wie ein Löwe brüllend, quaerens quem devorat — Auch jetzt iſt er dem kecken Nekromanten nicht furchtbar genug, er muſs ſich mit eingekniffenem Schweife in die Kouliſſen zurückziehen und kehrt

wieder als eine riesige Schlange. „Du bist noch nicht entsetzlich und grauenhaft genug," sagte Faust. Der Teufel muss nochmals beschämt von dannen trollen, und jetzt sehen wir ihn hervortreten in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung und gehüllt in einen rothen Mantel. Faust giebt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rothmantel antwortet: „Es ist nichts Entsetzlicheres und Grauenhafteres als der Mensch, in ihm grunzt und brüllt und meckert und zischt die Natur aller andern Thiere, er ist so unfläthig wie ein Schwein, so brutal wie ein Ochse, so lächerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Kompositum der ganzen Animalität."

Die sonderbare Übereinstimmung dieser alten Komödianten-Tirade mit einer der Hauptlehren der neuern Naturphilosophie, wie sie besonders Oken entwickelt, frappierte mich nicht wenig. Nachdem der Teufelsbund geschlossen, bringt Astaroth mehrere schöne Weiber in Vorschlag, die er dem Faust anpreist, z. B. die Judith. „Ich will keine Kopfabschneiderin," antwortet Jener. Willst du die Kleopatra? fragt alsdann der Geist. „Auch Diese nicht," erwidert Faust, „sie ist zu verschwenderisch, zu kostspielig und hat sogar den reichen Antonius ruinieren können; sie säuft Perlen." So rekommandiere ich dir

eines Oberhauptes der christlichen Kirche kumulierte. Es war die sogenannte Zeit der Wiederauferstehung oder, besser gesagt, der Wiedergeburt der antiken Weltanschauung, wie sie auch ganz richtig mit dem Namen Renaissance bezeichnet wird. In Italien konnte sie leichter zur Blüthe und Herrschaft gelangen, als in Deutschland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelübersetzung auch die Wiedergeburt des judäischen Geistes, die wir die evangelische Renaissance nennen möchten, so bilderstürmend fanatisch entgegentrat. Sonderbar! die beiden großen Bücher der Menschheit, die sich vor einem Jahrtausend so feindlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Wenn ich oben aussprach, dass die Revolte der realistischen, sensualistischen Lebenslust gegen die spiritualistisch altkatholische Ascese, die eigentliche Idee der Faustsage ist, so will ich hier darauf hindeuten, wie jene sensualistische, realistische Lebenslust selbst im Gemüthe der Denker zunächst dadurch entstanden ist, dass dieselben plötzlich mit den Denkmalen griechischer Kunst und Wissenschaft bekannt wurden, dass sie den Homer lasen, so wie auch die Originalwerke von Plato

und Aristoteles. In diese beiden hat Faust, wie die Tradition ausdrücklich erzählt, sich so sehr vertieft, daſs er sich einst vermaß: gingen jene Werke verloren, so würde er sie aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wie weiland Esra mit dem alten Testamente gethan. Wie tief Faust in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage, daſs er den Studenten, die bei ihm ein Kollegium über diesen Dichter hörten, die Helden des trojanischen Krieges in Person vorzuzaubern wusste. In derselben Weise beschwor er ein andermal zur Unterhaltung seiner Gäste eben die schöne Helena, die er später für sich selber vom Teufel begehrte und bis zu seinem unseligen Ende besaß, wie das ältere Faustbuch berichtet. Das Buch von Widman übergeht diese Geschichten, und der Verfasser äußert sich mit den Worten:

„Ich mag dem christlichen Leser nicht fürenthalten, daſs ich an diesem Orte etliche Historien von D. Johanne Fausto gefunden, welche ich aus hochbedenklichen christlichen Ursachen nicht habe hierher setzen wollen, als: daſs ihn der Teufel noch fortan vom Ehestand abgehalten und in sein höllisches, abscheuliches Hurennetz gejagt, ihm auch Helenam aus der Hölle zur Beischläferin zugeordnet hat, die ihm auch fürs Erste ein erschreckliches Mon-

ſtrum, und darnach einen Sohn mit Namen Juſtum geboren."

Die zwei Stellen im älteren Fauſtbuch, welche ſich auf die ſchöne Helena beziehen, lauten wie folgt:

„Am weißen Sonntag kamen oftgemeldete Studenten unverſehens wieder in D. Fauſti Behauſung zum Nachteſſen, brachten ihr Eſſen und Trank mit ſich, welches angenehme Gäſte waren. Als nun der Wein einging, wurde am Tiſch von ſchönen Weibsbildern geredet, da Einer unter ihnen anfing, daſs er kein Weibsbild lieber ſehen wollte, als die ſchöne Helenam aus Graecia, derowegen die ſchöne Stadt Troja zu Grund gegangen wäre, ſie müſſte ſchön geweſen ſein, weil ſie ſo oft geraubt worden, und wodurch ſolche Empörung entſtanden wäre. Weil ihr denn ſo begierig ſeid, die ſchöne Geſtalt der Königin Helenae, Menelai Hausfrau, oder Tochter Tyndari und Ledae, Caſtoris und Pollucis Schweſter (welche die Schönſte in Graecia geweſen ſein ſoll), zu ſehen, will ich euch Dieſelbe fürſtellen, damit ihr perſönlich ihren Geiſt in Form und Geſtalt, wie ſie im Leben geweſen, ſehen ſollt, dergleichen ich auch Kaiſer Carolo Quinto auf ſein Begehren, mit Fürſtellung Kaiſer Alexandri Magni und ſeiner Gemahlin, willfahren habe. Darauf verbot D. Fauſtus, daſs Keiner Nichts reden ſollte, noch vom Tiſche

aufſtehen oder ſie zu empfahen ſich anmaßen, und geht zur Stube hinaus. Als er wieder hineingeht, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, ſo wunderſchön, daſs die Studenten nicht wuſſten, ob ſie bei ſich ſelbſt wären oder nicht, ſo verwirrt und inbrünſtig waren ſie. Dieſe Helena erſchien in einem köſtlichen ſchwarzen Purpurkleid, ihr Haar hatte ſie herabhangen, das ſo ſchön und herrlich als Goldfarbe ſchien, auch ſo lang, daſs es ihr bis in die Kniebiegen hinabging, mit ſchönen kohlſchwarzen Augen, ein lieblich Angeſicht, mit einem runden Köpflein, ihre Lefzen roth wie Kirſchen, mit einem kleinen Mündlein, einen Hals wie ein weißer Schwan, rothe Bäcklein wie ein Röslein, ein überaus ſchön gleißend Angeſicht, eine länglichte aufgerichtete grade Perſon. In Summa, es war an ihr kein Untädlein zu finden, ſie ſahe ſich allenthalben in der Stube um, mit gar frechem und bübiſchem Geſicht, daſs die Studenten gegen ſie in Liebe entzündet wurden; weil ſie es aber für einen Geiſt achteten, verginge ihnen ſolche Brunſt leichtlich, und ging alſo Helena mit D. Fauſto wiederum zur Stube hinaus. Als die Studenten ſolches Alles geſehen, baten ſie D. Fauſtum, er ſolle ihnen ſo Viel zu Gefallen thun, und ſie morgen wiederum fürſtellen, ſo wollten ſie einen Maler mit ſich bringen, Der ſollte ſie abkon-

terfeien, welches ihnen aber D. Fauſtus abſchlug und ſagte, daſs er ihren Geiſt nicht alle Zeit erwecken könnte. Er wollte ihnen aber ein Konterfei davon zukommen laſſen, welches ſie, die Studenten, abreißen laſſen möchten, was dann auch geſchah, und welches die Maler hernach weit hin und wieder ſchickten, denn es war eine ſehr herrliche Geſtalt eines Weibsbildes. Wer aber ſolches Gemälde dem Fauſto abgeriſſen, hat man nicht erfahren können. Die Studenten aber, als ſie zu Bett gekommen, haben wegen der Geſtalt und Form, ſo ſie ſichtbarlich geſehen, nicht ſchlafen können. Hieraus iſt dann zu ſehen, daſs der Teufel oft die Menſchen in Liebe entzündet und verblendet, daſs man ins Hurenleben geräth, und hernach nicht leicht wieder herauszubringen iſt."

Später heißt es in dem alten Buche:

„Damit nun der elende Fauſtus ſeines Fleiſches Lüſten genugſam Raum gebe, fällt ihm um Mitternacht, als er erwachte, die Helena aus Graecia, die er vormals den Studenten am weißen Sonntag erweckt hat, in den Sinn, derhalben er Morgens ſeinen Geiſt anmahnt, er ſollte ihm die Helenam darſtellen, die ſeine Konkubine ſein möchte, was auch geſchah, und dieſe Helena war ebenmäßiger Geſtalt, wie er ſie den Studenten erweckt hat,

mit lieblichem und holdſeligem Anblicke. Als nun D. Fauſtus Solches ſah, hat ſie ihm ſein Herz dermaßen gefangen, daſs er mit ihr anfing zu buhlen und ſie für ſein Schlafweib bei ſich behielt, die er ſo lieb gewann, daſs er ſchier keinen Augenblick von ihr ſein konnte, wurde alſo im letzten Jahre ſchwangeres Leibs von ihm, gebar ihm einen Sohn, deſſen ſich Fauſtus heftig freute, und ihn Juſtum Fauſtum nannte. Dies Kind erzählete D. Fauſto viel' zukünftige Dinge, die in allen Ländern ſollten geſchehen. Als er aber hernach um ſein Leben kam, verſchwanden zugleich mit ihm Mutter und Kind."

Da die meiſten Volksbücher über Fauſt aus dem Widman'ſchen Werke entſtanden, ſo geſchieht darin von der ſchönen Helena nur kärgliche Erwähnung, und ihre Bedeutſamkeit konnte leicht überſehen werden. Auch Goethe überſah ſie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den erſten Theil des Fauſt ſchrieb, jene Volksbücher kannte und nicht bloß in den Puppenſpielen ſchöpfte. Erſt vier Decennien ſpäter, als er den zweiten Theil zum Fauſt dichtete, läſſt er darin auch die Helena auftreten, und in der That, er behandelte ſie con amore. Es iſt das Beſte, oder vielmehr das einzig Gute, in beſagtem zweiten Theile, in dieſer allegoriſchen und labyrinthiſchen Wildnis, wo jedoch plötzlich auf erhabenem

Postamente ein wunderbar vollendetes griechisches Marmorbild sich erhebt und uns mit den weißen Augen so heidengöttlich liebreizend anblickt, daſs uns fast wehmüthig zu Sinne wird. Es ist die kostbarste Statue, welche jemals das Goethe'sche Atelier verlassen und man sollte kaum glauben, daſs eine Greisenhand sie gemeißelt. Sie ist aber auch vielmehr ein Werk des ruhig besonnenen Bildens, als eine Geburt der begeisterten Phantasie, welche letztere bei Goethe nie mit besonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebenso wenig wie bei seinen Lehrmeistern und Wahlverwandten, ich möchte fast sagen: bei seinen Landsleuten, den Griechen. Auch Diese besaßen mehr harmonischen Formensinn als überschwellende Schöpfungsfülle, mehr gestaltende Begabnis als Einbildungskraft, ja, ich will die Ketzerei aussprechen, mehr Kunst als Poesie.

Sie werden, theuerster Freund, nach obigen Andeutungen leicht begreifen, warum ich der schönen Helena einen ganzen Akt in meinem Ballette gewidmet habe. Die Insel, wohin ich sie versetzt, ist übrigens nicht von meiner eigenen Erfindung. Die Griechen hatten sie schon längst entdeckt, und nach der Behauptung der alten Autoren, besonders des Pausanias und des Plinius, lag sie im Pontus Euxinus, ungefähr bei der Mündung der Donau,

und sie führte den Namen Achillea, wegen des Tempels des Achilles, der sich darauf befand. Er selbst, hieß es, der aus dem Grab erstandene Pelide, wandle dort umher in Gesellschaft der andern Berühmtheiten des Trojanischen Krieges, worunter auch die ewig blühende Helena von Sparta. Heldenthum und Schönheit müssen zwar frühzeitig untergehen, zur Freude des Pöbels und der Mittelmäßigkeit, aber großmüthige Dichter entreißen sie der Gruft und bringen sie rettend nach irgend einer glückseligen Insel, wo weder Blumen noch Herzen welken.

Ich habe über den zweiten Theil des Goethe'schen Faustes etwas mürrisch abgeurtheilt, aber ich kann wirklich nicht Worte finden, um meine ganze Bewunderung auszusprechen über die Art und Weise, wie die schöne Helena darin behandelt ist. Hier blieb Goethe auch dem Geiste der Sage getreu, was leider, wie ich schon bemerkt, so selten bei ihm der Fall, ein Tadel, den ich nicht oft genug wiederholen kann. In dieser Beziehung hat sich am meisten der Teufel über Goethe zu beklagen. Sein Mephistopheles hat nicht die mindeste innere Verwandtschaft mit dem wahren „Mephistopheles," wie ihn die älteren Volksbücher nennen. Auch hier bestärkt sich meine Vermuthung, daſs Goethe letztere nicht kannte, als er den ersten Theil des Faustes schrieb.

Er hätte ſonſt in keiner ſo ſäuiſch ſpaßhaften, ſo cyniſch ſkurrilen Maſke den Mephiſtopheles erſcheinen laſſen. Dieſer iſt kein gewöhnlicher Höllenlump, er iſt ein „ſubtiler Geiſt,“ wie er ſich ſelbſt nennt, ſehr vornehm und nobel und hochgeſtellt in der unterweltlichen Hierarchie, im hölliſchen Gouvernemente, wo er einer jener Staatsmänner iſt, woraus man einen Reichskanzler machen kann. Ich verlieh ihm daher eine Geſtalt, die ſeiner Würde angemeſſen. Verwandelte ſich doch der Teufel immer am liebſten in ein ſchönes Frauenzimmer, und im älteren Fauſtbuche weiß auch Mephiſtopheles den armen Doktor in dieſer Geſtalt zu kirren, wenn den Ärmſten manchmal fromme Skrupel überſchlichen. Das alte Fauſtbuch erzählt ganz naiv:

„Wenn der Fauſt allein war und dem Wort Gottes nachdenken wollte, ſchmücket ſich der Teuffel in Geſtalt einer ſchönen Frauwen für ihn, hälſet ihn, und trieb mit ihm alle Unzucht, alſo daſs er des göttlichen Worts bald vergaß und in Wind ſchlug, und in ſeinem böſen Fürhaben fortfuhr.“

Indem ich den Teufel und ſeine Geſellen als Tänzerinnen erſcheinen laſſe, bin ich der Tradition treuer geblieben, als Sie vermuthen. Daſs es zur Zeit des Doktor Fauſt ſchon Corps de ballets von Teufeln gegeben hat, iſt keine Fiktion Ihres

Freundes, ſondern es iſt eine Thatſache, die ich mit Stellen aus dem Leben des Chriſtoph Wagner, welcher Fauſt's Schüler war, beweiſen kann. In dem ſechzehnten Kapitel dieſes alten Buches leſen wir, daſs der arge Sünder ein Gaſtgelag in Wien gab, wo die Teufel in Frauenzimmergeſtalt mit Saitenſpielen die ſchönſte und lieblichſte Muſik machten, und andre Teufel „allerlei ſeltſame und unzüchtige Tänze tanzten.“ Auch in Affengeſtalt tanzten ſie bei dieſer Gelegenheit, und da heißt es: „Bald kamen zwölf Affen, die machten einen Reigen, tanzten franzöſiſche Ballette, wie jetzt die Leute in Welſchland, Frankreich und Deutſchland zu thun pflegen, ſprungen und hüpften ſehr wohl, daſs ſich männiglich verwunderte.“ Der Teufel Auerhahn, der dem Wagner als dienender Geiſt angehörte, zeigte ſich gewöhnlich in der Geſtalt eines Affen. Er debütiert ganz eigentlich als Tanzaffe. Als Wagner ihn beſchwur, ward er ein Affe, erzählt das alte Buch, und da heißt es: „Der ſprang auf und nieder, tanzte Gaillard und andere üppige Tänze, ſchlug bisweilen auf dem Hackebrett, pfiff auf der Querpfeife, blies auf der Trompete, als wären ihrer Hundert.“

Ich kann hier, liebſter Freund, der Verſuchung nicht widerſtehen, Ihnen zu erklären, was der Bio-

graph des Nekromanten unter dem Namen „Gaillardtanzen“ verſteht. Ich finde nämlich in einem noch ältern Buche von Johann Prätorius, welches 1668 zu Leipzig gedruckt iſt und Nachrichten über den Blocksberg enthält, die merkwürdige Belehrung, daſs oberwähnter Tanz vom Teufel erfunden worden; der ehrbare Autor ſagt dabei ausdrücklich:

„Von der neuen Gaillardiſchen Volta, einem welſchen Tanze, wo man einander an ſchamigen Orten faſſet und wie ein getriebener Topf herumhaſpelt und wirbelt, und welcher durch die Zauberer aus Italien nach Frankreich iſt gebracht worden, mag man auch wohl ſagen, daſs zu Dem, daſs ſolcher Wirbeltanz voller ſchändlicher unfläthiger Gebärden und unzüchtiger Bewegungen iſt, er auch das Unglück auf ſich trage, daſs unzählig viel' Morde und Miſsgeburten daraus entſtehen. Welches wahrlich bei einer wohlbeſtellten Polizei iſt wahrzunehmen und aufs allerſchärffſte zu verbieten. Und dieweil die Stadt Genf fürnehmlich das Tanzen haſſet, ſo hat der Satan eine junge Tochter von Genf gelehret, alle Die tanzend und ſpringend zu machen, die ſie mit einer eiſernen Gerte oder Ruthe, welche der Teufel ihr gegeben gehabt, möchte berühren. Auch hat ſie der Richter geſpottet, und geſagt, ſie

werden ſie nicht mögen umbringen; hat deſshalb der Übelthat nie keine Reue gehabt.“

Sie ſehen aus dieſer Citation, liebſter Freund, erſtens, was die Gaillarde iſt und zweitens, daſs der Teufel die Tanzkunſt aus dem Grunde fördert, um den Frommen ein Ärgernis zu geben. Daſs er gar die fromme Stadt Genf, das calviniſtiſche Jeruſalem, mit ſeiner Zaubergerte zum Tanzen zwang, Das war der Gipfel ſeiner Frevelhaftigkeit! Denken Sie ſich alle dieſe kleinen Genfer Heiligen, alle dieſe gottesfürchtigen Uhrmacher, alle dieſe Auserwählten des Herrn, alle dieſe tugendhaften Erzieherinnen, dieſe ſteifen, eckigen Prediger- und Schulmeiſterfiguren, welche auf einmal die Gaillarde zu tanzen beginnen! Die Geſchichte muſs wahr ſein, denn ich erinnere mich, ſie auch in der Daemonomania des Bodinus geleſen zu haben, und ich hätte nicht übel Luſt, ſie zu einem Ballette zu bearbeiten, betitelt: „Das tanzende Genf!“

Der Teufel iſt ein großer Tanzkünſtler, wie Sie ſehen, und es darf wahrlich Niemanden wundern, wenn er in der Geſtalt einer Tänzerin ſich einem verehrungswerthen Publico präſentiert. Eine minder natürliche, aber ſehr tiefſinnige Metamorphoſe iſt es, daſs ſich im älteren Fauſtbuche der Mephiſtopheles in ein geflügeltes Roſs verwandelt

und auf ſeinem Rücken den Fauſt nach allen Ländern und Orten brachte, wohin deſſen Sinn oder Sinnlichkeit begehrte. Der Geiſt hat hier nicht bloß die Geſchwindigkeit des Gedankens, ſondern auch die Macht der Poeſie; er iſt hier ganz eigentlich der Pegaſus, der den Fauſt zu allen Herrlichkeiten und Genüſſen dieſer Erde hinträgt in der kürzeſten Friſt. Er bringt ihn im Nu nach Konſtantinopel, und zwar direkt in den Harem des Großtürken, wo Fauſt unter den erſtaunten Odalisken, die ihn für den Gott Mahomed hielten, ſich göttlich ergötzt. Auch trägt er ihn nach Rom, und hier direkt in den Vatikan, wo Fauſt, unſichtbar allen Augen, dem Papſte ſeine beſten Gerichte und Getränke vor der Naſe wegſtibitzt und ſich ſelber zu Gemüthe führt; manchmal lacht er laut auf, ſo daſs der Papſt, der ſich im Zimmer allein glaubte, innerlich erſchrak. Eine Animoſität gegen Papſtthum und katholiſche Kirche überhaupt tritt überall grell hervor in der Fauſtſage. In dieſer Beziehung iſt es auch charakteriſtiſch, daſs Fauſt nach den erſten Beſchwörungen dem Mephiſtopheles ausdrücklich befiehlt, ihm hinfüro, wenn er ihn rufe, in der Kutte eines Franciskaners zu erſcheinen. In dieſer Mönchstracht zeigen ihn uns die alten Volksbücher (nicht die Puppenſpiele), zumal wenn er mit Fauſt über Re-

ligionsthemata disputiert. Hier weht der Athem der Reformationszeit.

Mephiſtopheles hat nicht bloß keine wirkliche Geſtalt, ſondern er iſt auch unter keiner beſtimmten Geſtalt populär geworden, wie andere Helden der Volksbücher, z. B. wie Till Eulenſpiegel, dieſes perſonificierte Gelächter in der derben Figur eines deutſchen Handwerksburſchen, oder gar wie der ewige Jude mit dem langen achtzehnhundertjährigen Barte, deſſen weiße Haare an der Spitze, wie verjüngt, wieder ſchwarz geworden. Mephiſtopheles hat auch in den Büchern der Magie keine determinierte Bildung wie andere Geiſter, wie z. B. Aziabel, der immer als ein kleines Kind erſcheint, oder wie der Teufel Marbuel, der ſich ausdrücklich in der Geſtalt eines zehnjährigen Knaben präſentiert.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung einfließen zu laſſen, daſs ich es ganz dem Belieben Ihres Maſchiniſten überlaſſe, ob er den Fauſt nebſt ſeinem hölliſchen Geſellen auf zwei Pferden oder Beide in einen großen Zaubermantel gehüllt durch die Lüfte reiſen laſſen will. Der Zaubermantel iſt volksthümlicher.

Die Hexen, die zum Sabbath fahren, müſſen wir jedoch reiten laſſen, gleichviel auf welchem Haushaltungsgeräthe oder Unthier. Die deutſche

Hexe bedient ſich gewöhnlich des Beſenſtiels, den ſie mit derſelben Zauberſalbe beſtreicht, womit ſie auch ihren eigenen nackten Leib vorher eingerieben hat. Kommt ihr hölliſcher Galan etwa in Perſon ſie abzuholen, ſo ſitzt er vorne und ſie hinter ihm bei der Luftfahrt. Die franzöſiſchen Hexen ſagen: „Emen-Hetan, Emen-Hetan!“ während ſie ſich einſalben. „Oben hinaus und nirgends an!“ iſt der Spruch der deutſchen Beſenreiterinnen, wenn ſie zum Schornſtein hinausfliegen. Sie wiſſen es ſo einzurichten, daſs ſie ſich in den Lüften begegnen, und rottenweis zum Sabbath anlangen. Da die Hexen, ebenſo wie die Feen, das chriſtliche Glockengeläute aus tiefſtem Herzen haſſen, ſo pflegen ſie auch wohl auf ihrem Fluge, wenn ſie einem Kirchthurm vorbeikommen, die Glocke mitzunehmen und dann in irgend einen Sumpf hinabzuwerfen, mit fürchterlichem Gelächter. Auch dieſe Anklage kommt vor in den Hexenproceſſen, und das franzöſiſche Sprüchwort ſagt mit Recht, daſs man nur gleich die Flucht ergreifen ſolle, wenn man angeklagt ſei, eine Glocke vom Kirchthurm Notre-Dame geſtohlen zu haben.

Über den Schauplatz ihrer Verſammlung, den die Hexen ihren Konvent, auch ihren Reichstag nennen, herrſchen im Volksglauben ſehr abweichende

Anſichten. Doch nach übereinſtimmenden Ausſagen ſehr vieler Hexen, die auf der Folter gewiſs die Wahrheit bekannt, ſowie auch nach den Autoritäten eines Remigius, eines Godelmanus, eines Wierus, eines Bodinus, und gar eines De Lancre, habe ich mich für eine mit Bäumen umpflanzte Bergkoppe entſchieden, wie ich Solches im dritten Akte meines Ballettes vorgezeichnet. In Deutſchland ſoll der Hexenkonvent gewöhnlich auf dem Blocksberge, welcher den Mittelpunkt des Harzgebirges bildet, ſtattgefunden haben oder noch ſtattfinden. Aber es ſind nicht bloß deutſche Nationalhexen, welche ſich dort verſammeln, ſondern auch viele ausländiſche, und nicht bloß lebende, ſondern auch längſt verſtorbene Sünderinnen, die im Grabe keine Ruhe haben und, wie die Willis, auch nach dem Tode von üppiger Tanzluſt gepeinigt werden. Deſshalb ſehen wir beim Sabbath eine Miſchung von Trachten aus allen Ländern und Zeitaltern. Vornehme Damen erſcheinen meiſtens verlarvt, um ganz ungeniert zu ſein. Die Hexenmeiſter, die in großer Menge ſich hier einfinden, ſind oft Leute, die im gewöhnlichen Leben den ehrbarſten, chriſtlichſten Wandel erheucheln. Was die Teufel anbelangt, die als Liebhaber der Hexen fungieren, ſo ſind ſie von ſehr verſchiedenem Range, ſo daſs eine alte Köchin oder Kuhmagd ſich mit

einem sehr untergeordneten armen Teufel begnügen muss, während vornehmere Patricierfrauen und große Damen auch standesgemäß sich mit sehr gebildeten und feingeschwänzten Teufeln, mit den galantesten Junkern der Hölle erlustigen können. Letztere tragen gewöhnlich die altspanisch burgundische Hoftracht, doch entweder von ganz schwarzer oder gar zu schreiend heller Farbe, und auf ihrem Barette schwankt die unerlässliche blutrothe Hahnenfeder. So wohlgestaltet und schöngekleidet diese Kavaliere beim ersten Anblick erscheinen, so ist es doch auffallend, dass ihnen immer ein gewisses „finished“ fehlt, und sich bei näherer Betrachtung in ihrem ganzen Wesen eine Disharmonie verräth, welche Auge und Ohr beleidigt; sie sind entweder etwas zu mager oder etwas zu korpulent, ihr Gesicht ist entweder zu blass oder zu roth, die Nase zu kurz oder ein bischen zu lang, und dabei kommen manchmal Finger wie Vogelkrallen, wo nicht gar ein Pferdefuß, zum Vorschein. Nach Schwefel riechen sie nicht, wie die Liebhaber der armen Volksweiber, die sich, wie gesagt, mit allerlei ordinären Kobolden, mit Ofenheizern der Hölle, abgeben müssen. Aber gemein ist allen Teufeln eine fatale Infirmität, worüber die Hexen jedes Ranges in den gerichtlichen Verhandlungen

Klage führten, nämlich die Eiskälte ihrer Umarmungen und Liebesergüsse.

Lucifer, von Gottes Ungnaden König der Finsternis, präsidiert dem Hexenkonvente in Gestalt eines schwarzen Bocks mit einem schwarzen Menschengesichte und einem Lichte zwischen den zwei Hörnern. Inmitten des Schauplatzes der Versammlung steht Seine Majestät auf einem hohen Postamente oder einem steinernen Tische, und sieht sehr ernsthaft und melancholisch aus, wie Einer, der sich schmählich ennuyiert. Ihm, dem Oberherrn, huldigen alle versammelten Hexen, Zauberer, Teufel und sonstige Vasallen, indem sie mit brennenden Kerzen in der Hand paarweise vor ihm das Knie beugen und nachher andächtig sein Hintertheil küssen. Auch dieses Homagium scheint ihn wenig zu erheitern, und er bleibt melancholisch und ernsthaft, während jubelnd die ganze vermischte Gesellschaft um ihn herumtanzt. Diese Ronde ist nun jener berühmte Hexentanz, dessen charakteristische Eigenthümlichkeit darin besteht, daſs die Tänzer ihre Gesichter alle nach außen kehren, so daſs sie sich einander nur den Rücken zeigen und Keiner des Andern Antlitz schaut. Dies ist gewiſs eine Vorsichtsmaßregel und geschieht, damit die Hexen, die später gerichtlich eingezogen werden möchten, bei der peinlichen Frage nicht so leicht

die Gefährtinnen angeben können, mit welchen ſie den Sabbath begangen. Aus Furcht vor ſolcher Angeberei beſuchen vornehme Damen den Ball mit verlarvtem Geſichte. Viele tanzen im bloßen Hemde, Viele entäußern ſich auch dieſes Gewandes. Manche verſchränken im Tanzen ihre Hände, einen Kreis mit den Armen bildend, oder ſie ſtrecken einen Arm weit aus; Manche ſchwingen ihren Beſenſtiel und jauchzen: „Har! Har! Sabbath! Sabbath!“ Es iſt ein böſes Vorzeichen, wenn man während des Tanzes zur Erde fällt. Verliert die Hexe gar im Tanztumult einen Schuh, ſo bedeutet dieſer Umſtand, daſs ſie noch in demſelben Jahre den Scheiterhaufen beſteigen müſſe.

Die Muſikanten, welche zum Tanze aufſpielen, ſind entweder hölliſche Geiſter in fabelhafter Fratzenbildung oder vagabundierende Virtuoſen, die von der Landſtraße aufgegriffen worden. Am liebſten nimmt man dazu Fiedler oder Flötenſpieler, welche blind ſind, damit ſie nicht vor Entſetzen im Muſicieren geſtört werden, wenn ſie die Greuel der Sabbathfeier ſähen. Zu dieſen Greueln gehört namentlich die Aufnahme neuer Hexen in den ſchwarzen Bund, wo die Novize eingeweiht wird in die grauſenhafteſten Myſterien. Sie wird gleichſam officiell mit der Hölle vermählt, und der Teufel, ihr fin-

ſterer Gatte, giebt ihr bei dieſer Gelegenheit auch einen neuen Namen, einen nom d'amour, und brennt ihr ein geheimes Merkmal ein, als ein Andenken ſeiner Zärtlichkeit. Beſagtes Merkmal iſt ſo verborgen, daſs der Unterſuchungsrichter bei den Hexenproceſſen oft ſeine liebe Noth hatte, daſſelbe aufzufinden, und deſshalb der Inquiſitin von der Hand des Büttels alle Haare vom Leibe abſchneiden ließ.

Der Fürſt der Hölle beſitzt aber unter den Hexen der Verſammlung noch eine Auserwählte, welche den Titel: „Oberſte Braut," Archi-sposa, führt und gleichſam ſeine Leibmätreſſe iſt. Ihr Ballkoſtüm iſt ſehr einfach, mehr als einfach, denn es beſteht aus einem einzigen goldenen Schuh, weſshalb ſie auch die Domina mit dem güldenen Schuh genannt wird. Sie iſt ein ſchönes großes, beinahe koloſſales Weib, denn der Teufel iſt nicht bloß ein Kenner ſchöner Formen, ein Artiſt, ſondern auch ein Liebhaber von Fleiſch, und er denkt: Je mehr Fleiſch, deſto größer die Sünde. Ja, in ſeinem Raffinement der Frevelhaftigkeit ſucht er die Sünde noch dadurch zu ſteigern, daſs er nie eine unverheirathete Perſon, ſondern immer eine Vermählte zu ſeiner Oberbraut wählt, den Ehebruch kumulierend mit der einfachen Unzucht. Auch eine gute

Tänzerin muſs ſie ſein, und bei einer außerordentlichen Sabbathfeier ſah man wohl den erlauchten Bock von ſeinem Poſtamente herabſteigen und höchſtſelbſt mit ſeiner nackten Schönen einen ſonderbaren Tanz aufführen, den ich nicht beſchreiben will, „aus hochbedenklichen chriſtlichen Urſachen,“ wie der alte Widman ſagen würde. Nur ſo Viel darf ich andeuten, daſs es ein alter Nationaltanz Sodoma's iſt, deſſen Traditionen, nachdem dieſe Stadt unterging, von den Töchtern Loth's gerettet wurden und ſich bis auf heutigen Tag erhalten haben, wie ich denn ſelber jenen Tanz ſehr oft tanzen ſah zu Paris, Rue Saint-Honoré No. 359, neben der Kirche der heiligen Aſſomption. Erwägt man nun, daſs es auf dem Tanzplatz der Hexen keine bewaffnete Moral giebt, die in der Uniform von Municipalgardiſten die bacchantiſche Luſt zu hemmen weiß, ſo läſſt ſich leicht errathen, welche Bockſprünge bei oberwähntem Pas de deux zum Vorſchein kommen mochten.

Nach manchen Ausſagen pflegt auch der große Bock und ſeine Oberbraut dem Bankette zu präſidieren, welches nach dem Tanze gehalten wird. Das Tafelgeſchirr und die Speiſen bei jenem Gaſtmahl ſind von außerordentlicher Koſtbarkeit und Köſtlichkeit; doch wer Etwas davon einſteckt, findet den andern Tag, daſs der goldne Becher nur ein irdenes

Töpfchen und der ſchöne Kuchen nur ein Miſtfladen war. Charakteriſtiſch bei dem Mahle iſt der gänzliche Mangel an Salz. Die Lieder, welche die Gäſte ſingen, ſind eitel Gotteslästerungen, und ſie plärren ſie nach der Melodie frommer Kantiken. Die ehrwürdigſten Ceremonien der Religion werden dann durch ſchändliche Poſſenreißerei nachgeäfft. So wird z. B. unſere heilige Taufe verhöhnt, indem man Kröten, Igel oder Ratten tauft, ganz nach dem Ritus der Kirche, und während dieſer ſcheußlichen Handlung gebärden ſich Pathe und Pathin wie devote Chriſten und ſchneiden die ſcheinheiligſten Geſichter. Das Weihwaſſer, womit ſie jene Taufe verrichten, iſt eine ſehr frevelhafte Flüſſigkeit, nämlich der Urin des Teufels. Auch das Zeichen des Kreuzes machen die Hexen, aber ganz verkehrt und mit der linken Hand; Die von der romaniſchen Zunge ſprechen dabei die Worte: „In nomine Patrica Aragueaco, Petrica, agora, agora, Valentia, jouando goure gaits goustia,“ welches ſo viel heißt wie: „Im Namen des Patrike, des Petrike von Aragonien, zu dieſer Stunde, zu dieſer Stunde, Valencia, all unſer Elend iſt vorbei!“ Zur Verhöhnung der göttlichen Lehre von der Liebe und Vergebung erhebt der hölliſche Bock zuletzt ſeine furchtbarſte Donnerſtimme und ruft: „Rächt euch, rächt euch, ſonſt

müſſt ihr ſterben!“ Dieſes ſind die ſakramentalen Worte, womit er den Hexenkonvent aufhebt, und um den erhabenſten Akt der Paſſion zu parodieren, will auch der Antichriſt ſich ſelbſt zum Opfer bringen, aber nicht zum Heil, ſondern zum Unheil der Menſchheit: der Bock verbrennt ſich endlich ſelbſt, er lodert auf mit großem Flammengepraſſel, und von ſeiner Aſche ſucht jede Hexe eine Handvoll zu erhaſchen, um ſie zu ſpätern Maleficien zu gebrauchen. Der Ball und der Schmaus ſind alsdann zu Ende, der Hahn kräht, die Damen fangen an ſehr zu frieren, und wie ſie gekommen, ſo fahren ſie von dannen, aber noch ſchneller, und manche Frau Hexe legt ſich wieder zu Bette zu ihrem ſchnarchenden Gemahle, der es nicht bemerkt hatte, daſs nur ein Scheit Holz, welches die Geſtalt ſeiner Ehehälfte angenommen, in ihrer Abweſenheit an ſeiner Seite lag.

Auch ich will mich jetzt zu Bette begeben, denn ich habe, theurer Freund, bis tief in die Nacht hinein geſchrieben, um die Notizen zuſammenzuſtellen, die Sie aufgezeichnet zu ſehen wünſchten. Ich habe weniger dabei an einen Theaterdirektor gedacht, der mein Ballett auf die Bühne bringen ſoll, als vielmehr an den Gentleman von hoher Bildung, den Alles intereſſiert, was Kunſt und Gedanken

ist. Ja, mein Freund, Sie verstehen den flüchtigsten Wink des Dichters, und jedes Wort von Ihnen ist wieder befruchtend für Diesen. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie, der erprobt praktische Geschäftsmann, doch zugleich mit jenem außerordentlichen Sinn für das Schöne begabt sein konnten, und noch mehr erstaune ich darüber, wie Sie unter allen Tribulationen Ihrer Berufsthätigkeit sich so viel Liebe und Begeisterung für Poesie zu erhalten wussten!

III.

Die Götter im Exil.

(1836 und 1853.)

Vorbemerkung

zur franzöſiſchen Ausgabe*).

Wir ſcheiden Alle dahin, Menſchen und Götter, Glaubenslehren (croyances) und Sagen ... Es

---

*) Obige Vorbemerkung ward bei der erſten Veröffentlichung der „Götter im Exil" in der Revue des deux mondes (vom 1. April 1853) durch die Worte eingeleitet: „Vorliegende Studie iſt das neueſte Produkt meiner Feder; nur einige Blätter ſtammen aus früherer Zeit. Auf dieſe Bemerkung kommt es mir an, damit es nicht etwa den Anſchein habe, als trete ich in die Fußſtapfen gewiſſer Buchſchmiede, die manchmal aus meinen Sagenforſchungen Vortheil zu ziehen gewuſſt haben. Ich würde gern eine baldige Fortſetzung dieſer Arbeit verſprechen, zu welcher das Material in meinem Gedächtniſſe ſich angehäuft; aber der ſchwankende Geſundheitszuſtand, in dem ich mich befinde, erlaubt mir nicht, eine Verbindlichkeit für den nächſten Tag einzugehn."

Der Herausgeber.

iſt vielleicht ein frommes Werk, dieſe letzteren vor völliger Vergeſſenheit zu bewahren, indem man ſie einbalſamiert, nicht nach der häſslichen Gannal'ſchen Methode, ſondern durch Anwendung von Geheimmitteln, die ſich nur in der Apotheke des Dichters finden. Ja, die Glaubenslehren (croyances) und mit ihnen die Sagen ſcheiden dahin. Sie erliſchen, nicht allein in unſern civiliſierten Ländern, ſondern bis zu den mitternächtlichſten Weltgegenden, wo unlängſt noch der buntſcheckigſte Aberglaube in Flor ſtand. Die Miſſionäre, welche dieſe kalten Regionen durchwandern, beklagen ſich über die Ungläubigkeit ihrer Bewohner. In dem Bericht eines däniſchen Geiſtlichen über eine Reiſe im Norden von Grönland erzählt uns Dieſer, daſs er einen Greis nach dem gegenwärtigen Glaubenszuſtande der grönländiſchen Bevölkerung gefragt. Der gute Mann antwortete ihm: „Früher glaubte man noch an den Mond, aber heut zu Tage glaubt man nicht mehr daran."

Paris, den 19. März 1853.

Heinrich Heine.

Es iſt eine eigne Sache um die Schriftſtellerei. Der Eine hat Glück in der Ausübung derſelben, der Andre hat Unglück. Das ſchlimmſte Mißgeſchick trifft vielleicht meinen armen Freund Heinrich Kitzler, Magister Artium zu Göttingen. Keiner dort iſt ſo gelehrt, Keiner ſo ideenreich, Keiner ſo fleißig wie dieſer Freund, und dennoch iſt bis auf dieſe Stunde noch kein Buch von ihm auf der Leipziger Meſſe zum Vorſchein gekommen. Der alte Stiefel auf der Bibliothek lächelte immer, wenn Heinrich Kitzler ihn um ein Buch bat, deſſen er ſehr bedürftig ſei für ein Werk, welches er eben unter der Feder habe. Es wird noch lange unter der Feder bleiben! murmelte dann der alte Stiefel, während er die Bücherleiter hinaufſtieg. Sogar die Köchinnen lächelten, wenn ſie auf der Bibliothek

die Bücher abholten „für den Kitzler*).“ Der Mann galt allgemein für einen Esel, und im Grunde war er nur ein ehrlicher Mann. Keiner kannte die wahre Ursache, warum nie ein Buch von ihm herauskam, und nur durch Zufall entdeckte ich sie, als ich ihn einst um Mitternacht besuchte, um mein Licht bei ihm anzuzünden; denn er war mein Stubennachbar. Er hatte eben ein großes Werk über die Vortrefflichkeit des Christenthums vollendet; aber er schien sich darob keineswegs zu freuen und betrachtete mit Wehmuth sein Manuskript. Nun wird dein Name doch endlich, sprach ich zu ihm, im Leipziger Meßkatalog unter den fertig gewordenen Büchern prangen! Ach nein, seufzte er aus tiefster Brust, auch dieses Werk werde ich ins Feuer werfen müssen, wie die vorigen ... Und nun vertraute er mir sein schreckliches Geheimnis. Den armen Magister traf wirklich das schlimmste Missgeschick, jedesmal wenn er ein Buch schrieb. Nachdem er nämlich für das Thema, das er beweisen wollte, alle seine Gründe entwickelt, glaubte er sich verpflichtet, die Einwürfe, die etwa ein Gegner anführen könnte, ebenfalls mitzutheilen; er ergrübelte alsdann vom entgegenge-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ßten Standpunkte aus die scharfsinnigsten Argu-
ente, und indem diese unbewusst in seinem Ge-
üthe Wurzel fassten, geschah es immer, dass, wenn
s Buch fertig war, die Meinungen des armen
erfassers sich allmählich umgewandelt hatten, und
ne dem Buche ganz entgegengesetzte Überzeugung
seinem Geiste erwachte. Er war alsdann auch
rlich genug (wie ein französischer Schriftsteller
enfalls handeln würde)*), den Lorber des lite-
rischen Ruhmes auf dem Altare der Wahrheit
opfern, d. h. sein Manuskript ins Feuer zu werfen.
arum seufzte er aus so tiefster Brust, als er die
ortrefflichkeit des Christenthums bewiesen hatte.
a habe ich nun, sprach er traurig, zwanzig Körbe
irchenväter excerpiert; da habe ich nun ganze
ächte am Studiertische gehockt und Acta sancto-
um gelesen, während auf deiner Stube Punsch ge-
unken und der Landesvater gesungen wurde; da
be ich nun für theologische Novitäten, deren ich
meinem Werke bedurfte, 38 sauer erworbene
haler an Vandenhoeck & Ruprecht bezahlt, statt
ir für das Geld einen Pfeifenkopf zu kaufen; da
be ich nun gearbeitet wie ein Hund seit zwei

*) Der eingeklammerte Satz fehlt in der französischen
usgabe.

Der Herausgeber.

Jahren, zwei kostbaren Lebensjahren ... und Alles, um mich lächerlich zu machen, um wie ein ertappter Prahler die Augen niederzuschlagen, wenn die Frau Kirchenräthin Planck mich fragt: Wann wird Ihre Vortrefflichkeit des Christenthums herauskommen? Ach! das Buch ist fertig, fuhr der arme Mann fort und würde auch dem Publikum gefallen; denn ich habe den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darin verherrlicht und ich habe bewiesen, dass dadurch auch die Wahrheit und die Vernunft über Heuchelei und Wahnsinn gesiegt. Aber ich Unglückseligster, in tiefster Brust fühle ich, dass — —

Sprich nicht weiter! rief ich mit gerechter Entrüstung, wage nicht, Verblendeter, das Erhabene zu schwärzen und das Glänzende in den Staub zu ziehen! Wenn du auch die Wunder des Evangeliums leugnen möchtest, so kannst du doch nicht leugnen, dass der Sieg des Evangeliums selber ein Wunder war. Eine kleine Schar wehrloser Menschen drang in die große Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weisen, und triumphierte durch das bloße Wort. Aber welch ein Wort! Das morsche Heidenthum erbebte und krachte bei dem Worte dieser fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich ankündigten und Nichts fürchteten auf der alten Erde, nicht die Tatzen der wilden Thiere, nicht

den Grimm der noch wilderen Menſchen, nicht das Schwert, nicht die Flamme . . . denn ſie ſelber waren Schwert und Flamme, Flamme und Schwert Gottes! Dieſes Schwert hat das welke Laub und dürre Reiſig abgeſchlagen von dem Baume des Lebens und ihn dadurch geheilt von der einfreſſenden Fäulnis; dieſe Flamme hat den erſtarrten Stamm wieder von innen erwärmt, daſs friſches Laub und duftige Blüthen hervorſproſſten . . . es iſt die ſchauerlich erhabenſte Erſcheinung der Weltgeſchichte, dieſes erſte Auftreten des Chriſtenthums, ſein Kampf und ſein vollkommener Sieg.

Ich ſprach dieſe Worte mit deſto würdigerem Ausdruck, da ich an jenem Abend ſehr viel Eimbecker Bier zu mir genommen hatte, und meine Stimme deſto volltönender erſcholl.

Heinrich Kitzler ließ ſich aber dadurch keineswegs verblüffen, und mit einem ironiſch ſchmerzlichen Lächeln ſprach er: Bruderherz! gieb dir keine überflüſſige Mühe. Alles, was du jetzt ſagſt, habe ich ſelber in dieſem Manuſkripte weit beſſer und weit gründlicher auseinander geſetzt. Hier habe ich den verworfenen Weltzuſtand zur Zeit des Heidenthums aufs grellſte ausgemalt, und ich darf mir ſchmeicheln, daſs meine kühnen Pinſelſtriche an die Werke der beſten Kirchenväter erinnern. Ich habe

gezeigt, wie lasterhaft die Griechen und Römer geworden durch das böse Beispiel jener Götter, welche nach den Schandthaten, die man ihnen nachsagte, kaum würdig gewesen wären, für Menschen zu gelten. Ich habe unumwunden ausgesprochen, daſs sogar Jupiter, der oberste der Götter, nach dem königlich hannövrischen Kriminalrechte hundertmal das Zuchthaus, wo nicht gar den Galgen, verdient hätte. Dagegen habe ich die Moralsprüche, die im Evangelium vorkommen, gehörig paraphrasiert und gezeigt, wie nach dem Muster ihres göttlichen Vorbilds die ersten Christen, trotz der Verachtung und Verfolgung, welche sie dafür erduldeten, nur die schönste Sittenreinheit gelehrt und ausgeübt haben. Das ist die schönste Partie meines Werks, wo ich begeisterungsvoll schildere, wie das junge Christenthum, der kleine David, mit dem alten Heidenthum in die Schranken tritt und diesen großen Goliath tödtet. Aber ach! dieser Zweikampf erscheint mir seitdem in einem sonderbaren Lichte — — — Ach! alle Lust und Liebe für meine Apologie versiegte mir in der Brust, als ich mir lebhaft ausdachte, wie etwa ein Gegner den Triumph des Evangeliums schildern könnte. Zu meinem Unglück fielen mir einige neuere Schriftsteller, z. B. Edward Gibbon, in die Hände, die sich eben nicht besonders

günſtig über jenen Sieg ausſprachen und nicht ſehr davon erbaut ſchienen, daſs die Chriſten, wo das geiſtige Schwert und die geiſtige Flamme nicht hinreichten, zu dem weltlichen Schwert und der weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen. Ja, ich muſs geſtehen, daſs mich endlich für die Reſte des Heidenthums, jene ſchöne Tempel und Statuen, ein ſchauerliches Mitleid anwandelte; denn ſie gehörten nicht mehr der Religion, die ſchon lange, lange vor Chriſti Geburt todt war, ſondern ſie gehörten der Kunſt, die da ewig lebt. Es trat mir einſt feucht in die Augen, als ich zufällig auf der Bibliothek die „Schutzrede für die Tempel“ las, worin der alte Grieche Libanius die frommen Barbaren aufs ſchmerzlichſte beſchwor, jene theuren Meiſterwerke zu ſchonen, womit der bildende Geiſt der Hellenen die Welt verziert hatte. Aber vergebens! Jene Denkmäler einer Frühlingsperiode der Menſchheit, die nie wiederkehren wird und die nur einmal hervorblühen konnte, gingen unwiederbringlich zu Grunde durch den ſchwarzen Zerſtörungseifer der Chriſten — — —

Nein, fuhr der Magiſter fort in ſeiner Rede, ich will nicht nachträglich durch Herausgabe dieſes Buches Theil nehmen an ſolchem Frevel, nein, Das will ich nimmermehr . . . Und euch, ihr zerſchla-

genen Statuen der Schönheit, euch, ihr Manen der todten Götter, euch, die ihr nur noch liebliche Traumbilder seid im Schattenreiche der Poesie, euch opfere ich dieses Buch!

Bei diesen Worten warf Heinrich Kitzler sein Manuskript in die Flammen des Kamins, und von der Vortrefflichkeit des Christenthums blieb Nichts übrig als graue Asche. —

Dieses geschah zu Göttingen im Winter 1820, einige Tage vor jener verhängnisvollen Neujahrsnacht, wo der Pedell Doris die fürchterlichsten Prügel bekommen und zwischen der Burschenschaft und den Landsmannsschaften fünfundachtzig Duelle kontrahiert wurden. Es waren fürchterliche Prügel, die damals wie ein hölzerner Platzregen auf den breiten Rücken des armen Pedells herabfielen. Aber als guter Christ tröstete er sich mit der Überzeugung, daſs wir dort oben im Himmel einst entschädigt werden für die Schmerzen, die wir unverdienterweise hienieden erduldet haben*). Das ist nun lange her. Der alte Doris hat längst ausgeduldet und schlummert in seiner friedlichen Ruhestätte vor

*) Der Schluſs des obigen und die beiden folgenden Absätze fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

dem Weender Thore. Die zwei großen Parteien, die einſt die Wahlplätze von Bovden, Ritſchenkrug und Raſenmühle mit dem Schwertergeklirr ihrer Polemik erfüllten, haben längſt im Gefühl ihrer gemeinſchaftlichen Nichtigkeit aufs zärtlichſte Brüderſchaft getrunken, und auf den Schreiber dieſer Blätter hat ebenfalls das Geſetz der Zeit ſeinen mächtigen Einfluſs geübt. In meinem Hirne gaukeln minder heitere Farben als damals, und mein Herz iſt ſchwer geworden; wo ich einſt lachte, weine ich jetzt, und ich verbrenne mit Unmuth die Altarbilder meiner ehemaligen Andacht.

Es gab eine Zeit, wo ich jedem Kapuziner, dem ich auf der Straße begegnete, gläubig die Hand küſſte. Ich war ein Kind, und mein Vater ließ mich ruhig gewähren, wohl wiſſend, daſs meine Lippen ſich nicht immer mit Kapuzinerfleiſch begnügen würden. Und in der That, ich wurde größer und küſſte ſchöne Frauen . . . Aber ſie ſahen mich manchmal an mit ſo bleichem Schmerze, und ich erſchrak in den Armen der Freude . . . Hier war ein Unglück verborgen, das Niemand ſah und woran Jeder litt; und ich dachte darüber nach. Ich habe auch darüber nachgedacht, ob Entbehrung und Entſagung wirklich allen Genüſſen dieſer Erde vorzuziehen ſei, und ob Diejenigen, die hienieden ſich

mit Disteln begnügt haben, dort oben desto reichlicher mit Ananassen gespeist werden? Nein, wer Disteln gegessen, war ein Esel, und wer die Prügel bekommen hat, der behält sie. Armer Doris!

Doch es ist mir nicht erlaubt, mit bestimmten Worten hier von allen den Dingen zu reden, worüber ich nachgedacht, und noch weniger ist es mir erlaubt, die Resultate meines Nachdenkens mitzutheilen. Werde ich mit verschlossenen Lippen ins Grab hinabsteigen müssen, wie so manche Andere?

Nur einige banale Thatsachen sind mir vielleicht vergönnt hier anzuführen, um den Fabeleien, die ich kompiliere, einige Vernünftigkeit oder wenigstens den Schein derselben einzuweben. Jene Thatsachen beziehen sich nämlich auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum*). Ich bin gar nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, dass die Bilderstürmerei der ersten Christen so bitter zu tadeln sei; sie konnten und durften die alten Tempel und Statuen nicht schonen, denn in diesen lebte noch jene alte griechische Heiterkeit, jene Lebens-

*) Statt der beiden obigen Sätze, findet sich in der französischen Ausgabe zu Anfang dieses Absatzes die Zeile: „Ich komme auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zurück."

Der Herausgeber.

luſt, die dem Chriſten als Teufelthum erſchien. In dieſen Statuen und Tempeln ſah der Chriſt nicht bloß die Gegenſtände eines fremden Kultus, eines nichtigen Irrglaubens, dem alle Realität fehle, ſondern dieſe Tempel hielt er für die Burgen wirklicher Dämonen, und den Göttern, die dieſe Statuen darſtellten, verlieh er eine unbeſtrittene Exiſtenz; ſie waren nämlich lauter Teufel. Wenn die erſten Chriſten ſich weigerten, vor den Bildſäulen der Götter zu knien und zu opfern, und deſshalb angeklagt und vor Gericht geſchleppt wurden, antworteten ſie immer: ſie dürften keine Dämonen anbeten! Sie erduldeten lieber das Martyrthum, als daſs ſie vor dem Teufel Jupiter, oder vor der Teufelin Diana, oder gar vor der Erzteufelin Venus irgend einen Akt der Verehrung vollzogen.

Arme griechiſche Philoſophen! Sie konnten dieſen Widerſpruch niemals begreifen, wie ſie auch ſpäterhin niemals begriffen, daſs ſie in ihrer Polemik mit den Chriſten keineswegs die alte erſtorbene Glaubenslehre, ſondern weit lebendigere Dinge zu vertheidigen hatten. Es galt nämlich, nicht die tiefere Bedeutung der Mythologie durch neoplatoniſche Spitzfindigkeiten zu beweiſen, den erſtorbenen Göttern ein neues ſymboliſches Lebensblut zu infuſieren und ſich mit den plumpen, materiellen Einwürfen

der ersten Kirchenväter, die besonders über den moralischen Charakter der Götter fast voltairisch spotteten, tagtäglich abzuquälen — es galt vielmehr, den Hellenismus selbst, griechische Gefühls- und Denkweise, zu vertheidigen und der Ausbreitung des Judäismus, der judäischen Gefühls- und Denkweise, entgegenzuwirken. Die Frage war, ob der trübsinnige, magere, sinnenfeindliche, übergeistige Judäismus der Nazarener, oder ob hellenische Heiterkeit, Schönheitsliebe und blühende Lebenslust in der Welt herrschen solle? Jene schönen Götter waren nicht die Hauptsache; Niemand glaubte mehr an die ambrosiaduftenden Bewohner des Olymps, aber man amüsierte sich göttlich in ihren Tempeln, bei ihren Festspielen, Mysterien; da schmückte man das Haupt mit Blumen, da gab es feierlich holde Tänze, da lagerte man sich zu freudigen Mahlen . . . wo nicht gar zu noch süßeren Genüssen.

All diese Lust, all dieses frohe Gelächter ist längst verschollen, und in den Ruinen der alten Tempel wohnen nach der Meinung des Volkes noch immer die altgriechischen Gottheiten, aber sie haben durch den Sieg Christi alle ihre Macht verloren, sie sind arge Teufel, die sich am Tage unter Eulen und Kröten in den dunkeln Trümmern ihrer ehemaligen Herrlichkeit versteckt halten, des Nachts

aber in liebreizender Geſtalt emporſteigen, um irgend einen argloſen Wanderer oder verwegenen Geſellen zu bethören und zu verlocken.

Auf dieſen Volksglauben beziehen ſich nun die wunderbarſten Sagen, und neuere Poeten ſchöpften hier die Motive ihrer ſchönſten Dichtungen. Der Schauplatz iſt gewöhnlich Italien und der Held derſelben irgend ein deutſcher Ritter, der wegen ſeiner jungen Unerfahrenheit, oder auch ſeiner ſchlanken Geſtalt wegen, von den ſchönen Unholden mit beſonders lieblichen Liſten umgarnt wird. Da geht er nun an ſchönen Herbſttagen mit ſeinen einſamen Träumen ſpazieren, denkt vielleicht an die heimiſchen Eichenwälder und an das blonde Mädchen, das er dort gelaſſen, der leichte Fant! Aber plötzlich ſteht er vor einer marmornen Bildſäule, bei deren Anblick er faſt betroffen ſtehen bleibt. Es iſt vielleicht die Göttin der Schönheit, und er ſteht ihr Angeſicht zu Angeſicht gegenüber, und das Herz des jungen Barbaren wird heimlich ergriffen von dem alten Zauber. Was iſt Das? So ſchlanke Glieder hat er noch nie geſehen, und in dieſem Marmor ahnt er ein lebendigeres Leben, als er jemals in den rothen Wangen und Lippen, in der ganzen Fleiſchlichkeit ſeiner Landsmänninen gefunden hat. Dieſe weißen Augen ſehen ihn ſo wollüſtig an und

doch zugleich so schauerlich schmerzvoll, daſs seine Brust erfüllt wird von Liebe und Mitleid, Mitleid und Liebe. Er geht nun öfter spazieren unter den alten Ruinen, und die Landsmannschaft ist verwundert, daſs man ihn fast gar nicht mehr sieht bei Trinkgelagen und Waffenspielen. Es gehen kuriose Gerüchte über sein Treiben unter den Trümmern des Heidenthums. Aber eines Morgens stürzt er mit bleichem, verzerrtem Antlitz in die Herberge, berichtigt die Zehrung, schnürt seinen Ranzen und eilt zurück über die Alpen. Was ist ihm begegnet?

Es heiſst, daſs er eines Tages später als gewöhnlich, als schon die Sonne unterging, nach seinen geliebten Ruinen wanderte, aber ob der einbrechenden Finsternis jenen Ort nicht finden konnte, wo er die Bildsäule der schönen Göttin stundenlang zu betrachten pflegte. Nach langem Umherirren, als es schon Mitternacht sein mochte, befand er sich plötzlich vor einer Villa, die er in dortiger Gegend früherhin nie gesehen hatte, und er war nicht wenig verwundert, als Bediente mit Fackeln heraustraten und ihn im Namen ihrer Gebieterin einluden, dort zu übernachten. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er, in einen weiten erleuchteten Saal tretend, eine Dame erblickte, die dort ganz allein auf- und nieder wandelte und an Gestalt und Gesichtszügen

mit der ſchönen Statue ſeiner Liebe die auffallendſte Ähnlichkeit hatte. Ja, ſie glich jenem Marmorbilde um ſo mehr, da ſie ganz in blendend weißem Muſſelin gekleidet ging und ihr Antlitz außerordentlich bleich war. Als der Ritter mit ſittigem Verneigen ihr entgegentrat, betrachtete ſie ihn lange ernſt und ſchweigend und fragte ihn endlich lächelnd, ob er hungrig ſei. Obgleich nun dem Ritter das Herz in der Bruſt bebte, ſo hatte er doch einen deutſchen Magen, in Folge des ſtundenlangen Umherirrens ſehnte er ſich wirklich nach einer Atzung, und er ließ ſich gern von der ſchönen Dame nach dem Speiſeſaal führen. Sie nahm ihn freundlich bei der Hand, und er folgte ihr durch hohe, hallende Gemächer, die trotz aller Pracht eine unheimliche Öde verriethen. Die Girandolen warfen ein ſo geſpenſtiſch fahles Licht auf die Wände, deren bunte Fresken allerlei heidniſche Liebesgeſchichten, z. B. Paris und Helena, Diana und Endymion, Kalypſo und Ulyſſes, darſtellten. Die großen abenteuerlichen Blumen, die in Marmorvaſen längs den Fenſtergeländern ſtanden, waren von ſo beängſtigend üppigen Bildungen, und dufteten ſo leichenhaft, ſo betäubend. Dabei ſeufzte der Wind in den Kaminen wie ein leidender Menſch. Im Speiſeſaale ſetzte ſich endlich die ſchöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte

ihm den Wein und reichte ihm lächelnd die beſten Biſſen. Mancherlei bei dieſem Abendmahle mochte dem Ritter wohl befremdlich dünken. Als er um Salz bat, deſſen auf dem Tiſche fehlte, zuckte ein faſt häſslicher Unmuth über das weiße Angeſicht der ſchönen Frau, und erſt nach wiederholtem Verlangen ließ ſie endlich mit ſichtbarer Verdrießlichkeit von den Dienern das Salzfaſs herbeiholen. Dieſe ſtellten es mit zitternden Händen auf den Tiſch und verſchütteten ſchier die Hälfte des Inhalts. Doch der gute Wein, der wie Feuer in die Kehle des Ritters hinabglühte, beſchwichtigte das geheime Grauen, das ihn manchmal anwandelte; ja, er wurde allmählich zutraulich und lüſternen Muthes, und als ihn die ſchöne Dame frug, ob er wiſſe, was Liebe ſei, da antwortete er ihr mit flammenden Küſſen. Trunken von Liebe, vielleicht auch von ſüßem Wein, entſchlief er bald an der Bruſt ſeiner zärtlichen Wirthin. Doch wüſte Träume ſchwirrten ihm durch den Sinn; grelle Nachtgeſichte, wie ſie uns im wahnwitzigen Halbſchlafe eines Nervenfiebers zu beſchleichen pflegen. Manchmal glaubte er ſeine alte Großmutter zu ſehen, die daheim auf dem rothen Lehnſeſſel ſaß und mit haſtigbewegten Lippen betete. Manchmal hörte er ein höhniſches Kichern, und Das kam von den großen Fledermäuſen, die mit Fackeln

in den Krallen um ihn her flatterten; als er sie genauer betrachtete, wollte es ihm jedoch dünken, es seien die Bedienten, die ihm bei Tische aufgewartet hatten. Zuletzt träumte ihm, seine schöne Wirthin habe sich plötzlich in ein häßliches Ungethüm verwandelt, und er selber, in rascher Todesangst, habe zu seinem Schwerte gegriffen und ihr damit das Haupt vom Rumpfe abgeschlagen. — Erst spät Morgens, als die Sonne schon hoch am Himmel stand erwachte der Ritter aus seinem Schlafe. Aber statt in der prächtigen Villa, worin er übernachtet zu haben vermeinte, befand er sich inmitten der wohlbekannten Ruinen, und mit Entsetzen sah er, daſs die schöne Bildsäule, die er so sehr liebte, von ihrem Postamente herunter gefallen war und ihr abgebrochenes Haupt zu seinen Füßen lag.

Einen ähnlichen Charakter trägt die Sage von dem jungen Ritter, der, als er einst in einer Villa bei Rom mit einigen Freunden Ball schlug, seinen Ring, der ihm bei diesem Spiele hinderlich wurde, von seiner Hand abzog und, damit er nicht verloren gehe, an den Finger eines Marmorbildes steckte. Als aber der Ritter, nachdem das Spiel beendigt war, zu der Statue, die eine heidnische Göttin vorstellte, zurückkehrte, sah er mit Schrecken, daſs das marmorne Weib den Finger, woran er

seinen Ring gesteckt hatte, nicht mehr gerade, wie vorher, sondern ganz eingebogen hielt, so dass ihm unmöglich war, den Ring wieder von ihrem Finger abzuziehen, ohne ihr die Hand zu zerbrechen, welches ihm doch ein seltsames Mitgefühl nicht erlaubte. Er ging zu seinen Spielgenossen, um ihnen dieses Wunder zu berichten, und lud sie ein, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Doch als er mit seinen Freunden zurückkehrte, hielt das Marmorbild den Finger wieder gerade ausgestreckt, wie gewöhnlich, und der Ring war verschwunden. Einige Zeit nach jenem Ereignisse beschloss der Ritter in den heiligen Ehestand zu treten, und er feierte seine Hochzeit. Doch in der Brautnacht, als er eben zu Bette gehen wollte, trat zu ihm ein Weibsbild, welches der oben erwähnten Statue ganz ähnlich war an Gestalt und Antlitz, und sie behauptete: dadurch, dass er seinen Ring an ihren Finger gesteckt, habe er sich ihr angelobt, und er gehöre ihr als rechtmäßiger Gemahl. Vergebens sträubte sich der Ritter gegen diesen Einspruch; jedesmal, wenn er sich seiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidnische Weibsbild zwischen ihm und ihr, so dass er in jener Nacht auf alle Bräutigamsfreuden verzichten musste. Dasselbe geschah in der zweiten Nacht, sowie auch in der dritten, und der Ritter ward

ſehr trübſinnig geſtimmt. Keiner wuſſte ihm zu helfen, und ſelbſt die frömmſten Leute zuckten die Achſel. Endlich aber hörte er von einem Prieſter, Namens Palumnus, der ſich gegen heidniſchen Satansſpuk ſchon öfter ſehr hilfſam erwieſen. Dieſer ließ ſich lange erbitten, ehe er dem Ritter ſeinen Beiſtand verſprach; er müſſe dadurch, behauptete er, ſich ſelber den größten Gefahren ausſetzen. Der Prieſter Palumnus ſchrieb alsdann einige ſonderbare Charaktere auf ein Stück Pergament und gab dem Ritter folgende Weiſung: er ſolle ſich um Mitternacht in der Gegend von Rom an einen gewiſſen Kreuzweg ſtellen; dort würden ihm allerlei wunderbare Erſcheinungen vorüberziehen; doch möge er ſich von Allem, was er höre und ſähe, nicht im Mindeſten verſchüchtern laſſen, er müſſe ruhig verharren; nur wenn er das Weibsbild erblicke, an deren Finger er ſeinen Ring geſteckt, ſolle er hinzutreten und ihr das beſchriebene Stück Pergament überreichen. Dieſer Vorſchrift unterzog ſich der Ritter; aber nicht ohne Herzklopfen ſtand er um Mitternacht am bezeichneten Kreuzwege, wo er den ſeltſamen Zug vorüberziehen ſah. Es waren blaſſe Männer und Frauen, prächtig gekleidet in Feſtgewanden aus der Heidenzeit; einige trugen goldne Kronen, andere trugen Lorberkränze auf den Häup-

tern, die ſie aber kummervoll ſenkten; auch allerlei ſilberne Gefäße, Trinkgeſchirre und Geräthſchaften, die zum alten Tempeldienſte gehörten, wurden vorübergetragen mit ängſtlicher Eile; im Gewühle zeigten ſich auch große Stiere mit vergoldeten Hörnern und behängt mit Blumenguirlanden; endlich, auf einem erhabenen Triumphwagen, ſtrahlend in Purpur und mit Roſen bekränzt, erſchien ein hohes, wunderſchönes Götterweib. Zu Dieſer trat nun der Ritter heran und überreichte ihr das Pergamentblatt des Prieſters Palumnus; denn in ihr erkannte er das Marmorbild, das ſeinen Ring beſaß. Als die Schöne die Zeichen erblickte, womit jenes Pergament beſchrieben war, hub ſie jammernd die Hände gen Himmel, Thränen ſtürzten aus ihren Augen, und mit verzweiflungsvoller Gebärde rief ſie: „Grauſamer Prieſter Palumnus! du biſt noch immer nicht zufrieden mit dem Leid, das du uns zugefügt haſt! Doch deinen Verfolgungen wird bald ein Ziel geſetzt, grauſamer Prieſter Palumnus!“ Nach dieſen Worten reichte ſie dem Ritter ſeinen Ring, und Dieſer fand in der folgenden Nacht kein Hindernis mehr, ſeine Ehe zu vollziehen. Der Prieſter Palumnus aber ſtarb den dritten Tag nach jenem Ereignis.

Dieſe Geſchichte las ich zuerſt in dem Mons Veneris von Kornmann. Unlängſt fand ich ſie auch

angeführt in dem abſurden Buche über Zauberei von Del-Rio, welcher ſie aus dem Werke eines Spaniers mittheilt; ſie iſt wahrſcheinlich ſpaniſchen Urſprungs*). Der Freiherr von Eichendorff, ein neuerer deutſcher Schriftſteller, hat ſie zu einer ſchönen Erzählung aufs anmuthigſte benutzt. Die vorletzte Geſchichte hat ebenfalls ein deutſcher Schriftſteller, Herr Willibald Alexis, zu einer Novelle bearbeitet, die zu ſeinen poetiſch geiſtreichſten Produkten gehört.

Das oben erwähnte Werk von Kormann, Mons Veneris, oder der Venusberg, iſt die wichtigſte Quelle für das ganze Thema, welches ich hier behandle. Es iſt ſchon lange her, daſs es mir mal zu Augen gekommen, und nur aus früherer Erinnerung kann ich darüber berichten. Aber es ſchwebt mir noch immer im Gedächtnis, das kleine, etwa dritthalbhundert Seiten enthaltende Büchlein mit ſeinen lieblichen alten Lettern; es mag wohl um die Mitte des 17. Jahrhunderts gedruckt ſein. Die Lehre von den Elementargeiſtern iſt darin aufs bündigſte abgehandelt, und daran ſchließt der Verfaſſer ſeine wunderbaren Mittheilungen über den

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Venusberg. Eben nach dem Beispiele Kornmann's habe auch ich bei Gelegenheit der Elementargeister von der Transformation der altheidnischen Götter sprechen müssen. Diese sind keine Gespenster, denn, wie ich mehrmals angeführt, sie sind nicht todt; sie sind unerschaffene, unsterbliche Wesen, die nach dem Siege Christi sich zurückziehen mussten in die unterirdische Verborgenheit, wo sie, mit den übrigen Elementargeistern zusammenhausend, ihre dämonische Wirthschaft treiben. Am eigenthümlichsten, romantisch wunderbar, klingt im deutschen Volke die Sage von der Göttin Venus, die, als ihre Tempel gebrochen wurden, sich in einen geheimen Berg flüchtete, wo sie mit dem heitersten Luftgesindel, mit schönen Wald- und Wassernymphen, auch manchen berühmten Helden, die plötzlich aus der Welt verschwunden, das abenteuerlichste Freudenleben führt. Schon von weitem, wenn du dem Berge nahest, hörst du das vergnügte Lachen und die süßen Zitherklänge, die sich wie eine unsichtbare Kette um dein Herz schlingen und dich hineinziehen in den Berg. Zum Glück, unfern des Eingangs hält Wache ein alter Ritter, geheißen der getreue Eckart; er steht gestützt auf seinem großen Schlachtschwert wie eine Bildsäule, aber sein ehrliches eisgraues Haupt wackelt beständig, und er warnt dich betrübsam vor den

zärtlichen Gefahren, die deiner im Berge harren. Mancher ließ sich noch bei Zeiten zurückschrecken, Mancher hingegen überhörte die meckernde Stimme des alten Warners und stürzte blindlings in den Abgrund der verdammten Lust. Eine Weile lang geht's gut. Aber der Mensch ist nicht immer aufgelegt zum Lachen, er wird manchmal still und ernst und denkt zurück in die Vergangenheit; denn die Vergangenheit ist die eigentliche Heimat seiner Seele, und es erfasst ihn ein Heimweh nach den Gefühlen, die er einst empfunden hat, und seien es auch Gefühle des Schmerzes. So erging es namentlich dem Tannhäuser, nach dem Berichte eines Liedes, das zu den merkwürdigsten Sprachdenkmalen gehört, die sich im Munde des deutschen Volkes erhalten. Ich las das Lied zuerst in dem erwähnten Werke von Kornmann. Diesem hat es Prätorius fast wörtlich entlehnt, aus dem „Blocksberg" von Prätorius haben es die Sammler des „Wunderhornes" abgedruckt*), und erst nach einer vielleicht

*) In der französischen Ausgabe folgt hier zunächst die Heine'sche Bearbeitung des Tannhäuserliedes. Ich habe die Anordnung der deutschen Ausgabe beibehalten, indeß die fehlenden Stellen aus der französischen Ausgabe passenden Ortes eingefügt.

Der Herausgeber.

fehlerhaften Abſchrift aus letzterem Buche muſs ich das Lied hier mittheilen:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er Wunders hat gethan
Mit Frau Venuſſinnen.

Der Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder ſchauen;
Da zog er in Frau Venus' Berg,
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, Ihr ſeid mir lieb,
Daran ſollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geſchworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken."

„„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will Dem widerſprechen,
Denn Niemand ſpricht Das mehr als Ihr,
Gott helf' mir zu den Rechten.""

„Herr Tannhäuſer, wie ſaget Ihr mir!
Ihr ſollet bei uns bleiben,

Ich geb' Euch meiner Geſpielen ein',
Zu einem ehlichen Weibe."

„„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllengluth
Da ewiglich verbrennen.""

„Du ſagſt mir Viel von der Höllengluth,
Du haſt es doch nicht befunden;
Gedenk an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden."

„„Was hilft mir Euer rother Mund,
Er iſt mir gar unmäre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.""

„Herr Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben;
Nun bleibet, edler Tannhäuſer zart,
Und friſchet Euer Leben."

„„Mein Leben iſt ſchon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,

Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem ſtolzen Leibe.“ “

„Herr Tannhäuſer nicht ſprecht alſo,
Ihr ſeid nicht wohl bei Sinnen,
Nun laſſt uns in die Kammer gehn,
Und ſpielen der heimlichen Minnen.“

„ „Eure Minne iſt mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr ſeid eine Teufelinne.“ “

„Tannhäuſer, ach, wie ſprecht Ihr ſo,
Beſtehet Ihr mich zu ſchelten?
Sollt Ihr noch länger bei uns ſein,
Des Worts müſſt Ihr entgelten.

„Tannhäuſer, wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo Ihr in dem Land umfahren,
Mein Lob das ſollt Ihr preiſen.“

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen: —

Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All auf den Papſt vertrauen.

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muſs es immer walten,
Zu einem Papſt, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Papſt, Ihr geiſtlicher Vater mein,
Ich klag' Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab',
Als ich Euch will verkünden;

„Ich bin geweſen ein ganzes Jahr
Bei Venus, einer Frauen,
Nun will ich Beicht' und Buß' empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen."

Der Papſt hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.""

„Sollt' ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieſer Erden,

So wollt' ich Reu' und Buß' empfahn,
Und Gottes Gnad' erwerben."

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden: —
Maria Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir ſcheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohne Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will ſenden.

„Seid willkommen, Tannhäuſer gut,
Ich hab' Euch lang entbehret,
Willkommen ſeid, mein liebſter Herr,
Du Held, mir treu bekehret."

Darnach wohl auf den dritten Tag
Der Stecken hub an zu grünen,
Da ſandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuſer kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen ſollt' er nun bleiben,

So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Den Menſchen Miſstroſt geben,
Will er denn Buß' und Reu' empfahn,
Die Sünde ſei ihm vergeben.

Ich erinnere mich, als ich zuerſt dieſes Lied las, in dem erwähnten Buche von Kormann, überraſchte mich zunächſt der Kontraſt ſeiner Sprache mit der pedantiſch verlateiniſierten, unerquicklichen Schreibart des 17. Jahrhunderts, worin das Buch abgefaſſt. Es war mir, als hätte ich in einem dumpfen Bergſchacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die ſtolz einfachen, urkräftigen Worte ſtrahlten mir ſo blank entgegen, daſs mein Herz faſt geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus dieſem Liede ſprach zu mir eine wohlbekannte Freudenſtimme; ich vernahm darin die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die während der Paſſionszeit des Mittelalters mit gar ſchweigſamen Schnäblein ſich verſteckt halten muſſten, und nur zuweilen, wo man ſie am wenigſten vermuthete, etwa gar hinter einem Kloſtergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Kennſt du die Briefe

von Heloiſe an Abälard? Nächſt dem hohen Liede des großen Königs (ich ſpreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Geſang der Zärtlichkeit, als das Zweigeſpräch zwiſchen Frau Venus und dem Tannhäuſer. Dieſes Lied iſt wie eine Schlacht der Liebe, und es fließt darin das rotheſte Herzblut.

Ja, wie herrlich iſt dies Gedicht! Schon zu Anfang ſtoßen wir auf eine Stelle von wunderbarem Effekte. Der Dichter giebt uns die Antwort der Frau Venus, ohne zuvor die Frage des Tannhäuſer berichtet zu haben, welche jene Antwort hervorruft. Durch dieſe Ellipſe gewinnt unſere Phantaſie einen freieren Spielraum und läſſt uns Alles errathen, was Tannhäuſer hat ſagen können, und was vielleicht ſehr ſchwierig in wenigen Worten auszudrücken war. Trotz ſeiner mittelalterlichen Reinheit und Frömmigkeit, hat der alte Dichter die unheilvollen Verführungskünſte und ſchamloſen Liebesränke der Frau Venus trefflich zu ſchildern gewuſſt. Ein laſterhafter moderner Schriftſteller hätte die Geſtalt dieſes dämoniſchen Weibes nicht beſſer zeichnen können, dieſer bezaubernden Hexe (cette diablesse de femme), die bei all ihrem olympiſchen Stolz und bei all ihrer prächtigen Leidenſchaft nichtsdeſtoweniger die galante Frau durchblicken läſſt; ſie

ist eine himmlische, nach Ambrosia duftende Kourtisane, eine Kamelien-Gottheit und, so zu sagen, eine unterhaltene Göttin. Wenn ich meine Erinnerungen durchblättere, muss ich ihr eines Tages auf dem Bredaplatze begegnet sein, wo sie mir zierlich leichten Schrittes vorüberging; sie trug ein graues Hütchen von gesuchter Einfachheit, und war vom Kinn bis zu den Fersen in einen prachtvollen indischen Shawl gehüllt, dessen Saum über das Pflaster hinstreifte. Wofür halten Sie diese Frau? sagte ich zu Herrn De Balzac, der mich begleitete. — „Es ist eine unterhaltene Frau," antwortete der Romanschreiber. — Ich war vielmehr der Ansicht, dass sie eine Herzogin sei. Aus den Mittheilungen eines gemeinsamen Freundes, der gerade hinzutrat, ersahen wir, dass wir Beide Recht gehabt.

Eben so gut, wie den Charakter der Frau Venus, verstand der alte Poet den des Tannhäuser zu schildern, jenes wackern Ritters, welcher der Chevalier Des Grieux des Mittelalters ist. Welch ein schöner Zug ferner, wenn in der Mitte des Liedes Tannhäuser plötzlich in seinem eigenen Namen zum Publikum zu sprechen beginnt und uns erzählt, was eigentlich der Dichter erzählen sollte, nämlich wie er die Welt in Verzweiflung durch-

pilgert! Wir sehen darin die Ungewandtheit eines bildungsarmen Dichters, aber dergleichen Töne bringen in ihrer Naivetät wunderbare Wirkungen hervor.

Das eigentliche Alter des Tannhäuserlieds wäre schwer zu bestimmen. Es existiert schon in fliegenden Blättern vom ältesten Druck. Ein junger deutscher Dichter, Herr Bechstein, welcher sich freundlichst in Deutschland daran erinnerte, dass, als ich ihn in Paris bei meinem Freunde Wolf sah, jene alten fliegenden Blätter das Thema unserer Unterhaltung bildeten, hat mir dieser Tage eins derselben, betitelt: „Das Lied von dem Danheüser" zugeschickt. Nur die größere Alterthümlichkeit der Sprache hielt mich davon ab, an der Stelle der obigen jüngeren Version diese ältere mitzutheilen. Die ältere enthält viele Abweichungen und trägt nach meinem Bedünken einen weit poetischeren Charakter.

Durch Zufall erhielt ich ebenfalls unlängst eine Bearbeitung desselben Liedes, wo kaum der äußere Rahmen der älteren Versionen beibehalten worden, die inneren Motive jedoch aufs sonderbarste verändert sind. In seiner älteren Gestalt ist das Gedicht unstreitig viel schöner, einfacher und großartiger. Nur eine gewisse Wahrheit des Ge-

fühls hat die erwähnte jüngere Verſion mit demſelben gemein, und da ich gewiſs das einzige Exemplar beſitze, das davon exiſtiert, ſo will ich auch dieſe hier mittheilen:

Ihr guten Chriſten, laſſt euch nicht
Von Satan's Liſt umgarnen!
Ich ſing' euch das Tannhäuſerlied,
Um eure Seelen zu warnen.

Der edle Tannhäuſer, ein Ritter gut,
Wollt' Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog er in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Leb wohl, mein holdes Leben!
Ich will nicht länger bleiben bei dir,
Du ſollſt mir Urlaub geben."

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Haſt heut mich nicht geküſſet;
Küſs mich geſchwind und ſage mir,
Was du bei mir vermiſſet?

„„Habe ich nicht den ſüßeſten Wein
Tagtäglich dir kredenzet?
Und hab' ich nicht mit Roſen dir
Tagtäglich das Haupt bekränzet?““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Von ſüßem Wein und Küſſen
Iſt meine Seele worden krank;
Ich ſchmachte nach Bitterniſſen.

„Wir haben zuviel geſcherzt und gelacht,
Ich ſehne mich nach Thränen,
Und ſtatt mit Roſen möcht' ich mein Haupt
Mit ſpitzigen Dornen krönen.“

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Du willſt dich mit mir zanken;
Du haſt geſchworen vieltauſendmal,
Niemals von mir zu wanken.

„„Komm, laſs uns in die Kammer gehn,
Zu ſpielen der heimlichen Minne;
Mein ſchöner liljenweißer Leib
Erheitert deine Sinne.““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Dein Reiz wird ewig blühen;
Wie Viele einſt für dich geglüht,
So werden noch Viele glühen.

„Doch denk' ich der Götter und Helden, die einſt
Sich zärtlich daran geweidet,
Dein ſchöner liljenweißer Leib,
Er wird mir ſchier verleidet.

„Dein ſchöner liljenweißer Leib
Erfüllt mich faſt mit Entſetzen,
Gedenk' ich, wie Viele werden ſich
Noch ſpäterhin dran ergetzen!"

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Das ſollſt du mir nicht ſagen,
Ich wollte lieber, du ſchlügeſt mich,
Wie du mich oft geſchlagen.

„„Ich wollte lieber, du ſchlügeſt mich,
Als daſs du Beleidigung ſprächeſt,
Und mir, undankbar kalter Chriſt,
Den Stolz im Herzen brächeſt.

„„Weil ich dich geliebet gar zu ſehr,
Hör' ich nun ſolche Worte —
Leb wohl, ich gebe Urlaub dir,
Ich öffne dir ſelber die Pforte.““

Zu Rom, zu Rom, in der heiligen Stadt,
Da ſingt es und klingelt und läutet;
Da zieht einher die Proceſſion,
Der Papſt in der Mitte ſchreitet.

Das iſt der fromme Papſt Urban,
Er trägt die dreifache Krone,
Er trägt ein rothes Purpurgewand,
Die Schleppe tragen Barone.

„O heiliger Vater, Papſt Urban,
Ich laſſ' dich nicht von der Stelle,
Du höreſt zuvor meine Beichte an,
Du retteſt mich von der Hölle!“

Das Volk, es weicht im Kreis zurück,
Es ſchweigen die geiſtlichen Lieder:
Wer iſt der Pilger bleich und wüſt?
Vor dem Papſte kniet er nieder.

„O heiliger Vater, Papſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen,
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen!

„Ich bin der edle Tannhäuſer genannt,
Wollt' Lieb und Luſt gewinnen,
Da zog ich in den Venusberg,
Blieb ſieben Jahre drinnen.

„Frau Venus iſt eine ſchöne Frau,
Liebreizend und anmuthreiche;
Wie Sonnenſchein und Blumenduft
Iſt ihre Stimme, die weiche.

„Wie der Schmetterling flattert um eine Blum',
Am zarten Kelch zu nippen,
So flatterte meine Seele ſtets
Um ihre Roſenlippen.

„Ihr edles Geſicht umringeln wild
Die blühend ſchwarzen Locken;
Schaun dich die großen Augen an,
Wird dir der Athem ſtocken.

„Schaun dich die großen Augen an,
So biſt du wie angekettet;
Ich habe nur mit großer Noth
Mich aus dem Berg gerettet.

„Ich hab' mich gerettet aus dem Berg,
Doch ſtets verfolgen die Blicke
Der ſchönen Frau mich überall,
Sie winken: Komm' zurücke!

„Ein armes Geſpenſt bin ich am Tag,
Des Nachts mein Leben erwachet,
Dann träum' ich von meiner ſchönen Frau,
Sie ſitzt bei mir und lachet.

„Sie lacht ſo geſund, ſo glücklich, ſo toll,
Und mit ſo weißen Zähnen!
Wenn ich an dieſes Lachen denk',
So weine ich plötzliche Thränen.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Nichts kann die Liebe hemmen!
Das iſt wie ein wilder Waſſerfall,
Du kannſt ſeine Fluthen nicht dämmen!

„Er ſpringt von Klippe zu Klippe herab
Mit lautem Toſen und Schäumen,
Und bräch' er tauſendmal den Hals,
Er wird im Laufe nicht ſäumen.

„Wenn ich den ganzen Himmel beſäß',
Frau Venus ſchenkt' ich ihn gerne;
Ich gäb' ihr die Sonne, ich gäb' ihr den Mond,
Ich gäbe ihr ſämmtliche Sterne.

„Ich liebe ſie mit Allgewalt,
Mit Flammen, die mich verzehren —
Iſt Das der Hölle Feuer ſchon,
Die Gluthen, die ewig währen?

„O heiliger Vater, Papſt Urban,
Du kannſt ja binden und löſen!
Errette mich von der Höllenqual
Und von der Macht des Böſen!"

Der Papſt hub jammernd die Händ' empor,
Hub jammernd an zu ſprechen:
„Tannhäuſer, unglückſel'ger Mann,
Der Zauber iſt nicht zu brechen.

„Der Teufel, den man Venus nennt,
Er iſt der ſchlimmſte von Allen,
Erretten kann ich dich nimmermehr
Aus ſeinen ſchönen Krallen.

„Mit deiner Seele muſſt du jetzt
Des Fleiſches Luſt bezahlen,
Du biſt verworfen, du biſt verdammt
Zu ewigen Höllenqualen.“

Der Ritter Tannhäuſer er wandelt ſo raſch,
Die Füße die wurden ihm wunde.
Er kam zurück in den Venusberg
Wohl um die Mitternachtsſtunde.

Frau Venus erwachte aus dem Schlaf,
Iſt ſchnell aus dem Bette geſprungen;
Sie hat mit ihrem weißen Arm
Den geliebten Mann umſchlungen.

Aus ihrer Naſe rann das Blut,
Den Augen die Thränen entfloſſen;
Sie hat mit Thränen und Blut das Geſicht
Des geliebten Mannes begoſſen.

Der Ritter legte ſich ins Bett,
Er hat kein Wort geſprochen.
Frau Venus in die Küche ging,
Um ihm eine Suppe zu kochen.

Sie gab ihm Suppe, ſie gab ihm Brot,
Sie wuſch ſeine wunden Füße,
Sie kämmte ihm das ſtruppige Haar,
Und lachte dabei ſo ſüße.

„„Tannhäuſer, edler Ritter mein,
Biſt lange ausgeblieben;
Sag an, in welchen Landen du dich
So lange herumgetrieben?““

„Frau Venus, meine ſchöne Frau,
Ich hab' in Welſchland verweilet;
Ich hatte Geſchäfte in Rom, und bin
Schnell wieder hieher geeilet.

„Auf ſieben Hügeln iſt Rom gebaut,
Die Tiber thut dorten fließen;
Auch hab' ich in Rom den Papſt geſehn,
Der Papſt er läſſt dich grüßen.

„Auf meinem Rückweg ſah ich Florenz,
Bin auch durch Mailand gekommen,
Und bin alsdann mit raſchem Muth
Die Schweiz hinaufgeklommen.

„Und als ich über die Alpen zog,
Da fing es an zu ſchneien,
Die blauen Seen die lachten mich an,
Die Adler krächzen und ſchreien.

„Und als ich auf dem Sankt Gotthardt ſtand,
Da hört' ich Deutſchland ſchnarchen;
Es ſchlief da unten in ſanfter Hut
Von ſechsunddreißig Monarchen*).

„In Schwaben beſah ich die Dichterſchul',
Gar liebe Geſchöpfchen und Tröpfchen!
Auf kleinen Kackſtühlchen ſaßen ſie dort,
Fallhütchen auf den Köpfchen.

---

*) In der franzöſiſchen Ausgabe folgt hier die Schlußſtrophe: „J'avais hâte de revenir auprès de toi, dame Vénus, ma mie. On est bien ici, et je ne quitterai plus jamais ta montagne.“

Der Herausgeber.

„Zu Frankfurt kam ich am Schabbes an,
Und aß dort Schalet und Klöße;
Ihr habt die beſte Religion,
Auch lieb' ich das Gänſegekröſe.

„In Dresden ſah ich einen Hund,
Der einſt gehört zu den Beſſern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wäſſern.

„Zu Weimar, dem Muſenwittwenſitz,
Da hört' ich viel Klagen erheben,
Man weinte und jammerte: Goethe ſei todt,
Und Eckermann ſei noch am Leben!

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geſchrei —
Was giebt es? rief ich verwundert.
„„Das iſt der Gans in Berlin, der lieſt
Dort über das letzte Jahrhundert.““

„Zu Göttingen blüht die Wiſſenſchaft,
Doch bringt ſie keine Früchte.
Ich kam dort durch in ſtockfinſtrer Nacht,
Sah nirgendswo ein Lichte.

„Zu Celle im Zuchthaus ſah ich nur
Hannoveraner — O Deutſche!
Uns fehlt ein Nationalzuchthaus
Und eine gemeinſame Peitſche!

„Zu Hamburg frug ich, warum ſo ſehr
Die Straßen ſtinken thäten.
Doch Juden und Chriſten verſicherten mir,
Das käme von den Flethen.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Wohnt mancher ſchlechter Geſelle;
Und als ich auf die Börſe kam,
Ich glaubte, ich wär' noch in Celle.

„Zu Hamburg, in der guten Stadt,
Soll Keiner mich wiederſchauen!
Ich bleibe jetzt im Venusberg,
Bei meiner ſchönen Frauen." *)

*) Obige Schlußſtrophe glaubte ich an dieſer Stelle in unveränderter Form abdrucken zu müſſen. Heine änderte dieſelbe ſpäter, wie folgt:

„Zu Hamburg ſah ich Altona,
Iſt auch eine ſchöne Gegend;
Ein andermal erzähl' ich dir,
Was mir alldort begegent."

Der Herausgeber.

Ich will dem Publikum Nichts aufbinden, weder in Verſen noch in Proſa, und ich bekenne offen, daſs das eben mitgetheilte Gedicht von mir ſelbſt herrührt, und keinem Minneſänger des Mittelalters angehört. Ich fühlte mich indeſs verſucht, daſſelbe dem urſprünglichen Liede folgen zu laſſen, in welchem der alte Dichter denſelben Stoff behandelt hat. Dieſe Zuſammenſtellung wird recht intereſſant und belehrend für den Kritiker ſein, der ſehen möchte, in wie verſchiedener Art zwei Dichter zweier ganz entgegengeſetzten Epochen eine und dieſelbe Legende behandelt haben, indem ſie denſelben Plan, daſſelbe Versmaß und faſt denſelben äußeren Rahmen beibehielten. Der Geiſt jener beiden Zeitalter muſs aus einer ſolchen Zuſammenſtellung deutlich hervorleuchten; es iſt, ſo zu ſagen, ein Stück vergleichender Anatomie auf dem Felde der Literatur. In der That, wenn man gleichzeitig dieſe beiden Verſionen durchlieſt, ſieht man, wie bei dem älteren Dichter der antike Glaube vorherrſcht, während bei dem modernen Dichter, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geboren ward, ſich der Skepticismus ſeines Zeitalters offenbart. Man ſieht, wie der Letztere, von keiner Autorität beengt, ſeiner Phantaſie den freieſten Flug gewährt und in ſeiner Dichtung keinen anderen Zweck verfolgt als den, rein menſchliche Ge-

fühle in seinen Versen angemessen auszusprechen (bien exprimer). Der ältere Poet dagegen verbleibt unter dem Joche der kirchlichen Autorität; er hat einen didaktischen Zweck, er will ein religiöses Dogma feiern, er predigt die Tugend der christlichen Liebe, und das letzte Wort seines Gedichtes deutet auf die Gnadenkraft der Reue zur Vergebung jeglicher Sünde hin. Der Papst selber bekommt einen Verweis, weil er dieser erhabenen christlichen Wahrheit vergaß, und der dürre Stecken, der in seinen Händen zu grünen beginnt, lässt ihn — freilich zu spät — die unergründliche Tiefe des göttlichen Erbarmens erkennen.

Das vorhin mitgetheilte ursprüngliche Tannhäuserlied ist, allem Anschein nach, kurz vor der Reformation verfasst; die Legende, welche den Stoff dazu hergab, ist nicht viel früher entstanden und vielleicht kaum ein Jahrhundert älter. Die Frau Venus erscheint also erst sehr spät in den deutschen Volkssagen, während andere Gottheiten, z. B. Diana, seit Beginn des Mittelalters bekannt sind. Im sechsten und siebenten Jahrhundert figuriert Diana schon als ein böser Geist in den bischöflichen Dekreten. Seit jener Zeit stellt man sie gewöhnlich als zu Pferde sitzend dar, — sie, die vordem auf zierlichen Sandalen und leicht wie die Hinde, der

ſie nachjagte, zu Fuße die Wälder des alten Griechenlands durchſtrich. Während fünfzehn Jahrhunderten läſſt man dieſe Gottheit nach und nach die verſchiedenartigſten Geſtalten annehmen, und zu gleicher Zeit erleidet ihr Charakter die vollſtändigſte Umbildung.

Hier drängt ſich meinem Geiſte eine Beobachtung auf, deren Weiterentwicklung hinlänglichen Stoff zu den intereſſanteſten Unterſuchungen böte*). Ich rede nämlich hier wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechiſch-römiſchen Gottheiten erlitten haben, als das Chriſtenthum zur

*) Hier beginnt die von Heine beſorgte deutſche Ausgabe der „Götter im Exil," eingeleitet durch die Worte: „Schon in meinen früheſten Schriften beſprach ich die Idee, welcher die nachfolgenden Mittheilungen entſproſſen. Ich rede nämlich hier wieder ꝛc." — In der franzöſiſchen Ausgabe fehlt die nachfolgende Stelle. Es heißt dort ſtattdeſſen weiter: „Ich will mich indeſs darauf beſchränken, Gelehrten, die ſich nicht gern den Kopf zerbrechen, Arbeitern des Gedankens, deren Weisheit auf dem Sande ſitzt, einen Fingerzeig zu geben und ihnen auf die rechte Bahn zu helfen (à l'indiquer et à ouvrir la voie à des érudits sans travail, ouvriers de la pensée en grève). Nur mit wenigen Worten will ich darauf aufmerkſam machen, wie die alten heidniſchen Götter zur Zeit des definitiven Sieges des Chriſtenthums ꝛc."

Der Herausgeber.

Oberherrſchaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube ſchrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermaledeite Exiſtenz zu, in dieſer Anſicht ganz übereinſtimmend mit der Lehre der Kirche. Letztere erklärte die alten Götter keineswegs, wie es die Philoſophen gethan, für Chimären, für Ausgeburten des Lugs und des Irrthums, ſondern ſie hielt ſie vielmehr für böſe Geiſter, welche durch den Sieg Chriſti vom Lichtgipfel ihrer Macht geſtürzt, jetzt auf Erden im Dunkel alter Tempeltrümmer oder Zauberwälder ihr Weſen trieben und die ſchwachen Chriſtenmenſchen, die ſich hierhin verirrt, durch ihre verführeriſchen Teufelskünſte, durch Wolluſt und Schönheit, beſonders durch Tänze und Geſang, zum Abfall verlockten. Alles, was auf dieſes Thema Bezug hat, die Umgeſtaltung der alten Naturkulte in Satansdienſt und des heidniſchen Prieſterthums in Hexerei, dieſe Verteufelung der Götter, habe ich ſowohl in den Beiträgen „zur Geſchichte der Religion und Philoſophie in Deutſchland“ wie in den „Elementargeiſtern“ unumwunden beſprochen, und ich glaube mich jetzt um ſo mehr jeder weitern Beſprechung überheben zu können, da ſeitdem viele andre Schriftſteller, ſowohl der Spur meiner Andeutungen folgend, als auch angeregt durch die Winke, welche ich über die Wichtigkeit des Gegen-

ſtandes ertheilt, jenes Thema viel weitläufiger, umfaſſender und gründlicher als ich behandelt haben. Wenn ſie bei dieſer Gelegenheit nicht den Namen des Autors erwähnt, der ſich das Verdienſt der Initiative erworben, ſo war Dieſes gewiſs eine Vergeſslichkeit von geringem Belange. Ich ſelbſt will einen ſolchen Anſpruch nicht ſehr hoch anſchlagen. In der That, es iſt wahr, das Thema, das ich aufs Tapet brachte, war keine Neuigkeit; aber es hat mit ſolchem Vulgariſieren alter Ideen immer dieſelbe Bewandtnis wie mit dem Ei des Kolumbus. Jeder hat die Sache gewuſſt, aber Keiner hat ſie geſagt. Ja, was ich ſagte, war keine Novität und befand ſich längſt gedruckt in den ehrwürdigen Folianten und Quartanten der Kompilatoren und Antiquare, in dieſen Katakomben der Gelehrſamkeit, wo zuweilen mit einer grauenhaften Symmetrie, die noch weit ſchrecklicher iſt als wüſte Willkür, die heterogenſten Gedankenknochen aufgeſchichtet. — Auch geſtehe ich, daſs ebenfalls moderne Gelehrte das erwähnte Thema behandelt; aber ſie haben es, ſo zu ſagen, eingeſargt in die hölzernen Mumienkaſten ihrer konfuſen und abſtrakten Wiſſenſchaftsſprache, die das große Publikum nicht entziffern kann und für ägyptiſche Hieroglyphen halten dürfte. Aus ſolchen Grüften und Beinhäuſern habe ich den Gedanken wieder zum

wirklichen Leben heraufbeschworen durch die Zaubermacht des allgemein verständlichen Wortes, durch die Schwarzkunst eines gesunden, klaren, volksthümlichen Stiles!

Doch ich kehre zurück zu meinem Thema, dessen Grundidee, wie oben angedeutet, hier nicht weiter erörtert werden soll. Nur mit wenigen Worten will ich den Leser darauf aufmerksam machen, wie die armen alten Götter, von welchen oben die Rede, zur Zeit des definitiven Sieges des Christenthums, also im dritten Jahrhundert, in Verlegenheiten geriethen, die mit älteren traurigen Zuständen ihres Götterlebens die größte Analogie boten. Sie befanden sich nämlich jetzt in dieselben betrübsamen Nothwendigkeiten versetzt, worin sie sich schon weiland befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionären Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrsam des Orkus heraufbrachen und, den Pelion auf den Ossa thürmend, den Olymp erkletterten. Sie mussten damals schmählich flüchten, die armen Götter, und unter allerlei Vermummungen verbargen sie sich bei uns auf Erden. Die Meisten begaben sich nach Ägypten, wo sie zu größerer Sicherheit Thiergestalt annahmen, wie männiglich bekannt. In derselben Weise mussten die armen Heidengötter wieder die Flucht ergreifen und unter allerlei Ver-

mummungen in abgelegenen Verstecken ein Unterkommen suchen, als der wahre Herr der Welt sein Kreuzbanner auf die Himmelsburg pflanzte, und die ikonoklastischen Zeloten, die schwarze Bande der Mönche, alle Tempel brachen und die verjagten Götter mit Feuer und Fluch verfolgten. Viele dieser armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambrosia waren, mussten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerke greifen, um wenigstens das liebe Brot zu erwerben. Unter solchen Umständen musste Mancher, dessen heilige Haine konfisciert waren, bei uns in Deutschland als Holzhacker taglöhnern und Bier trinken statt Nektar. Apollo scheint sich in dieser Noth dazu bequemt zu haben, bei Viehzüchtern Dienste zu nehmen, und wie er einst die Kühe des Admetos weidete, so lebte er jetzt als Hirt in Niederösterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch sein schönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberischer Heidengott erkannt, den geistlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter gestand er, dass er der Gott Apollo sei. Vor seiner Hinrichtung bat er auch, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Zither zu spielen und ein Lied zu singen. Er spielte aber so herzrührend und sang so bezaubernd, und war dabei so schön von Angesicht und Leibesgestalt, dass alle Frauen wein-

ten, ja viele durch solche Rührung später erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus seiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu stoßen, in der Meinung, er müsse ein Vampyr gewesen sein und die erkrankten Frauen würden durch solches probate Hausmittel genesen; aber man fand das Grab leer.

Über die Schicksale des alten Kriegsgottes Mars seit dem Siege der Christen weiß ich nicht Viel zu vermelden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daſs er in der Feudalzeit das Faustrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Neffe des Scharfrichters von Münster, begegnete ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten, die ich an einem andern Orte mittheilen werde. Einige Zeit vorher*) diente er unter Frundsberg in der Eigenschaft eines Landsknechtes, und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiſs bitter zu Muthe war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst verehrt worden, so wie auch die Tempel seiner Verwandten, so schmählich verwüsten sah.

Besser als dem Mars und dem Apollo war es nach der großen Retirade dem Gotte Bacchus ergangen, und die Legende erzählt Folgendes:

*) „Einige Zeit nachher" steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

In Tyrol giebt es sehr große Seen, die von Waldungen umgeben, deren himmelhohe Bäume sich prachtvoll in der blauen Fluth abspiegeln. Baum und Wasser rauschen so geheimnisvoll, daſs Einem wunderlich zu Sinne wird, wenn man dort einsam wandelt. An dem Ufer eines solchen Sees stand die Hütte eines jungen Fischers, der sich mit dem Fischfang ernährte und auch wohl das Geschäft eines Fährmanns besorgte, wenn irgend ein Reisender über den See gesetzt zu werden begehrte. Er hatte eine große Barke, die, an alten Baumstämmen angebunden, unfern von seiner Wohnung lag. In dieser letztern lebte er ganz allein. Einst, zur Zeit der herbstlichen Tagesgleiche, gegen Mitternacht, hörte er an sein Fenster klopfen, und als er vor die Thüre trat, sah er drei Mönche, die ihre Köpfe in den Kutten tief vermummt hielten und sehr eilig zu sein schienen. Einer von ihnen bat ihn hastig, ihnen seinen Kahn zu leihen, und versprach, denselben in wenigen Stunden an dieselbe Stelle zurückzubringen. Die Mönche waren ihrer Drei, und der Fischer, welcher unter solchen Umständen nicht lange zögern konnte, band den Kahn los, und während Jene einstiegen und über den See fortfuhren, ging er nach seiner Hütte zurück und legte sich aufs Ohr. Jung wie er war, schlief er bald ein, aber

nach einigen Stunden ward er von den zurückkehrenden Mönchen aufgeweckt; als er zu ihnen hinaustrat, drückte ihm Einer von ihnen ein Silberstück als Fährgeld in die Hand, und alle Drei eilten rasch von dannen. Der Fischer ging, nach seinem Kahn zu schauen, den er fest angebunden fand. Dann schüttelte er sich, doch nicht wegen der Nachtluft. Es war ihm nämlich sonderbar fröstelnd durch die Glieder gefahren, und es hatte ihm fast das Herz erkältet, als der Mönch, der ihm das Fährgeld gereicht, seine Hand berührte; die Finger des Mönches waren eiskalt. Diesen Umstand konnte der Fischer einige Tage lang gar nicht vergessen. Doch die Jugend schlägt sich endlich alles Unheimliche aus dem Sinn, und der Fischer dachte nicht mehr an jenes Ereignis, als im folgenden Jahre, gleichfalls um die Zeit der Tagesgleiche, gegen Mitternacht an das Fenster der Fischerhütte geklopft wurde und wieder mit großer Hast die drei vermummten Mönche erschienen, welche wieder den Kahn verlangten. Der Fischer überließ ihnen denselben diesmal mit weniger Besorgnis, und als sie nach einigen Stunden zurückkehrten, und ihm einer der Mönche eilig das Fährgeld in die Hand drückte, fühlte er wieder mit Schaudern die eiskalten Finger. Dasselbe Ereignis wiederholte sich jedes Jahr um dieselbe Zeit in der-

ſelben Weiſe, und endlich, als der ſiebente Jahrestag herannahte, ergriff den Fiſcher eine große Begier, das Geheimnis, das ſich unter jenen drei Kutten verbarg, um jeden Preis zu erfahren. Er legte eine Menge Netzwerke in den Kahn, daſs dieſelben ein Verſteck bildeten, wo er hineinſchlüpfen konnte, während die Mönche das Fahrzeug beſteigen würden. Die erwarteten dunklen Kunden kamen wirklich um die beſtimmte Zeit, und es gelang dem Fiſcher, ſich unverſehens unter die Netze zu verſtecken und an der Überfahrt theilzunehmen. Zu ſeiner Verwunderung dauerte dieſe nur kurze Zeit, während er ſonſt mehr als eine Stunde brauchte, ehe er ans entgegengeſetzte Ufer gelangen konnte, und noch größer war ſein Erſtaunen, als er hier, wo die Gegend ihm ſo gut bekannt war, jetzt einen weiten offnen Waldesplatz ſah, den er früher noch nie erblickt, und der mit Bäumen umgeben war, die einer ihm ganz fremden Vegetation angehörten. Die Bäume waren behängt mit unzähligen Lampen, auch Vaſen mit lodernden Waldharz ſtanden auf hohen Poſtamenten, und dabei ſchien der Mond ſo hell, daſs der Fiſcher die dort verſammelte Menſchenmenge ſo genau betrachten konnte, wie am hellen Tage. Es waren viele hundert Perſonen, junge Männer und junge Frauen, meiſtens bildſchön, obgleich ihre Ge-

ſichter alle ſo weiß wie Marmor waren, und dieſer Umſtand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen, ſehr weit aufgeſchürzten Tuniken mit Purpurſaum beſtand, gab ihnen das Ausſehn von wandelnden Statuen. Die Frauen trugen auf den Häuptern Kränze von natürlichem oder auch aus Gold- und Silberdraht verfertigtem Weinlaub, und das Haar war zum Theil auf dem Scheitel in eine Krone geflochten, zum Theil auch ringelte daſſelbe aus dieſer Krone wildlockig hinab in den Nacken. Die jungen Männer trugen ebenfalls auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. Männer und Weiber aber, in den Händen goldne Stäbe ſchwingend, die mit Weinlaub umrankt, kamen jubelnd herangeflogen, um die drei Ankömmlinge zu begrüßen. Einer derſelben warf jetzt ſeine Kutte von ſich, und zum Vorſchein kam ein impertinenter Geſelle von gewöhnlichem Mannesalter, der ein widerwärtig lüſternes, ja unzüchtiges Geſicht hatte, mit ſpitzen Bocksohren begabt war und eine lächerlich übertriebene Geſchlechtlichkeit, eine höchſt anſtößige Hyperbel, zur Schau trug. Der andre Mönch warf ebenfalls ſeine Kutte von ſich, und man ſah einen nicht minder nackten Dickwanſt, auf deſſen kahlen Glatzkopf die muthwilligen Weiber einen Roſenkranz pflanzten. Beider Mönche Antlitz war ſchneeweiß, wie das der übrigen

Verſammlung. Schneeweiß war auch das Geſicht des dritten Mönchs, der ſchier lachend die Kapuze vom Haupte ſtreifte. Als er den Gürtelſtrick ſeiner Kutte losband, und das fromme ſchmutzige Gewand nebſt Kreuz und Roſenkranz mit Ekel von ſich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunika eine wunderſchöne Jünglingsgeſtalt vom edelſten Ebenmaß, nur daſs die runden Hüften und die ſchmächtige Taille etwas Weibiſches hatten. Auch die zärtlich gewölbten Lippen und die verſchwimmend weichen Züge verliehen dem Jüngling ein etwas weibiſches Ausſehen, doch ſein Geſicht trug gleichwohl einen gewiſſen kühnen, faſt übermüthig heroiſchen Ausdruck. Die Weiber liebkoſten ihn mit wilder Begeiſterung, ſetzten ihm einen Epheukranz aufs Haupt, und warfen auf ſeine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demſelben Augenblick kam, beſpannt mit zwei Löwen, ein goldner zweirädriger Siegeswagen herangerollt, auf den ſich der junge Menſch mit Herrſcherwürde, aber doch heitern Blickes, hinaufſchwang. Er leitete an purpurnen Zügeln das wilde Geſpann. An der rechten Seite ſeines Wagens ſchritt der Eine ſeiner entkutteten Gefährten, deſſen geile Gebärden und oben erwähnte unanſtändige Übertriebenheit das Publikum ergötzten, während ſein Genoſſe, der kahlköpfige Dickwanſt,

den die luſtigen Frauen auf einen Eſel gehoben hatten, an der linken Seite des Wagens einherritt, in der Hand einen goldnen Pokal haltend, der ihm beſtändig mit Wein gefüllt wurde. Langſam bewegte ſich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelaſſenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber. Dem Wagen voran ging die Hofkapelle des Triumphators: der hübſche bausbäckige Junge mit der Doppelflöte im Maule; dann die hochgeſchürzte Tamburinſchlägerin, die mit den Knöcheln der umgekehrten Hand auf das klirrende Fell lostrommelte; dann die ebenſo holdſelige Schöne mit dem Triangel; dann die Horniſten, bocksfüßige Geſellen mit ſchönen, aber lasciven Geſichtern, welche auf wunderlich geſchwungenen Thierhörnern oder Seemuſcheln ihre Fanfaren bliesen; dann die Lautenſpieler —

Doch, lieber Leſer, ich vergeſſe, daſs du ein ſehr gebildeter und wohlunterrichteter Leſer biſt, der ſchon lange gemerkt hat, daſs hier von einem Bacchanale die Rede iſt, von einem Feſte des Dionyſos. Du haſt oft genug auf alten Basreliefen oder Kupferſtichen archäologiſcher Werke die Triumphzüge geſehen, die jenen Gott verherrlichen, und wahrlich, bei deinem klaſſiſch gebildeten Sinn würdeſt du nimmermehr erſchrecken, wenn dir einmal

plötzlich in der mitternächtlichen Abgeschiedenheit eines Waldes der schöne Spuk eines solchen Bachuszuges nebst dem dazu gehörigen betrunkenen Personale leiblich vor Augen träte — Höchstens würdest du einen leisen lüsternen Schauer, ein ästhetisches Gruseln empfinden beim Anblick dieser bleichen Versammlung, dieser anmuthigen Phantome, die den Sarkophagen ihrer Grabmäler oder den Verstecken ihrer Tempelruinen entstiegen sind, um den alten fröhlichen Gottesdienst noch einmal zu begehen, um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreiers, des Heilandes der Sinnenlust zu feiern, um noch einmal den Freudentanz des Heidenthums, den Kankan der antiken Welt, zu tanzen, ganz ohne hypokritische Verhüllung, ganz ohne Dazwischenkunft der Sergents-de-ville einer spiritualistischen Moral, ganz mit dem ungebundenen Wahnsinn der alten Tage, jauchzend, tobend, jubelnd: Evoe Bacche!*) Aber ach! lieber Leser,

*) In der französischen Ausgabe findet sich hier noch der Satz: „Wie gesagt, lieber Leser, du bist ein unterrichteter und aufgeklärter Mann, den eine nächtliche Erscheinung dieser Art nicht mehr erschrecken würde, als wenn es eine Phantasmagorie der Académie impériale de musique wäre, hervorgerufen durch das poetische Genie des Herrn Eugène Scribe, dem das musikalische Genie des berühmten Maestro Giacomo Meyerbeer seine Mitarbeiterschaft lieh." Der Herausgeber.

der arme Fischer, von welchem wir berichten, war keineswegs, wie du, in der Mythologie bewandert, er hatte gar keine archäologischen Studien gemacht, und er war von Schrecken und Angst ergriffen bei dem Anblick jenes schönen Triumphators mit seinen zwei wunderlichen Akoluthen, als sie ihrer Mönchstracht entsprungen; er schauderte ob der unzüchtigen Gebärden und Sprünge der Bacchanten, der Faunen, der Satyrn, die ihm durch ihre Bocksfüße und Hörner ganz besonders diabolisch erschienen, und die gesammte Societät hielt er für einen Kongreß von Gespenstern und Dämonen, welche durch ihre Maleficien allen Christenmenschen Verderben zu bereiten suche. Das Haar sträubte sich auf seinem Haupte, als er die halsbrechend unmögliche Positur einer Mänade sah, die mit flatterndem Haar das Haupt zurückwarf und sich nur durch den Thyrsus im Gleichgewicht erhielt. Ihm selber, dem armen Schiffer, ward es wirr im Hirn, als er hier Korybanten erblickte, die mit den kurzen Schwertern ihrem eigenen Leibe Wunden beibrachten, tobsüchtig die Wollust suchend in dem Schmerze selbst. Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grausamen Töne der Musik, die er vernahm, drangen in sein Gemüth wie Flammen, lodernd, verzehrend, grauenhaft. Aber als der arme Mensch jenes verrufene

ägyptische Symbol erblickte, das in übertriebener Größe und bekränzt mit Blumen von einem schamlosen Weibe auf einer hohen Stange herumgetragen wurde, da verging ihm Hören und Sehen — und er stürzte nach seinem Kahn zurück und verkroch sich unter die Netze, zähneklappernd und zitternd, als hielte ihn Satan bereits an einem Fuße fest. Nicht lange darauf kamen die drei Mönche ebenfalls nach dem Kahne zurück und stießen ab. Als sie endlich am andern See-Ufer landeten und ausstiegen, wusste der Fischer so geschickt seinem Versteck zu entschlüpfen, dass die Mönche meinten, er habe hinter den Weiden ihrer geharrt, und indem ihm Einer von ihnen wieder mit eiskalten Fingern den Fährlohn in die Hand drückte, eilten sie stracks von hinnen.

Sowohl seines eigenen Seelenheils wegen, das er gefährdet glaubte, als auch um andere Christenmenschen vor Verderben zu bewahren, hielt sich der Fischer für verpflichtet, das unheimliche Begebnis dem geistlichen Gerichte anzuzeigen, und da der Superior eines nahegelegenen Franciskanerklosters als Vorsitzer eines solchen Gerichtes und ganz besonders als gelahrter Exorcist in großem Ansehen stand, beschloss er, sich unverzüglich zu ihm zu begeben. Die Frühsonne fand daher den Fischer schon auf dem Wege nach dem Kloster, und demüthigen

Blickes ſtand er bald vor Seiner Hochwürden, dem Superior, der in ſeiner Bücherei, die Kapuze weit übers Geſicht gezogen, in einem Lehnſeſſel ſaß, und in dieſer nachdenklichen Poſitur ſitzen blieb, während ihm der Fiſcher die grauſenhafte Hiſtorie erzählte. Als Derſelbe mit dieſer Relation zu Ende war, erhob der Superior ſein Haupt, und indem die Kapuze zurückfiel, ſah der Fiſcher mit Beſtürzung, daſs Seine Hochwürden einer von den drei Mönchen war, die jährlich über den See fuhren, und er erkannte in ihm eben Denjenigen, den er dieſe Nacht als heidniſchen Dämon auf dem Siegeswagen mit dem Löwengeſpann geſehen; es war daſſelbe marmorblaſſe Geſicht, dieſelben regelmäßig ſchönen Züge, derſelbe Mund mit den zärtlich gewölbten Lippen — Und um dieſe Lippen ſchwebte ein wohlwollendes Lächeln, und dieſem Munde entquollen jetzt die ſanftklingenden ſalbungsreichen Worte: Geliebter Sohn in Chriſto! wir glauben herzlich gern, daſs Ihr dieſe Nacht in der Geſellſchaft des Gottes Bacchus zugebracht habt, und Eure phantaſtiſche Spukgeſchichte giebt Deſſen hinlänglich Kunde. Wir wollen bei Leibe nichts Unliebiges von dieſem Gotte ſagen, er iſt gewiſs manchmal ein Sorgenbrecher und erfreut des Menſchen Herz, aber er iſt ſehr gefährlich für Diejenigen, die nicht Viel vertragen

können, und zu Dieſen ſcheint Ihr zu gehören. Wir rathen Euch daher, hinfüro nur mit Maß des goldenen Rebenſaftes zu genießen, und mit den Hirngeburten der Trunkenheit die geiſtlichen Obrigkeiten nicht mehr zu behelligen, und auch von Eurer letzten Viſion zu ſchweigen, ganz das Maul zu halten, widrigenfalls Euch der weltliche Arm des Büttels fünfundzwanzig Peitſchenhiebe aufzählen ſoll. Jetzt aber, geliebter Sohn in Chriſto, geht in die Kloſterküche, wo Euch der Bruder Kellermeiſter und der Bruder Küchenmeiſter einen Imbiſs vorſetzen ſollen.

Hiermit gab der geiſtliche Herr dem Fiſcher ſeinen Segen, und als ſich Dieſer verblüfft nach der Küche trollte und den Frater Küchenmeiſter und den Frater Kellermeiſter erblickte, fiel er faſt zu Boden vor Schrecken — denn dieſe Beiden waren die zwei nächtlichen Gefährten des Superiors, die zwei Mönche, die mit Demſelben über den See gefahren, und der Fiſcher erkannte den Dickwanſt und die Glatze des Einen, ebenſo wie die grinſend geilen Geſichtszüge nebſt den Bocksohren des Andern. Doch hielt er reinen Mund, und erſt in ſpätern Jahren erzählte er die Geſchichte ſeinen Angehörigen.

Alte Chroniken, welche ähnliche Sagen erzählen, verlegen den Schauplatz nach Speier am Rhein.

An der oſtfrieſiſchen Küſte herrſcht eine analoge Tradition, worin die altheidniſchen Vorſtellungen von der Überfahrt der Todten nach dem Schattenreiche, welche allen jenen Sagen zu Grunde liegen, am deutlichſten hervortreten. Von einem Charon, der die Barke lenkt, iſt zwar nirgend darin die Rede, wie denn überhaupt dieſer alte Kauz ſich nicht in der Volksſage, ſondern nur im Puppenſpiele erhalten hat; aber eine weit wichtigere mythologiſche Perſonage erkennen wir in dem ſogenannten Spediteur, der die Überfahrt der Todten beſorgt, und der dem Fährmann, welcher des Charon's Amt verrichtet und ein gewöhnlicher Fiſcher iſt, das herkömmliche Fährgeld auszahlt. Trotz ihrer barocken Vermummung werden wir den wahren Namen jener Perſon bald errathen, und ich will daher die Tradition ſelbſt ſo getreu als möglich hier mittheilen.

In Oſtfriesland, an der Küſte der Nordſee, gibt es Buchten, die gleichſam kleine Häfen bilden und Siehle heißen. An den äußerſten Vorſprüngen derſelben ſteht das einſame Haus irgend eines Fiſchers, der hier mit ſeiner Familie ruhig und genügſam lebt. Die Natur iſt dort traurig, kein Vogel pfeift, außer den Seemöwen, welche manchmal mit einem fatalen Gekreiſche aus den Sandneſtern der

Dünen hervorfliegen und Sturm verkünden. Das monotone Geplätſcher der brandenden See paſſt ſehr gut zu den düſtern Wolkenzügen. Auch die Menſchen ſingen hier nicht, und an dieſer melancholiſchen Küſte hört man nie die Strophe eines Volksliedes. Die Menſchen hier zu Lande ſind ernſt, ehrlich, mehr vernünftig als religiös, und ſtolz auf den kühnen Sinn und auf die Freiheit ihrer Altvordern. Solche Leute ſind nicht phantaſtiſch aufregbar, und grübeln nicht viel. Die Hauptſache für den Fiſcher, der auf ſeinem einſamen Siehl wohnt, iſt der Fiſchfang und dann und wann das Fährgeld der Reiſenden, die nach einer der umliegenden Inſeln der Nordſee übergeſetzt ſein wollen. Zu einer beſtimmten Zeit des Jahres, heißt es, juſt um die Mittagsſtunde, wo eben der Fiſcher mit ſeiner Familie, das Mittagsmahl verzehrend, zu Tiſche ſitzt, tritt ein Reiſender in die große Wohnſtube, und bittet den Hausherrn, ihm einige Augenblicke zu vergönnen, um ein Geſchäft mit ihm zu beſprechen. Der Fiſcher, nachdem er den Gaſt vergeblich gebeten, vorher an der Mahlzeit Theil zu nehmen, erfüllt am Ende deſſen Begehr, und Beide treten bei Seite an ein Erkertiſchchen. Ich will das Ausſehen des Fremden nicht lange beſchreiben in müßiger Novelliſtenweiſe; bei der Aufgabe, die ich mir

geſtellt habe, genügt ein genaues Signalement. Ich bemerke alſo Folgendes: Der Fremde iſt ein ſchon bejahrtes, aber doch wohlkonſerviertes Männchen, ein jugendlicher Greis, gehäbig aber nicht fett, die Wänglein roth wie Borsdorfer Äpfel, die Äuglein luſtig nach allen Seiten blinzelnd, und auf dem gepuderten Köpfchen ſitzt ein dreieckiges Hütlein. Unter einer hellgelben Houppelande mit unzähligen Krägelchen trägt der Mann die altmodiſche Kleidung, die wir auf Porträten holländiſcher Kaufleute finden, und welche eine gewiſſe Wohlhabenheit verräth: ein ſeidenes papageigrünes Röckchen, blumengeſtickte Weſte, kurze ſchwarze Höschen, geſtreifte Strümpfe und Schnallenſchuhe; letztere ſind ſo blank, daſs man nicht begreift, wie Jemand durch den Schlamm der Siehlwege zu Fuße ſo unbeſchmutzt hergelangen konnte. Seine Stimme iſt aſthmatiſch, feindrähtig und manchmal ins Greinende überſchlagend, doch der Vortrag und die Haltung des Männleins iſt gravitätiſch gemeſſen, wie es einem holländiſchen Kaufmann ziemt. Dieſe Gravität ſcheint jedoch mehr erkünſtelt als natürlich zu ſein, ünd ſie kontraſtiert manchmal mit dem forſchſamen Hin- und Herlugen der Äuglein, ſo wie auch mit der ſchlecht unterdrückten flatterhaften Beweglichkeit der Beine und Arme. Daſs der Fremde ein

holländiſcher Kaufmann iſt, bezeugt nicht bloß ſeine Kleidung, ſondern auch die merkantiliſche Genauigkeit und Umſicht, womit er das Geſchäft ſo vortheilhaft als möglich für ſeinen Kommittenten abzuſchließen weiß. Er iſt nämlich, wie er ſagt, Spediteur und hat von einem ſeiner Handelsfreunde den Auftrag erhalten, eine beſtimmte Anzahl Seelen, ſo viel' in einer gewöhnlichen Barke Raum fänden, von der oſtfrieſiſchen Küſte nach der weißen Inſel zu fördern; zu dieſem Behufe nun, fährt er fort, möchte er wiſſen, ob der Schiffer dieſe Nacht die erwähnte Ladung mit ſeiner Barke nach der erwähnten Inſel überſetzen wolle, und für dieſen Fall ſei er erbötig, ihm das Fährgeld gleich vorauszuzahlen, zuverſichtlich hoffend, daſs er aus chriſtlicher Beſcheidenheit ſeine Forderung recht billig ſtellen werde. Der holländiſche Kaufmann (Dieſes iſt eigentlich ein Pleonasmus, da jeder Holländer Kaufmann iſt) macht dieſen Antrag mit der größten Unbefangenheit, als handle es ſich von einer Ladung Käſe, und nicht von Seelen der Verſtorbenen. Der Fiſcher ſtutzt einigermaßen bei dem Wort „Seelen," und es rieſelt ihm ein biſschen kalt über den Rücken, da er gleich merkt, daſs von den Seelen der Verſtorbenen die Rede, und daſs er den geſpenſtiſchen Holländer vor ſich habe, der ſo

manchen seiner Kollegen die Überfahrt der verstorbenen Seelen anvertraute und gut dafür bezahlte. Wie ich jedoch oben bemerkt, diese ostfriesischen Küstenbewohner sind muthig und gesund und nüchtern, und es fehlt ihnen jene Kränklichkeit und Einbildungskraft, welche uns für das Gespenstische und Übersinnliche empfänglich macht: unsres Fischers geheimes Grauen dauert daher nur einen Augenblick; seine unheimliche Empfindung unterdrückend, gewinnt er bald seine Fassung, und mit dem Anschein des größten Gleichmuths ist er nur darauf bedacht, das Fährgeld so hoch als möglich zu steigern. Doch nach einigem Feilschen und Dingen verständigen sich beide Kontrahenten über den Fährlohn, sie geben einander den Handschlag zur Bekräftigung der Übereinkunft, und der Holländer, welcher einen schmutzigen ledernen Beutel hervorzieht, angefüllt mit lauter ganz kleinen Silberpfennigen, den kleinsten, die je in Holland geschlagen worden, zahlt die ganze Summe des Fährgelds in dieser putzigen Münzsorte. Indem er dem Fischer noch die Instruktion giebt, gegen Mitternacht, zur Zeit, wo der Mond aus den Wolken hervortreten würde, sich an einer bestimmten Stelle der Küste mit seiner Barke einzufinden, um die Ladung in Empfang zu nehmen, verabschiedet er sich bei der

ganzen Familie, welche vergebens ihre Einladung zum Mitſpeiſen wiederholte, und die eben noch ſo gravitätiſche Figur trippelt mit leichtfüßigen Schritten von dannen.

Um die beſtimmte Zeit befindet ſich der Schiffer an dem beſtimmten Orte mit ſeiner Barke, die anfangs von den Wellen hin und her geſchaukelt wird; aber nachdem der Vollmond ſich gezeigt, bemerkt der Schiffer, daſs ſein Fahrzeug ſich minder leicht bewegt und immer tiefer in die Fluth einſinkt, ſo daſs am Ende das Waſſer nur noch eine Hand breit vom Rand entfernt bleibt. Dieſer Umſtand belehrt ihn, daſs ſeine Paſſagiere, die Seelen, jetzt an Bord ſein müſſen, und er ſtößt ab mit ſeiner Ladung. Er mag noch ſo ſehr ſeine Augen anſtrengen, doch bemerkt er im Kahne Nichts als einige Nebelſtreifen, die ſich hin und her bewegen, aber keine beſtimmte Geſtalt annehmen und in einander verquirlen. Er mag auch noch ſo ſehr horchen, ſo hört er doch Nichts als ein unſäglich leiſes Zirpen und Kniſtern. Nur dann und wann ſchießt ſchrillend eine Möwe über ſein Haupt, oder es taucht neben ihm aus der Fluth ein Fiſch hervor, der ihn blöde anglotzt. Es gähnt die Nacht, und froſtiger weht die Seeluft. Überall nur Waſſer, Mondſchein und Stille; und ſchweigſam, wie ſeine Umgebung,

ist der Schiffer, der endlich an der weißen Insel anlangt und mit seinem Kahne stillhält. Auf dem Strande sieht er Niemand, aber er hört eine schrille, asthmatisch keuchende und greinende Stimme, worin er die des Holländers erkennt; Derselbe scheint ein Verzeichnis von lauter Eigennamen abzulesen, in einer gewissen verificierenden, monotonen Weise; unter diesen Namen sind dem Fischer manche bekannt und gehören Personen, die in demselben Jahr verstorben. Während dem Ablesen dieses Namenverzeichnisses wird der Kahn immer leichter, und lag er eben noch so schwer im Sande des Ufers, so hebt er sich jetzt plötzlich leicht empor, sobald die Ablesung zu Ende ist; und der Schiffer, welcher daran merkt, daſs seine Ladung richtig in Empfang genommen ist, fährt wieder ruhig zurück zu Weib und Kind, nach seinem lieben Hause am Sichl.

So geht es jedesmal mit dem Überschiffen der Seelen nach der weißen Insel. Als einen besondern Umstand bemerkte einst der Schiffer, daſs der unsichtbare Kontroleur im Ablesen des Namenverzeichnisses plötzlich inne hielt und ausrief: „Wo ist aber Pitter Jansen? Das ist nicht Pitter Jansen.“ Worauf ein feines, wimmerndes Stimmchen antwortete: „Ick bin Pitter Jansen's Mieke, un hebb mi op mines Manns Noame inskreberen laten.“

(Ich bin Pitter Janſen's Mieke, und habe mich auf meines Mannes Namen einſchreiben laſſen).

Ich habe mich oben vermeſſen, trotz der pfiffigen Vermummung die wichtige mythologiſche Perſon zu errathen, die in obiger Tradition zum Vorſchein kommt. Dieſes iſt keine geringere als der Gott Merkurius, der ehemalige Seelenführer, Hermes Pſychopompos. Ja, unter jener ſchäbigen Houppelande und in jener nüchternen Krämergeſtalt verbirgt ſich der brillanteſte jugendliche Heidengott, der kluge Sohn der Maja. Auf jenem dreieckigen Hütchen ſteckt auch nicht der geringſte Federwiſch, der an die Fittige der göttlichen Kopfbedeckung erinnern könnte, und die plumpen Schuhe mit den ſtählernen Schnallen mahnen nicht im Mindeſten an beflügelte Sandalen; dieſes holländiſch ſchwerfällige Blei iſt ſo ganz verſchieden von dem beweglichen Queckſilber, dem der Gott ſogar ſeinen Namen verliehen, aber eben der Kontraſt verräth die Abſicht, und der Gott wählte dieſe Maſke, um ſich deſto ſicherer verſtellt zu halten. Vielleicht aber wählte er ſie keineswegs aus willkürlicher Laune; Merkur war, wie ihr wiſſt, zu gleicher Zeit der Gott der Diebe und der Kaufleute, und es lag nahe, daſs er bei der Wahl einer Maſke, die ihn verbergen, und eines Gewerbes, das ihn ernähren könnte, auf ſeine Antecedentien und

Talente Rückſicht nahm. Letztere waren erprobt: er war der erfindungsreichſte der Olympier, er hatte die Schildkrötenlyra und das Sonnengas erfunden, er beſtahl Menſchen und Götter, und ſchon als Kind war er ein kleiner Calmonius, der ſeiner Wiege entſchlüpfte, um ein Paar Rinder zu ſtibitzen*). Er hatte zu wählen zwiſchen den zwei Induſtrien, die im Weſentlichen nicht ſehr verſchieden, da bei beiden die Aufgabe geſtellt iſt, das fremde Eigenthum ſo wohlfeil als möglich zu erlangen; aber der pfiffige Gott bedachte, daſs der Diebesſtand in der öffentlichen Meinung keine ſo hohe Achtung genießt wie der Handelsſtand, daſs jener von der Polizei verpönt, während dieſer von den Geſetzen ſogar privilegiert iſt, daſs die Kaufleute jetzt auf der Leiter der Ehre die höchſte Staffel erklimmen, während Die vom Diebesſtand manchmal eine minder angenehme Leiter beſteigen müſſen, daſs ſie Freiheit und Leben aufs Spiel ſetzen, während der Kaufmann nur ſeine Kapitalien oder nur die ſeiner Freunde einbüßen kann, und der pfiffigſte der Götter ward Kaufmann, und um es vollſtändig zu ſein, ward er ſogar Hol-

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Form nach weicht auch der Schluſs des Abſatzes dort etwas von obiger Faſſung ab.

Der Herausgeber.

länder. Seine lange Praxis als ehemaliger Pſychopompos, als Schattenführer, machte ihn beſonders geeignet für die Spedition der Seelen, deren Transport nach der weißen Inſel, wie wir ſahen, durch ihn betrieben wird.

Die weiße Inſel wird zuweilen auch Brea oder Britinia genannt. Denkt man vielleicht an das weiße Albion, an die Kalkfelſen der engliſchen Küſte? Es wäre eine humoriſtiſche Idee, wenn man England als ein Todtenland, als das plutoniſche Reich, als die Hölle bezeichnen wollte. England mag in der That manchem Fremden in ſolcher Geſtalt erſcheinen.

In meinem Verſuche über die Fauſt-Legende habe ich den Volksglauben in Bezug auf das Reich des Pluto und Dieſen ſelbſt hinlänglich beſprochen. Ich habe dort gezeigt, wie das alte Schattenreich eine ausgebildete Hölle und der alte finſtre Beherrſcher deſſelben ganz diaboliſiert wurde. Aber nur durch den Kanzleiſtil der Kirche klingen die Dinge ſo grell; trotz dem chriſtlichen Anathema blieb die Poſition des Pluto weſentlich dieſelbe. Er, der Gott der Unterwelt, und ſein Bruder Neptunus, der Gott des Meeres, dieſe Beiden ſind nicht emigriert wie andre Götter, und auch nach dem Siege des Chriſtenthums blieben ſie in ihren Domänen, in ihrem Elemente. Mochte man hier oben auf Erden das

Tollſte von ihm fabeln, der alte Pluto ſaß unten warm bei ſeiner Proſerpina. Weit weniger Verunglimpfungen, als ſein Bruder Pluto, hatte Neptunus zu erdulden, und weder Glockengeläute noch Orgelklänge konnten ſein Ohr verletzen da unten in ſeinem Ocean, wo er ruhig ſaß bei ſeiner weißbuſigen Frau Amphitrite und ſeinem feuchten Hofſtaat von Nereïden und Tritonen. Nur zuweilen, wenn irgend ein junger Seemann zum erſten Male die Linie paſſierte, tauchte er empor aus ſeiner Fluth, in der Hand den Dreizack ſchwingend, das Haupt mit Schilf bekränzt, und der ſilberne Wellenbart herabwallend bis zum Nabel. Er ertheilte alsdann dem Neophyten die ſchreckliche Seewaſſertaufe, und hielt dabei eine lange, ſalbungsreiche Rede, voll von derben Seemannswitzen, die er nebſt der gelben Lauge des gekauten Tabacks mehr ausſpuckte als ſprach, zum Ergötzen ſeiner betheerten Zuhörer. Ein Freund, welcher mir ausführlich beſchrieb, wie ein ſolches Waſſer-Myſterium von den Seeleuten auf den Schiffen tragiert wird, verſicherte, daſs eben jene Matroſen, welche am tollſten über die drollige Faſtnachtsfratze des Neptun's lachten, dennoch keinen Augenblick an der Exiſtenz eines ſolchen Meergottes zweifelten und manchmal in großen Gefahren zu ihm beteten.

Neptunus blieb also der Beherrscher des Wasserreichs, wie Pluto trotz seiner Diabolisierung der Fürst der Unterwelt blieb. Ihnen ging es besser als ihrem Bruder Jupiter, dem dritten Sohne des Saturn, welcher nach dem Sturz seines Vaters die Herrschaft des Himmels erlangt hatte, und sorglos als König der Welt im Olymp mit seinem glänzenden Troß von lachenden Göttern, Göttinnen und Ehrennymphen sein ambrosisches Freudenregiment führte. Als die unselige Katastrophe hereinbrach, als das Regiment des Kreuzes, des Leidens, proklamiert ward, emigrierte auch der große Kronide, und er verschwand im Tumulte der Völkerwanderung. Seine Spur ging verloren, und ich habe vergebens alte Chroniken und alte Weiber befragt, Niemand wusste mir Auskunft zu geben über sein Schicksal. Ich habe in derselben Absicht viele Bibliotheken durchstöbert, wo ich mir die prachtvollsten Kodices, geschmückt mit Gold und Edelsteinen, wahre Odalisken im Harem der Wissenschaft, zeigen ließ, und ich sage den gelehrten Eunuchen für die Unbrummigkeit und sogar Affabilität, womit sie mir jene leuchtenden Schätze erschlossen, hier öffentlich den üblichen Dank. Es scheint, als hätten sich keine volksthümlichen Traditionen über einen mittelalterlichen Jupiter erhalten, und Alles, was

ich aufgegabelt, beſteht in einer Geſchichte, welche mir einſt mein Freund Niels Anderſen erzählte.

Ich habe ſo eben Niels Anderſen genannt, und die liebe drollige Figur ſteigt wieder lebendig in meiner Erinnerung herauf. Ich will ihm hier einige Zeilen widmen. Ich gebe gern meine Quellen an, und ich erörtere ihre Eigenſchaften, damit der geneigte Leſer ſelbſt beurtheile, in wie weit ſie ſein Vertrauen verdienen. Alſo einige Worte über meine Quelle.

Niels Anderſen, geboren zu Drontheim in Norwegen, war einer der größten Walfiſchjäger, die ich kennen lernte. Ich bin ihm ſehr verpflichtet. Ihm verdanke ich alle meine Kenntniſſe in Bezug auf den Walfiſchfang. Er machte mich bekannt mit allen Finten, die das kluge Thier anwendet, um dem Jäger zu entrinnen; er vertraute mir die Kriegsliſten, womit man ſeine Finten vereitelt. Er lehrte mich die Handgriffe beim Schwingen der Harpune, zeigte mir, wie man mit dem Knie des rechten Beines ſich gegen den Vorderrand des Kahnes ſtemmen muſs, wenn man die Harpune nach dem Walfiſch wirft, und wie man mit dem linken Bein einen geſalzenen Fußtritt dem Matroſen verſetzt, der das Seil, das an der Harpune befeſtigt iſt, nicht ſchnell genug nachſchießen ließ. Ihm ver-

danke ich Alles, und wenn ich kein großer Walfiſchjäger geworden, ſo liegt die Schuld weder an Niels Anderſen noch an mir, ſondern an meinem böſen Schickſal, das mir nicht vergönnte, auf meinen Lebensfahrten irgend einen Walfiſch anzutreffen, mit welchem ich einen würdigen Kampf beſtehen konnte. Ich begegnete nur gewöhnlichen Stockfiſchen und laufigen Heringen. Was hilft die beſte Harpune gegen einen Hering? Jetzt muſs ich allen Jagdhoffnungen entſagen, meiner geſteiften Beine wegen. Als ich Niels Anderſen zu Ritzebüttel bei Kuxhaven kennen lernte, war er ebenfalls nicht mehr gut auf den Füßen, da am Senegal ein junger Haifiſch, der vielleicht ſein rechtes Bein für ein Zuckerſtängelchen anſah, ihm daſſelbe abbiſs, und der arme Niels ſeitdem auf einem Stelzfuß herumhumpeln muſſte. Sein größtes Vergnügen war damals, auf einer hohen Tonne zu ſitzen, und auf dem Bauche derſelben mit ſeinem hölzernen Beine zu trommeln. Ich half ihm oft die Tonne erklettern, aber ich wollte ihm manchmal nicht wieder hinunterhelfen, ehe er mir eine ſeiner wunderlichen Fiſcherſagen erzählte.

Wie Muhammed Ebn Manſur ſeine Lieder immer mit einem Lob des Pferdes anfing, ſo begann Niels Anderſen alle ſeine Geſchichten mit einer Apo-

logie des Walfiſches. Auch die Legende, die wir ihm hier nacherzählen, ermangelte nicht einer ſolchen Lobſpende. Der Walfiſch, ſagte Niels Anderſen, ſei nicht bloß das größte, ſondern auch das ſchönſte Thier. Aus den zwei Naslöchern auf ſeinem Kopfe ſprängen zwei koloſſale Waſſerſtrahlen, die ihm das Anſehen eines wunderbaren Springbrunnens gäben, und gar beſonders des Nachts im Mondſchein einen magiſchen Effekt hervorbrächten. Dabei ſei er gutmüthig, friedliebig, und habe viel Sinn für ſtilles Familienleben. Es gewähre einen rührenden Anblick, wenn Vater Walfiſch mit den Seinen auf einer ungeheuern Eisſcholle ſich hingelagert, und Jung und Alt ſich um ihn her in Liebesſpielen und harmloſen Neckereien überböten. Manchmal ſpringen ſie alle auf einmal ins Waſſer, um zwiſchen den großen Eisblöcken Blindekuh zu ſpielen. Die Sittenreinheit und die Keuſchheit der Walfiſche wird weit mehr gefördert durch das Eiswaſſer, worin ſie beſtändig mit den Floſſen herumſchwänzeln, als durch moraliſche Principien. Es ſei auch leider nicht zu leugnen, daſs ſie keinen religiöſen Sinn haben, daſs ſie ganz ohne Religion ſind —

Ich glaube, Das iſt ein Irrthum — unterbrach ich meinen Freund, — ich habe jüngſt den Bericht eines holländiſchen Miſſionärs geleſen, worin Dieſer

die Herrlichkeit der Schöpfung beſchreibt, die ſich in den hohen Polargegenden offenbare, wenn des Morgens die Sonne aufgegangen, und das Tageslicht die abenteuerlichen, rieſenhaften Eismaſſen beſtrahlt. Dieſe, ſagt er, welche alsdann an diamantene Märchenſchlöſſer erinnern, geben von Gottes Allmacht ein ſo impoſantes Zeugnis, daſs nicht bloß der Menſch, ſondern ſogar die rohe Fiſchkreatur, von ſolchem Anblick ergriffen, den Schöpfer anbete — mit ſeinen eigenen Augen, verſichert der Domine, habe er mehre Walfiſche geſehen, die, an einer Eiswand gelehnt, dort aufrecht ſtanden und ſich mit dem Obertheil auf und nieder bewegten, wie Betende.

Niels Anderſen ſchüttelte ſonderbar den Kopf; er leugnete nicht, daſs er ſelber zuweilen geſehen, wie die Walfiſche, an einer Eiswand ſtehend, ſolche Bewegungen machten, nicht unähnlich denjenigen, die wir in den Betſtuben mancher Glaubensſekten bemerken; aber er wollte Solches keineswegs irgend einer religiöſen Andacht zuſchreiben. Er erklärte die Sache phyſiologiſch; er bemerkte, daſs der Walfiſch, der Chimboraſſo der Thiere, unter ſeiner Haut eine ſo ungeheuer tiefe Schichte von Fett beſitze, daſs oft ein einziger Walfiſch hundert bis hundertundfünfzig Fäſſer Talg und Thran gebe. Jene Fett-

ſchichte ſei ſo dick, daſs ſich viele hundert Waſſerratten darin einniſten können, während das große Thier auf einer Eisſcholle ſchlieſe, und dieſe Gäſte, unendlich größer und biſſiger als unſre Landratten, führen dann ein fröhliches Leben unter der Haut des Walfiſches, wo ſie Tag und Nacht das beſte Fett verſchmauſen können, ohne das Neſt zu verlaſſen. Dieſe Schmauſereien mögen wohl am Ende dem unfreiwilligen Wirthe etwas überläſtig, ja unendlich ſchmerzhaft werden; da er nun keine Hände hat, wie der Menſch, der ſich gottlob! kratzen kann, wenn es ihn juckt, ſo ſucht er die innere Qual dadurch zu lindern, daſs er ſich an die ſcharfen Kanten einer Eiswand ſtellt und daran den Rücken durch Auf- und Niederbewegungen recht inbrünſtiglich reibt, ganz wie bei uns die Hunde ſich an einer Bettſtelle zu ſcheuern pflegen, wenn ſie mit zu viel' Flöhen behaftet ſind. Dieſe Bewegungen hat nun der ehrliche Domine für die eines Beters gehalten und ſie der religiöſen Andacht zugeſchrieben, während ſie doch nur durch die Ratten-Orgien hervorgebracht wurden. Der Walfiſch, ſo viel Thran er auch enthält, ſchloſs Niels Anderſen, iſt doch ohne den mindeſten religiöſen Sinn. Nur unter den Thieren mittlerer Statur findet man überhaupt Religion; die ganz großen, rieſenhaften Geſchöpfe,

wie der Walfiſch, ſind nicht mit dieſer Eigenſchaft begabt. Was iſt der Grund davon? Finden ſie vielleicht keine Kirche, die geräumig genug wäre, um ſie in ihren Schoß aufzunehmen? Dies Gethier ehrt weder die Heiligen noch die Propheten, und ſogar den kleinen Propheten Jonas, den ſolch ein Walfiſch einmal aus Verſehen verſchluckte, konnte er nimmermehr verdauen, und nach dreien Tagen ſpuckte er ihn wieder aus. Das vortreffliche Ungeheuer hat leider keine Religion, und ſo ein Walfiſch verehrt unſern wahren Herrgott, der droben im Himmel wohnt, eben ſo wenig wie den falſchen Heidengott, der fern am Nordpol auf der Kaninchen-Inſel ſitzt, wo er Denſelben zuweilen beſucht.

Was iſt das für ein Ort, die Kaninchen-Inſel? fragte ich unſern Niels Anderſen. Dieſer aber trommelte mit ſeinem Holzbein auf der Tonne und erwiderte: Das iſt eben die Inſel, wo die Geſchichte paſſiert, die ich zu erzählen habe. Die eigentliche Lage der Inſel kann ich nicht genau angeben. Niemand konnte, ſeit ſie entdeckt worden, wieder zu ihr gelangen; Solches verhinderten die ungeheuern Eisberge, die ſich um die Inſel thürmen und vielleicht nur ſelten eine Annäherung erlauben. Nur die Schiffsleute eines ruſſiſchen Walfiſchjägers, welche einſt die Nordſtürme ſo hoch hinauf ver-

ſchlugen, betraten den Boden der Inſel, und ſeitdem ſind ſchon hundert Jahre verfloſſen. Als jene Schiffsleute mit einem Kahn dort landeten, fanden ſie die Inſel ganz wüſt und öde. Traurig bewegten ſich die Halme des Ginſters über dem Flugſand; nur hie und da ſtanden einige Zwergtannen, oder es krüppelte am Boden das unfruchtbarſte Buſchwerk. Eine Menge Kaninchen ſahen ſie umherſpringen, weſshalb ſie dem Orte den Namen Kaninchen-Inſel ertheilten. Nur eine einzige ärmliche Hütte gab Kunde, daſs ein menſchliches Weſen dort wohnte. Als die Schiffer hineintraten, erblickten ſie einen uralten Greis, der, kümmerlich bekleidet mit zuſammengeflickten Kaninchenfellen, auf einem Steinſtuhl vor dem Herde ſaß, und an dem flackernden Reiſig ſeine magern Hände und ſchlotternden Kniee wärmte. Neben ihm zur Rechten ſtand ein ungeheuer großer Vogel, der ein Adler zu ſein ſchien, den aber die Zeit ſo unwirſch gemauſert hatte, daſs er nur noch die langen ſtruppigen Federkiele ſeiner Flügel behalten, was dem nackten Thiere ein höchſt närriſches und zugleich grauſenhaft häſsliches Ausſehen verlieh. Zur linken Seite des Alten kauerte am Boden eine außerordentlich große haarloſe Ziege, die ſehr alt zu ſein ſchien, obgleich noch volle Milcheutern mit roſig friſchen Zitzen an ihrem Bauche hingen.

Unter den ruſſiſchen Seeleuten, welche auf der Kaninchen-Inſel landeten, befanden ſich mehrere Griechen, und Einer Derſelben glaubte, nicht von dem Hausherrn der Hütte verſtanden zu werden, als er in griechiſcher Sprache zu einem Kameraden ſagte: „Dieſer alte Kauz iſt entweder ein Geſpenſt oder ein böſer Dämon.“ Aber bei dieſen Worten erhub ſich der Alte plötzlich von ſeinem Steinſitz, und mit großer Verwunderung ſahen die Schiffer eine hohe ſtattliche Geſtalt, die ſich trotz dem hohen Alter mit gebietender, ſchier königlicher Würde aufrecht hielt und beinahe die Balken des Geſimſes mit dem Haupte berührte; auch die Züge Deſſelben, obgleich verwüſtet und verwittert, zeugten von urſprünglicher Schönheit, ſie waren edel und ſtreng gemeſſen, ſehr ſpärlich fielen einige Silberhaare auf die von Stolz und Alter gefurchte Stirn, die Augen blickten bleich und ſtier, aber doch ſtechend, und dem hoch aufgeſchürzten Munde entquollen in alterthümlich griechiſchem Dialekt die wohllautenden und klangvollen Worte: „Ihr irrt Euch, junger Menſch, ich bin weder ein Geſpenſt noch ein böſer Dämon; ich bin ein Unglücklicher, welcher einſt beſſere Tage geſehen. Wer aber ſeid ihr?“

Die Schiffer erzählten nun dem Manne das Miſsgeſchick ihrer Fahrt, und verlangten Auskunft

über Alles, was die Insel beträfe. Die Mittheilungen fielen aber sehr dürftig aus. Seit undenklicher Zeit, sagte der Alte, bewohne er die Insel, deren Bollwerke von Eis ihm gegen seine unerbittlichen Feinde eine sichere Zuflucht gewährten. Er lebe hauptsächlich vom Kaninchenfange, und alle Jahr', wenn die treibenden Eismassen sich gesetzt, kämen auf Schlitten einige Haufen Wilde, denen er seine Kaninchenfelle verkaufe, und die ihm als Zahlung allerlei Gegenstände des unmittelbarsten Bedürfnisses überließen. Die Walfische, welche manchmal an die Insel heranschwämmen, seien seine liebste Gesellschaft. Dennoch mache es ihm Vergnügen, jetzt wieder seine Muttersprache zu reden, denn er sei ein Grieche; er bat auch seine Landsleute, ihm einige Nachrichten über die jetzigen Zustände Griechenlands zu ertheilen. Daſs von den Zinnen der Thürme der griechischen Städte das Kreuz abgebrochen worden, verursachte dem Alten augenscheinlich eine boshafte Freude; doch war es ihm nicht ganz recht, als er hörte, daſs an seiner Stelle der Halbmond jetzt aufgepflanzt steht. Sonderbar war es, daſs Keiner der Schiffer die Namen der Städte kannte, nach welchen der Alte sich erkundigte, und die nach seiner Versicherung zu seiner Zeit blühend gewesen; in gleicher Weise waren ihm die Namen fremd, die den heutigen Städten

und Dörfern Griechenlands von den Seeleuten ertheilt wurden. Der Greis ſchüttelte deſshalb oft wehmüthig das Haupt, und die Schiffer ſahen ſich verwundert an. Sie merkten, daſs er alle Örtlichkeiten Griechenlands ganz genau kannte, und in der That er wuſſte die Buchten, die Erdzungen, die Vorſprünge der Berge, oft ſogar den geringſten Hügel und die kleinſten Felſengruppen ſo beſtimmt und anſchaulich zu beſchreiben, daſs ſeine Unkenntnis der gewöhnlichſten Ortsnamen die Schiffer in das größte Erſtaunen ſetzte. So befrug er ſie mit beſonderm Intereſſe, ja mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit, nach einem alten Tempel, der, wie er verſicherte, zu ſeiner Zeit der ſchönſte in ganz Griechenland geweſen ſei. Doch Keiner der Zuhörer kannte den Namen, den er mit Zärtlichkeit ausſprach, bis endlich, nachdem der Alte die Lage des Tempels wieder ganz genau geſchildert hatte, ein junger Matroſe nach der Beſchreibung den Ort erkannte, wovon die Rede war.

Das Dorf, wo er geboren, ſagte der junge Menſch, ſei eben an jenem Orte gelegen, und als Knabe habe er auf dem beſchriebenen Platze lange Zeit die Schweine ſeines Vaters gehütet. Auf jener Stelle, ſagte er, fänden ſich wirklich die Trümmer uralter Bauwerke, welche von untergegangener Pracht

zeugten; nur hie und da ständen noch aufrecht einige große Marmorsäulen, entweder einzeln, oder oben verbunden durch die Quadern eines Giebels, aus dessen Brüchen blühende Ranken von Geißblatt und rothen Glockenblumen wie Haarflechten herabfielen. Andre Säulen, darunter manche von rosigem Marmor, lägen gebrochen auf dem Boden, und das Gras wuchere über die kostbaren Knäufe, die aus schön gemeißeltem Blätter- und Blumenwerk beständen. Auch große Marmorplatten, viereckige Wand- oder dreieckige Dachstücke steckten dort halbversunken in der Erde, überragt von einem ungeheuer großen wilden Feigenbaum, der aus dem Schutte hervorgewachsen. Unter dem Schatten dieses Baumes, fuhr der Bursche fort, habe er oft ganze Stunden zugebracht, um die sonderbaren Figuren zu betrachten, die auf den großen Steinen in runder Bildhauerarbeit konterfeit waren und allerlei Spiele und Kämpfe vorstellten, gar lieblich und lustig anzusehen, aber leider auch vielfach zerstört von der Witterung oder überwachsen von Moos und Epheu. Sein Vater, den er um die geheimnisvolle Bedeutung jener Säulen und Bildwerke befragte, sagte ihm einst, daſs Dieses die Trümmer eines alten Tempels wären, worin ehemals ein verruchter Heidengott gehaust, der nicht bloß die nackteste Liederlichkeit, son-

dern auch unnatürliche Laster und Blutschande getrieben; die blinden Heiden hätten aber dennoch ihm zu Ehren vor seinem Altar manchmal hundert Ochsen auf einmal geschlachtet; der ausgehöhlte Marmorblock, worin das Blut der Opfer geflossen, sei dort noch vorhanden, und es sei eben jener Steintrog, den er, sein Sohn, zuweilen dazu benutze, mit dem darin gesammelten Regenwasser seine Schweine zu tränken, oder darin allerlei Abfall für ihre Atzung aufzubewahren.

So sprach der junge Mensch. Aber der Greis stieß jetzt einen Seufzer aus, der den ungeheuersten Schmerz verrieth; gebrochen sank er nieder auf seinen Steinstuhl, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Der große Vogel kreischte entsetzlich, spreizte weit aus seine ungeheuern Flügel, und bedrohte die Fremden mit Krallen und Schnabel. Die alte Ziege jedoch leckte ihres Herrn Hände, und meckerte traurig und wie besänftigend.

Ein unheimliches Mißbehagen ergriff die Schiffer bei diesem Anblick, sie verließen schleunig die Hütte, und waren froh, als sie das Geschluchze des Greises, das Gekreisch des Vogels und das Ziegengemecker nicht mehr vernahmen. Zurückgekehrt an Bord des Schiffes, erzählten sie dort ihr Aben-

teuer. Aber unter der Schiffsmannschaft befand sich ein russischer Gelehrter, Professor bei der philosophischen Fakultät der Universität zu Kasan, und Dieser erklärte die Begebenheit für höchst wichtig; den Zeigefinger pfiffig an die Nase legend, versicherte er den Schiffern, der Greis auf der Kaninchen-Insel sei unstreitig der alte Gott Jupiter, Sohn des Saturn und der Rhea, der ehemalige König der Götter. Der Vogel an seiner Seite sei augenscheinlich der Adler, der einst die fürchterlichen Blitze in seinen Krallen trug. Und die alte Ziege könne aller Wahrscheinlichkeit nach keine andre Person sein, als die Amalthea, die alte Amme, die den Gott bereits auf Kreta säugte und jetzt im Exil wieder mit ihrer Milch ernähre.

So erzählte Niels Andersen, und ich gestehe, diese Mittheilung erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Schon die Aufschlüsse über das geheime Leid der Walfische erregte mein Mitgefühl. Arme große Bestie! Gegen das schnöde Rattengesindel, das sich bei dir eingenistet und unaufhörlich an dir nagt, giebt es keine Hilfe, und du musst es lebenslang mit dir schleppen; und rennst du auch verzweiflungsvoll vom Nordpol zum Südpol und reibst dich an seinen Eiskanten — es hilft dir Nichts, du wirst sie nicht los, die schnöden Ratten, und dabei fehlt

dir der Troſt der Religion! An jeder Größe auf dieſer Erde nagen die heimlichen Ratten, und die Götter ſelbſt müſſen am Ende ſchmählich zu Grunde gehen. So will es das eiſerne Geſetz des Fatums, und ſelbſt der Höchſte der Unſterblichen muſs demſelben ſchmachvoll ſein Haupt beugen. Er, den Homer beſungen und Phidias abkonterfeit in Gold und Elfenbein; er, der nur mit den Augen zu zwinkern brauchte, um den Erdkreis zu erſchüttern; er, der Liebhaber von Leda, Alkmene, Semele, Danae, Kalliſto, Io, Leto, Europa ꝛc. — er muſs am Ende am Nordpol ſich hinter Eisbergen verſtecken und, um ſein elendes Leben zu friſten, mit Kaninchenfellen handeln wie ein ſchäbiger Savoyarde!

Ich zweifle nicht, daſs es Leute giebt, die ſich ſchadenfroh an ſolchem Schauſpiel laben. Dieſe Leute ſind vielleicht die Nachkommen jener unglücklichen Ochſen, die als Hekatomben auf den Altären Jupiter's geſchlachtet wurden — Freut euch, gerächt iſt das Blut eurer Vorfahren, jener armen Schlachtopfer des Aberglaubens! Uns aber, die wir von keinem Erbgroll befangen ſind, uns erſchüttert der Anblick gefallener Größe, und wir widmen ihr unſer frömmigſtes Mitleid. Dieſe Empfindſamkeit verhinderte uns vielleicht, unſrer Erzählung jenen kalten Ernſt zu verleihen, der eine Zierde des Geſchicht-

ſchreibers iſt; nur einigermaßen vermochten wir uns jener Gravität zu befleißen, die man nur in Frankreich erlangen kann. Beſcheidentlich empfehlen wir uns der Nachſicht des Leſers, für welchen wir immer die höchſte Ehrfurcht bezeigten, und ſomit ſchließen wir hier die erſte Abtheilung unſerer Geſchichte der „Götter im Exil.“

IV.

Die Göttin Diana.

(Nachtrag zu den Göttern im Exil.)

(1853.)

Vorbemerkung.

Die nachstehende Pantomime entstand in derselben Weise wie mein Tanzpoem „Faust.“ In einer Unterhaltung mit Lumley, dem Direktor des Londoner Theaters der Königin, wünschte Derselbe, daſs ich ihm einige Ballettsujets vorschlüge, die zu einer großen Entfaltung von Pracht in Dekorationen und Kostümen Gelegenheit bieten könnten, und als ich Mancherlei der Art improvisierte, worunter auch die Diana-Legende, schien letztere den Zwecken des geistreichen Impresario's zu entsprechen, und er bat mich, sogleich ein Scenarium davon zu entwerfen. Dieses geschah in der folgenden flüchtigen Skizze, der ich keine weitere Ausführung widmete, da doch späterhin für die Bühne kein Gebrauch davon gemacht werden konnte. Ich veröffentliche sie hier, nicht um meinen Ruhm zu fördern, sondern um Krähen, die mir überall

nachſchnüffeln, zu verhindern, ſich allzu ſtolz mit fremden Pfauenfedern zu ſchmücken. Die Fabel meiner Pantomime iſt nämlich im Weſentlichen bereits im erſten Theile der vorhergehenden Abhandlung enthalten, aus welchem auch mancher Maeſtro Barthel ſchon manchen Schoppen Moſt geholt hat. Dieſe Dianen-Legende veröffentliche ich übrigens hier an der geeignetſten Stelle, da ſie ſich unmittelbar dem Sagenkreiſe der „Götter im Exil“ anſchließt, und ich mich alſo hier jeder beſondern Bevorwortung überheben kann.

Paris, den 1. März 1854.

Heinrich Heine.

Erſtes Tableau.

Ein uralter verfallener Tempel der Diana. Dieſe Ruine iſt noch ziemlich gut erhalten, nur hie und da iſt eine Säule gebrochen und eine Lücke im Dach; durch letztere ſieht man ein Stück Abendhimmel mit dem Halbmonde. Rechts die Ausſicht in einen Wald. Links der Altar mit einer Statue der Göttin Diana. Die Nymphen Derſelben kauern hie und da auf dem Boden, in nachläſſigen Gruppen. Sie ſcheinen verdrießlich und gelangweilt. Manchmal ſpringt eine Derſelben in die Höhe, tanzt einige Pas und ſcheint in heiteren Erinnerungen verloren. Andere geſellen ſich zu ihr und vollbringen antike Tänze. Zuletzt tanzen ſie um die Statue der Göttin, halb ſcherzhaft, halb feierlich, als wollten ſie Probe halten zu einem Tempelfeſte. Sie zünden die Lampen an und winden Kränze.

Plötzlich, von der Seite des Waldes, ſtürzt herein die Göttin Diana, im bekannten Jagdkoſtüm, wie ſie auch hier als Statue konterfeit iſt. Sie ſcheint erſchrocken, wie ein flüchtiges Reh. Sie erzählt ihren beſtürzten Nymphen, daſs Jemand ſie verfolgt. Sie iſt in der höchſten Aufregung der Angſt, aber nicht bloß der Angſt. Durch ihren ſpröden Unmuth ſchimmern zärtlichere Gefühle. Sie ſchaut immer nach dem Wald, ſcheint endlich ihren Verfolger zu erblicken, und verſteckt ſich hinter ihre eigne Statue.

Ein junger deutſcher Ritter tritt auf. Er ſucht die Göttin. Ihre Nymphen umtanzen ihn, um ihn fernzuhalten von der Bildſäule ihrer Gebieterin. Sie koſen, ſie drohen. Sie ringen mit ihm, er vertheidigt ſich neckend. Endlich reißt er ſich von ihnen los, erblickt die Statue, hebt flehend ſeine Arme zu ihr empor, ſtürzt zu ihren Füßen, umfaſſt verzweiflungsvoll ihr Piédeſtal und erbietet ſich ihr ewig dienſtbar zu ſein mit Leib und Leben. Er ſieht auf dem Altar ein Meſſer und eine Opferſchale, ein ſchauerlicher Gedanke durchdringt ihn, er erinnert ſich, daſs die Göttin einſt Menſchenopfer liebte, und in der Trunkenheit ſeiner Leidenſchaft ergreift er Meſſer und Schale — Er iſt im Begriff, dieſelbe als Libation mit ſeinem Herzblut zu

füllen, ſchon kehrt er den Stahl nach ſeiner Bruſt — da ſpringt die wirkliche leibliche Göttin aus ihrem Verſteck hervor, ergreift ſeinen Arm, entwindet ſeiner Hand das Meſſer — und Beide ſchauen ſich an, während einer langen Pauſe, mit wechſelſeitiger Verwunderung, ſchauerlich entzückt, ſehnſüchtig, zitternd, todesmuthig, voll Liebe. In ihrem Zweitanz fliehen und ſuchen ſie ſich, aber diesmal nur, um ſich immer wiederzufinden, ſich immer wieder einander in die Arme zu ſinken. Endlich ſetzen ſie ſich koſend nieder, wie glückliche Kinder, auf dem Piédeſtal der Statue, während die Nymphen ſie als Chorus umtanzen und durch ihre Pantomimen den Kommentar bilden von Dem, was ſich die Liebenden erzählen —

(Diana erzählt ihrem Ritter, daſs die alten Götter nicht todt ſind, ſondern ſich nur verſteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo ſie ſich nächtlich beſuchen und ihre Freudenfeſte feiern.)

Man hört plötzlich die lieblich ſanfteſte Muſik, und es treten herein Apollo und die Muſen. Jener ſpielt den Liebenden ein Lied vor, und ſeine Gefährtinnen tanzen einen ſchönen, gemeſſenen Reigen um Diana und den Ritter. Die Muſik wird brauſender, es klingen von draußen üppige Weiſen, Cymbal- und Paukenklänge, und Das iſt Bacchus, welcher ſeinen fröhlichen Einzug hält mit ſeinen

Satyrn und Bacchanten. Er reitet auf einem gezähmten Löwen, zu seiner Rechten reitet der dickbäuchige Silen auf einem Esel. Tolle, ausgelassene Tänze der Satyrn und Bacchanten. Letztere mit Weinlaub, oder auch mit Schlangen in den flatternden Haaren, oder auch mit goldenen Kronen geschmückt, schwingen ihre Thyrsen und zeigen jene übermüthigen, unglaublichen, ja unmöglichen Posituren, welche wir auf alten Vasen und sonstigen Basreliefs sehen. Bacchus steigt zu den Liebenden herab und ladet sie ein, theilzunehmen an seinem Freudendienste. Jene erheben sich und tanzen einen Zweitanz der trunkensten Lebenslust, dem sich Apollo und Bacchus, nebst Beider Gefolge, so wie auch die Nymphen Diana's, anschließen.

Zweites Tableau.

Großer Saal in einer gothischen Ritterburg. Bediente in buntscheckigen Wappenröcken sind beschäftigt mit Vorbereitungen zu einem Balle. Links eine Estrade, wo Musiker zu sehen, die ihre Instrumente probieren. Rechts ein hoher Lehnsessel, worauf

der Ritter ſitzt, brütend und melancholiſch. Neben ihm ſtehen ſeine Gattin im enganliegenden, ſpitzkrägigen Chatelaine-Koſtüm, und ſein Schalksnarr mit Narrenkappe und Pritſche; ſie bemühen ſich Beide vergeblich, den Ritter aufzuheitern durch ihre Tänze. Die Chatelaine drückt durch ehrſam gemeſſene Pas ihre eheliche Zärtlichkeit aus und geräth faſt in Sentimentalität; der Narr ſcheint dieſelbe übertreibend zu parodieren und macht die barockſten Sprünge. Die Muſikanten präludieren ebenfalls allerlei Zerrmelodien. Draußen Trompetenſtöße, und bald erſcheinen die Ballgäſte, Ritter und Fräulein, ziemlich ſteife bunte Figuren im überladenſten Mittelalterputz; die Männer kriegeriſch roh und blöde, die Frauen affektiert, ſittſam und zimperlich. Bei ihrem Eintritt erhebt ſich der Burgherr, der Ritter, und es giebt die ceremoniöſeſten Verbeugungen und Knixe. Der Ritter und ſeine Gemahlin eröffnen den Ball. Gravitätiſch germaniſcher Walzer. Es erſcheinen der Kanzler und ſeine Schreiber in ſchwarzer Amtstracht, die Bruſt beladen mit goldnen Ketten, und brennende Wachskerzen in der Hand; ſie tanzen den bekannten Fackeltanz, während der Narr aufs Orcheſter hinaufſpringt und daſſelbe dirigiert; er ſchlägt verhöhnend den Takt. Wieder hört man draußen Trompetenſtöße.

Ein Diener kündigt an, daſs unbekannte Maſken Einlaſs begehren. Der Ritter winkt Erlaubnis; es öffnet ſich im Hintergrunde die Pforte, und herein treten drei Züge vermummter Geſtalten, worunter einige in ihren Händen muſikaliſche Inſtrumente tragen. Der Führer des erſten Zuges ſpielt auf einer Leier. Dieſe Töne ſcheinen in dem Ritter ſüße Erinnerungen zu erregen, und alle Zuhörer horchen verwundert. — Während der erſte Zugführer auf der Leier ſpielt, umtanzt ihn feierlich ſein Gefolge. Aus dem zweiten Zuge treten einige hervor mit Cymbal und Handpauke — Bei dieſen Tönen ſcheinen den Ritter die Gefühle der höchſten Wonne zu durchſchauern; er entreißt einer der Maſken die Handpauke und ſpielt ſelbſt und tanzt dabei, gleichſam ergänzend, die raſend luſtigſten Tänze. — Mit eben ſo wildem, ausſchweifendem Jubel umſpringen ihn die Geſtalten des zweiten Zugs, welche Thyrſusſtäbe in den Händen tragen. Noch größere Verwunderung ergreift die Ritter und die Damen, und gar die Hausfrau weiß ſich vor züchtigem Erſtaunen nicht zu faſſen. Nur der Narr, welcher vom Orcheſter herabſpringt, giebt ſeinen behaglichſten Beifall zu erkennen und macht wollüſtige Kapriolen. Plötzlich aber tritt die Maſke, welche den dritten Zug anführt, vor den Ritter und befiehlt ihm mit

gebieterischer Gebärde, ihr zu folgen. Entsetzt und empört schreitet die Hausfrau auf jene Maske los und scheint sie zu fragen, wer sie sei. Jene aber tritt ihr stolz entgegen, wirft die Larve und den vermummenden Mantel von sich, und zeigt sich als Diana im bekannten Jagdkostüm. Auch die andern Masken entlarven sich und werfen die verhüllenden Mäntel von sich; es sind Apollo und die Musen, welche den ersten Zug bilden, den zweiten bilden Bacchus und seine Genossen, der dritte besteht aus Diana und ihren Nymphen. Bei dem Anblick der enthüllten Göttin stürzt der Ritter flehend zu ihren Füßen, und er scheint sie zu beschwören, ihn nicht wieder zu verlassen. Auch der Narr stürzt ihr entzückt zu Füßen und beschwört sie, ihn mitzunehmen. Diana gebietet allgemeine Stille, tanzt ihren göttlich edelsten Tanz, und giebt dem Ritter durch Gebärden zu erkennen, daſs sie nach dem Venusberge fahre, wo er sie später wiederfinden könne. Die Burgfrau läſst endlich in den tollsten Sprüngen ihrem Zorn und ihrer Entrüstung freien Lauf, und wir sehen ein Pas de deux, wo griechisch heidnische Götterlust mit der germanisch spiritualistischen Haustugend einen Zweikampf tanzt.

Diana, des Streites satt, wirft der ganzen Versammlung verachtende Blicke zu, und nebst ihren

Begleitern entfernt sie sich endlich durch die Mittelpforte. Der Ritter will ihnen verzweiflungsvoll folgen, wird aber von seiner Gattin, ihren Zofen und seiner übrigen Dienerschaft zurückgehalten — Draußen bacchantische Jubelmusik, im Saale aber dreht sich wieder der unterbrochene steife Fackeltanz.

Drittes Tableau.

Wilde Gebirgsgegend. Rechts: phantastische Baumgruppen und ein Stück von einem See. Links: eine hervorspringend steile Felswand, worin ein großes Portal sichtbar. — Der Ritter irrt wie ein Wahnsinniger umher. Er scheint Himmel und Erde, die ganze Natur zu beschwören, ihm seine Geliebte wiederzugeben. Aus dem See steigen die Undinen und umtanzen ihn in feierlich lockender Weise. Sie tragen lange weiße Schleier und sind geschmückt mit Perlen und Korallen. Sie wollen den Ritter in ihr Wasserreich hinabziehen, aber aus dem Laub der Bäume springen die Luftgeister, die Sylphen, herab, welche ihn zurückhalten mit heiterer, ja ausgelassener Lust. Die Undinen entweichen und stürzen sich wieder in den See.

Die Sylphen sind in helle Farben gekleidet und tragen grüne Kränze auf den Häuptern. Leicht und heiter umtanzen sie den Ritter. Sie necken ihn, sie trösten ihn und wollen ihn entführen in ihr Luftreich; da öffnet sich zu seinen Füßen der Boden, und es stürmen hervor die Erdgeister, kleine Gnomen mit langen weißen Bärten, und kurze Schwerter in den kleinen Händchen. Sie hauen ein auf die Sylphen, welche entfliehen wie erschrockenes Gevögel. Einige Derselben flüchten sich auf die Bäume, wiegen sich auf den Baumzweigen, und ehe sie ganz in den Lüften verschwinden, verhöhnen sie die Gnomen, welche sich unten wie wüthend gebärden.

Die Gnomen umtanzen den Ritter, und scheinen ihn ermuthigen und ihm den boshaften Trotz, der sie selber beseelt, einflößen zu wollen. Sie zeigen ihm, wie man fechten müsse; sie halten Waffentanz und spreizen sich wie Weltbesieger — da erscheinen plötzlich die Feuergeister, die Salamander, und schon bei ihrem bloßen Anblick kriechen die Gnomen mit feiger Angst wieder in ihre Erde zurück.

Die Salamander sind lange, hagere Männer und Frauen, in enganliegenden feuerrothen Kleidern. Sie tragen sämmtlich große goldene Kronen auf den Häuptern und Scepter und sonstige Reichskleinodien

in den Händen. Sie umtanzen den Ritter mit glühender Leidenschaft; sie bieten ihm ebenfalls eine Krone und ein Scepter an, und er wird unwillkürlich mit fortgerissen in die lodernde Flammenluft; diese hätte ihn verzehrt, wenn nicht plötzlich Waldhorntöne erklängen und im Hintergrund in den Lüften die wilde Jagd sich zeigte. Der Ritter reißt sich los von den Feuergeistern, welche wie Raketen versprühen und verschwinden; der Befreite breitet sehnsüchtig die Arme aus gegen die Führerin des wilden Jagdheeres.

Das ist Diana. Sie sitzt auf einem schneeweißen Roß, und winkt dem Ritter mit lächelndem Gruß. Hinter ihr reiten, ebenfalls auf weißen Rossen, die Nymphen der Göttin, sowie auch die Götterschar, die wir schon als Besuchende in dem alten Tempel gesehen, nämlich Apollo mit den Musen und Bacchus nebst seinen Gefährten. Den Nachtrab auf Flügelrossen bilden einige große Dichter des Alterthums und des Mittelalters, sowie auch schöne Frauen der letztern Perioden. Die Bergkoppen umwindend, gelangt der Zug endlich in den Vordergrund und hält seinen Eintritt in die weit sich öffnende Pforte zur linken Seite der Scene. Nur Diana steigt von ihrem Roß herab und bleibt zurück bei dem Ritter, dem freudeberauschten. Die beiden Liebenden feiern

in entzückten Tänzen ihr Wiederfinden. Diana zeigt dem Ritter die Pforte der Felswand und deutet ihm an, daſs Dieſes der berühmte Venusberg ſei, der Sitz aller Üppigkeit und Wolluſt. Sie will ihn wie im Triumphe dort hineinführen — da tritt ihnen entgegen ein alter weißbärtiger Krieger, von Kopf bis zu Fuß geharniſcht, und er hält den Ritter zurück, warnend vor der Gefahr, welcher ſeine Seele im heidniſchen Venusberge ausgeſetzt ſei. Als aber der Ritter den gutgemeinten Warnungen kein Gehör ſchenkt, greift der greiſe Krieger (welcher der treue Eckart genannt iſt) zum Schwerte und fordert Jenen zum Zweikampf. Der Ritter nimmt die Herausforderung an, gebietet der angſtbewegten Göttin, das Gefecht durch keine Einmiſchung zu ſtören; er wird aber gleich nach den erſten Ausfällen niedergeſtochen. Der treue Eckart wackelt täppiſch zufrieden von dannen, wahrſcheinlich ſich freuend, wenigſtens die Seele des Ritters gerettet zu haben. Über die Leiche Deſſelben wirft ſich verzweiflungsvoll und troſtlos die Göttin Diana.

Viertes Tableau.

Der Venusberg: Ein unterirdiſcher Pallaſt, deſſen Architektur und Ausſchmückung im Geſchmack der Renaiſſance, nur noch weit phantaſtiſcher, und an arabiſche Feenmärchen erinnernd. Korinthiſche Säulen, deren Kapitäler ſich in Bäume verwandeln und Laubgänge bilden. Exotiſche Blumen in hohen Marmorvaſen, welche mit antiken Basreliefs geziert. An den Wänden Gemälde, wo die Liebſchaften der Venus abgebildet. Goldne Kandelaber und Ampeln verbreiten ein magiſches Licht, und Alles trägt hier den Charakter einer zauberiſchen Üppigkeit. Hie und da Gruppen von Menſchen, welche müßig und nachläſſig am Boden lagern oder bei dem Schachbrett ſitzen. Andere ſchlagen Ball oder halten Waffenübungen und Scherzgefechte. Ritter und Damen ergehen ſich paarweis in galanten Geſprächen. Die Koſtüme dieſer Perſonen ſind aus den verſchiedenſten Zeitaltern, und ſie ſelber ſind eben die berühmten Männer und Frauen der antiken und mittelalterlichen Welt, die der Volksglaube wegen ihres ſenſualiſtiſchen Rufes oder wegen ihrer Fabelhaftig-

keit in den Venusberg verſetzt hat. Unter den Frauen ſehen wir z. B. die ſchöne Helena von Sparta, die Königin von Saba, die Kleopatra, die Herodias, unbegreiflicher Weiſe auch Judith, die Mörderin des edlen Holofernes, dann auch verſchiedene Heldinnen der bretoniſchen Ritterſagen. Unter den Männern ragen hervor Alexander von Macedonien, der Poet Ovidius, Julius Cäſar, Dietrich von Bern, König Artus, Ogier der Däne, Amadis von Gallien, Friedrich der Zweite von Hohenſtaufen, Klingsohr von Ungerland, Gottfried von Straßburg und Wolfgang Goethe. Sie tragen Alle ihre Zeit- und Standestracht, und es fehlt hier nicht an geiſtlichen Ornaten, welche die höchſten Kirchenämter verrathen.

Die Muſik drückt das ſüßeſte dolce far niente aus, geht aber plötzlich über in die wollüſtigſten Freudenlaute. Dann erſcheint Frau Venus mit dem Tannhäuſer, ihrem Cavaliere servente. Dieſe Beiden, ſehr entblößt und Roſenkränze auf den Häuptern, tanzen ein ſehr ſinnliches Pas de deux, welches ſchier an die verbotenſten Tänze der Neuzeit erinnert. Sie ſcheinen ſich im Tanze zu zanken, ſich zu verhöhnen, ſich zu necken, ſich mit Verſpottung den Rücken zu kehren, und unverſehens wieder vereinigt zu werden durch eine unverwüſtliche Liebe,

die aber keineswegs auf wechſelſeitiger Achtung beruht. Einige andere Perſonen ſchließen ſich dem Tanz jener Beiden an, in ähnlich ausgelaſſener Weiſe, und es bilden ſich die übermüthigſten Quadrillen.

Dieſe tolle Luſt wird aber plötzlich unterbrochen. Schneidende Trauermuſik erſchallt. Mit aufgelöſtem Haar und den Gebärden des wildeſten Schmerzes ſtürzt herein die Göttin Diana, und hinter ihr wandeln ihre Nymphen, welche die Leiche des Ritters tragen. Letztere wird in der Mitte der Scene niedergeſetzt, und die Göttin legt ihr mit liebender Sorgfalt einige ſeidene Kiſſen unter das Haupt. Diana tanzt ihren entſetzlichen Verzweiflungstanz, mit allen erſchütternden Kennzeichen einer wahren tragiſchen Leidenſchaft, ohne Beimiſchung von Galanterie und Laune. Sie beſchwört ihre Freundin Venus, den Ritter vom Tode zu erwecken. Aber Jene zuckt die Achſel, ſie iſt ohnmächtig gegen den Tod. Diana wirft ſich wie wahnſinnig auf den Todten, und benetzt mit Thränen und Küſſen ſeine ſtarren Hände und Füße.

Es wechſelt wieder die Muſik, und ſie verkündet Ruhe und harmoniſche Beſeligung. An der Spitze der Muſen erſcheint zur linken Seite der Scene der Gott Apollo. Aufs Neue wechſelt die

Muſik; bemerkbar wird ihr Übergang in jauchzende Lebensfreude, und zur rechten Seite der Scene erſcheint Bacchus nebſt ſeinem bacchantiſchen Gefolge. Apollo ſtimmt ſeine Leier, und ſpielend tanzt er nebſt den Muſen um die Leiche des Ritters. Bei dem Klange dieſer Töne erwacht Dieſer gleichſam wie aus einem ſchweren Schlafe, er reibt ſich die Augen, ſchaut verwundert umher, fällt aber bald wieder zurück in ſeine Todeserſtarrung. Jetzt ergreift Bacchus eine Handpauke, und im Gefolge ſeiner raſendſten Bacchanten umtanzt er den Ritter. Es erfaſſt eine allmächtige Begeiſterung den Gott der Lebensluſt, er zerſchlägt faſt das Tamburin. Dieſe Melodien wecken den Ritter wieder aus dem Todesſchlaf, und er erhebt ſich halben Leibes, langſam, mit lechzend geöffnetem Munde. Bacchus läſſt ſich von Silen einen Becher mit Wein füllen und gießt ihn in den Mund des Ritters. Kaum hat Dieſer den Trunk genoſſen, als er wie neugeboren vom Boden emporſpringt, ſeine Glieder rüttelt und die verwegenſten und berauſchteſten Tänze zu tanzen beginnt. Auch die Göttin iſt wieder heiter und glücklich, ſie reißt den Thyrſus aus den Händen einer Bacchantin und ſtimmt ein in den Jubel und Taumel des Ritters. Die ganze Verſammlung nimmt Theil an dem Glücke der Liebenden, und feiert in

wieder fortgeſetzten Quadrillen das Feſt der Auferſtehung. Beide, der Ritter und Diana, knien am Ende nieder zu den Füßen der Frau Venus, die ihren eignen Roſenkranz auf das Haupt Diana's und Tannhäuſer's Roſenkranz auf des Ritters Haupt ſetzt. Glorie der Verklärung.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Achter Band.

Französische Zustände. Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Französischer Zustände

von

Heinrich Heine.

Erster Theil:

Das Bürgerkönigthum im Jahr 1832.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Französische Zustände.

Das Bürgerkönigthum im Jahr 1832.

Vorrede zur Vorrede 5

Vorrede 14

I. Die antirevolutionäre Gesinnung und die Bauwuth des Königs 45

II. Lafayette und die Republikaner 61

III. Die politischen Parteien in Frankreich 81

IV. Die englische Aristokratie. — Perier und Canning 103

V. Das Justemilieu 130

VI. Die Cholerazeit in Paris 161

VII. Absolute und konstitutionelle Monarchie. — Die Konseilpräsidentur 190

VIII. Das System Casimir Perier's. — Die Reformbill in England 211

IX. Der Aufstand der Republikaner 237

Seite

Zwiſchennote zu Artikel IX.

Der Adel in Deutſchland 268

Beilage zu Artikel VI.

Über den Beginn der franzöſiſchen Revolution . 280

Tagesberichte.

Vorbemerkung 301

5. Juni. Der Leichenzug des Generals Lamarque 304

6. Juni. Beginn des Aufſtandes der Republikaner 305

7. Juni. Der Kampf in der Rue St. Martin . 310

8. Juni. Der Belagerungszuſtand 315

10. Juni. Die Maßregeln der Regierung . . . 319

11. Juni. Die Siegesrevue des Königs 323

12. Juni. Armand Carrel 327

17. Juni. Lächerlicher Heroismus des Juſtemilieu 332

7. Juli. Schwierigkeiten der Miniſterwahl . . 336

15. Juli. Republikaner und Karliſten 342

Aus der Normandie.

Havre, 1. Auguſt. Politiſcher Einfluß der Geiſtlichkeit in der Provinz . . 350

Dieppe, 20. Auguſt. Der Tod des Herzogs von Reichſtadt 357

Rouen, 17. September. Karliſtiſche Umtriebe in der Normandie 366

Vorwort des Herausgebers.

Wie Heinrich Heine durch die Aufsätze der drei vorhergehenden Bände die Franzosen über Deutschland aufzuklären suchte, so bemühte er sich in den Zeitungskorrespondenzen, welche in den zunächstfolgenden Bänden gesammelt sind, seinen deutschen Landsleuten ein möglichst getreues Bild französischer Zustände zu liefern. Es bedarf daher kaum einer besondern Rechtfertigung, wenn wir auch diese Aufsätze unter einem entsprechenden Gesammttitel vereinigen.

Der vorliegende Band enthält die Korrespondenzen Heine's über das Bürgerkönigthum im Jahr 1832, welche zuerst in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit der Überschrift: „Französische Zu-

ſtände“ und unter demſelben Titel gegen Ende jenes Jahres (mit dem Datum „1833“) auch in Buchform erſchienen. Das Originalmanuſkript iſt bei dem Hamburger Brande im Jahr 1842 verloren gegangen; ich habe alſo die Cenſurlücke in der Vorbemerkung zu den „Tagesberichten“ auf S. 303 nicht ergänzen können.

Die Vorrede dieſes Buches wurde von der Cenſur ſo arg verſtümmelt, daſs Heine ſich veranlaſſt ſah, zunächſt in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 11. Januar 1833 folgende Erklärung zu erlaſſen:

„Bitte.

„Indem ich jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, vom Vaterlande entfernt leben muſs, empfinde ich mit deſto tieferem Leidweſen jedes Miſsereignis, wodurch das deutſche Publikum verleitet werden dürfte, meine Geſinnungen zu verkennen. Dieſes kann namentlich der Fall ſein beim Erſcheinen der „Franzöſiſchen Zuſtände,“ einem Buche, worin eine Zuſammenſtellung politiſcher Artikel, die ich früher für die „Allgemeine Zeitung“ geſchrieben, und eine ergänzende Vorrede enthalten ſein ſollte.

„Nimmermehr hätte ich jenes Buch heraus[redacted]geben ohne dieſe Vorrede, worin ich die Geſin-

nungen, die in jenen Artikeln nur angedeutet sind, vollkräftig mittheilen und zugleich durch anderweitige Besprechungen einen großen Akt der Bürgerpflicht ausüben konnte. Wie soll ich nun die widerwärtige Empfindung ausdrücken, die mich berührte, als ich einen Abdruck dieser Vorrede brieflich erhielt und daraus ersah, daſs mehr als die Hälfte davon unterdrückt worden; ja, was noch fataler ist, daſs durch diese Unterdrückungen Alles, was ich sagte, nicht bloß entstellt, sondern auch mitunter ins Servile verkehrt worden ist! Gegen jede irrige Deutung, die daraus entstehen kann, will ich mich nun hiermit vorläufig verwahrt haben. — Ich bitte alle honetten Journale, diese Zeilen abzudrucken.

„Paris, den 1. Januar 1833.

„Heinrich Heine."

Inzwischen hatte Heine seinen Verleger veranlaſst, die erwähnte Vorrede in unverkürzter Gestalt, und mit einer „Vorrede zur Vorrede" begleitet, als besondere Broschüre drucken zu lassen. Aus Besorgnis vor den Folgen einer censurwidrigen Veröffentlichung wurden indeſs auf Wunsch des Verfassers sämmtliche Exemplare noch in der Druckerei eingestampft; nur ein Korrekturabzug entging durch einen glücklichen Zufall der Vernichtung, und ist

von mir bei Herausgabe dieſes Bandes benutzt worden. In wenig veränderter Geſtalt erſchien jene Vorrede (jedoch ohne die „Vorrede zur Vorrede“) im Jahre 1833 bei Heideloff in Paris, — unverkürzt, und faſt wörtlich übereinſtimmend mit der franzöſiſchen Verſion, aber (wie aus einem Briefe an Heinrich Laube vom 23. November deſſelben Jahres hervorgeht) wider Willen des Verfaſſers*). Bei der vorliegenden Ausgabe iſt dieſe Faſſung zu Grunde gelegt und durch Ergänzung einzelner Worte aus der franzöſiſchen Ausgabe mit letzterer völlig in Einklang gebracht; die „Vorrede zur Vorrede“ und die irgend erheblichen Varianten der urſprünglichen Faſſung ſind nach dem erwähnten Korrekturabzug beigefügt.

Was nun Heine's Korreſpondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ betrifft, ſo hat der Verfaſſer bei der nachmaligen Veröffentlichung in Buchform ſich nicht immer darauf beſchränkt, einzelne Ausdrücke und Wendungen ſtiliſtiſch zu verbeſſern, und die von der Redaktion unterdrückten Stellen aus

---

*) „Die famoſe Vorrede,“ heißt es a. a. O., „die ich bei Campe, als ſie ſchon gedruckt war, zu zernichten gewuſſt, iſt ſpäter nur durch den preußiſchen Spion K..... in die Welt gekommen.“

dem Gedächtnis oder nach den Brouillons zu ergänzen, sondern es sind von ihm auch manche Ausdrücke und Urtheile weggelassen, an die er in späterer Zeit aus einem und dem andern Grunde nicht mehr erinnern, oder die er vielleicht bei reiferer Einsicht überhaupt nicht mehr vertreten wollte. Es sind dies (namentlich im ersten Theil der „Lutetia") mehrstentheils politische Prophezeiungen, die sich später als unrichtig erwiesen hatten, oder herbe Bemerkungen über Louis Napoleon, deren Wiederabdruck unter dem ehernen Scepter des mittlerweile zur Herrschaft gelangten Abenteurers von Straßburg und Boulogne allerdings für den in Paris lebenden Schriftsteller gefahrvoll war. In einer Gesammtausgabe seiner Werke, die auch von der politischen Thätigkeit Heine's ein vollständiges Bild geben soll, durften jedoch solche, in einem vielgelesenen und einflußreichen Journal abgedruckte Urtheile nicht fehlen. Ich habe diese später von dem Verfasser gestrichenen Stellen, so weit es dem Zusammenhange nach thunlich war, als durch gradlinige Klammern [ ] bezeichnete Einschaltungen in den Text aufgenommen; andere Ergänzungen und Varianten fanden in den Anmerkungen ihren Platz.

Indem selbstverständlich bei Anordnung des Textes immer die vom Verfasser besorgte Ausgabe

letzter Hand als maßgebend betrachtet, daneben aber die frühere Version in klar unterscheidbarer Weise mitgetheilt ward, ist es dem Leser leicht gemacht, Heine's Ansichten über politische Gegenstände und Personen zu zwei verschiedenen Lebensperioden mit einander zu vergleichen.

Die eingeklammerten Ergänzungen des vorliegenden Bandes finden sich auf S. 49, 50, 51—53, 76, 99, 129, 131, 211, 212, 213, 305, 325, 329—330, 333, 338—340, 347—348 und 353. Für unnöthig hielt ich es, die von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" hie und da vorgenommenen Milderungen und Abschwächungen einzelner Ausdrücke zu vermerken, welche beiläufig nur die Form, niemals den Sinn der Worte berühren. Der Redakteur jenes Journals hat freilich manchen Heine'schen Aufsatz, der mit der Tendenz seines Blattes in Widerspruch stand, zurückgewiesen (so wurden Artikel IX. nebst Zwischennote und die Beilage zu Artikel VI. des vorliegenden Bandes niemals in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckt), aber das Aufgenommene ward dem Publikum so unverfälscht geboten, wie unter den bestehenden Censurverhältnissen irgend möglich war.

Die französische Ausgabe dieses Buches erschien, unter dem Titel: „De la France," zuerst

im Jahr 1833 (Paris, Eugène Renduel). Sie war eingeleitet durch ein „Avertissement de l'éditeur," das, außer einigen biographischen Notizen, die Übersetzung mehrer Stellen aus der Vorrede zu „Kahldorf über den Adel," aus den „Englischen Fragmenten" und dem letzten Band der „Reisebilder" enthielt. Am Schlusse des Buches war Heine's Bericht über die Pariser Gemäldeausstellung vom Jahr 1831 auszugsweise angehängt; dagegen fehlten die Beilage zu Artikel VI., die meisten Tagesberichte und ein Theil der Briefe aus der Normandie. Die von Henri Julia nach dem Tode des Dichters besorgte neue Ausgabe des Buches in den „Oeuvres complètes de Henri Heine" hat mancherlei weitere, zum Theil willkürliche Ausscheidungen erfahren; die Zwischennote zu Artikel IX und zahlreiche andere Stellen sind gestrichen. Die dadurch entstandene Lücke ward durch Aufnahme der an Lewald gerichteten Briefe über das französische Theater ergänzt. — Das Motto: „Vive la France! quand même —" fehlt in der älteren wie in der neuesten französischen Ausgabe.

Die Ergänzungen aus letzterer sind folgende:

S. 18 die noch mit Erstaunen warten — sondern um die Ehre.

S. 25, Zeile 2 geduldsamste.

S. 27, Zeile 13 harmlose.

S. 71, Zeile 4—5 erobernden.

S. 141—142 Die hübsche Dame — aus einem Bilde von Rubens hervorgeschritten.

Französische Zustände.

Das Bürgerkönigthum

im Jahr 1832.

Vive la France! quand même —

Vorrede zur Vorrede.

Wie ich vernehme, ist die Vorrede zu den „Französischen Zuständen" in einer so verstümmelten Gestalt erschienen, daſs mir wohl die Pflicht obliegt, sie in ihrer ursprünglichen Ganzheit herauszugeben. Indem ich nun hier einen besondern Abdruck davon liefere, bitte ich mir keineswegs die Absicht beizumessen, als wollte ich die jetzigen Machthaber in Deutschland ganz besonders reizen oder gar beleidigen. Ich habe vielmehr meine Ausdrücke, so viel es die Wahrheit erlaubte, zu mäßigen gesucht. Ich war deſshalb nicht wenig verwundert, als ich merkte, daſs man jene Vorrede in Deutschland noch immer für zu herbe gehalten. Lieber Gott! was soll Das erst geben, wenn ich mal dem freien Herzen erlaube, in entfesselter Rede sich ganz frei auszusprechen! Und es kann dazu kommen. Die widerwärtigen

Nachrichten, die täglich über den Rhein zu uns herüberseufzen, dürften mich wohl dazu bewegen. Vergebens sucht ihr die Freunde des Vaterlands und ihre Grundsätze in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, indem ihr diese als „französische Revolutionslehren“ und Jene als „französische Partei in Deutschland“ verschreit; denn ihr spekuliert immer auf Alles, was schlecht im deutschen Volke ist, auf Nationalhass, religiösen und politischen Aberglauben, und Dummheit überhaupt. Aber ihr wisst nicht, dass auch Deutschland nicht mehr durch die alten Kniffe getäuscht werden kann, dass sogar die Deutschen gemerkt, wie der Nationalhass nur ein Mittel ist, eine Nation durch die andere zu knechten, und wie es überhaupt in Europa keine Nationen mehr giebt, sondern nur zwei Parteien, wovon die eine, Aristokratie genannt, sich durch Geburt bevorrechtet dünkt und alle Herrlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft usurpiert, während die andere, Demokratie genannt, ihre unveräußerlichen Menschenrechte vindiciert und jedes Geburtsprivilegium abgeschafft haben will, im Namen der Vernunft. Wahrlich, ihr solltet uns die himmlische Partei nennen, nicht die französische; denn jene Erklärung der Menschenrechte, worauf unsere ganze Staatswissenschaft basiert ist, stammt nicht aus Frankreich, wo sie freilich am

glorreichſten proklamiert worden, nicht einmal aus Amerika, woher ſie Lafayette geholt hat, ſondern ſie ſtammt aus dem Himmel, dem ewigen Vaterland der Vernunft.

Wie muſs euch doch das Wort „Vernunft“ fatal ſein! Gewiſs eben ſo fatal wie den Erbfeinden derſelben, den Pfaffen, deren Reich ſie ebenfalls ein Ende macht, und die in der gemeinſchaftlichen Noth ſich mit euch verbündet.

Der Ausdruck „franzöſiſche Partei in Deutſchland“ ſchwebt mir heute vorherrſchend im Sinn, weil er mir dieſen Morgen in dem neueſten Hefte des Edinburgh Review beſonders auffiel. Es war bei Gelegenheit einer Charakteriſtik der Gedichte des Herrn Uhland, des guten Kindes, und der meinigen, des böſen Kindes, das als ein Häuptling „der franzöſiſchen Partei in Deutſchland“ dargeſtellt wird. Wie ich merke, iſt Dergleichen nur ein Echo deutſcher Zeitſchriften, die ich leider hier nicht ſehe. Kann ich ſie aber jetzt nicht beſonders würdigen, geſchieht es ein andermal zum allgemeinen Beſten. Seit zehn Jahren ein beſtändiger Gegenſtand der Tageskritik, die entweder pro oder contra, aber immer mit Leidenſchaft meine Schriften beſprochen, darf man mir wohl eine hinlängliche Indifferenz in Betreff gedruckter Urtheile über mich zutrauen; wenn ich

daher, was ich bisher nie gethan habe, ſolche Beſprechungen jetzt manchmal erwähnen werde, ſo wird man hoffentlich wohl einſehen, daſs nicht die perſönlichen Empfindlichkeiten des Schriftſtellers, ſondern die allgemeinen Intereſſen des Bürgers das Wort hervorrufen. Leider ſind jetzt, wie geſagt, außer den politiſchen Blättern, ſehr wenig deutſche Tageserzeugniſſe in Paris ſichtbar. Ich vermiſſe ſie ungern, in jeder Hinſicht. Wahrlich, in dieſer grandioſen Stadt, wo alle Tage ein Stück Weltgeſchichte tragiert wird, wäre es pikant, ſich manchmal gegenſätzlich mit unſerer heimiſchen Miſère zu beſchäftigen. Ein junger Mann hat mir jüngſt geſchrieben, daſs er voriges Jahr einige Schmähungen gegen mich drucken laſſen, welches ich ihm nicht übel nehmen möchte, da ihn meine antinationale Geſinnung in Leidenſchaft geſetzt, und er im patriotiſchen Zorne ſeiner Worte nicht mächtig war; dieſer junge Mann hätte auch ſo artig ſein ſollen, mir ein Exemplärchen ſeines Opus mitzuſchicken. Er ſcheint zu der böotiſchen Partei in Deutſchland zu gehören, deren Unmuth gegen „die franzöſiſche Partei“ ſehr verzeihlich iſt; ich verzeihe ihm von Herzen. Es wäre mir aber wirklich lieb geweſen, wenn er mir das Opus ſelbſt geſchickt hätte. Da lob' ich mir die ſodomitiſche Partei in Deutſchland, die mir ihre

Schmähartikel immer selbst zuschickt, und manchmal sogar hübsch abgeschrieben, und, was am löblichsten ist, immer postfrei. Diese Leute hätten aber nicht nöthig, so viele Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, damit ihre Anonymität bewahrt bleibe. Trotz der verstellten Schreibweise erkenne ich doch immer die namenlosen Verfasser dieser namenlosen Niederträchtigkeiten, ich kenne diese Leute am Stil — „Cognosco stilum curiae romanae!“ rief der edle Geschichtschreiber des tridentinischen Konciliums, als der feige Dolch des Meuchelmörders ihn von hinten traf.

Außer der sodomitischen und böotischen, ist aber auch die abderitische Partei in Deutschland gegen mich aufgebracht. Es sind da nicht bloß meine französischen Principien, was die Meisten derselben gegen mich anreizt. Da giebt's zuweilen noch edlere Gründe. Z. B. ein Häuptling der abderitischen Partei, der seit vielen Jahren unaufhörlich in Schimpf und Ernst gegen mich loszieht, ist nur ein Champion seiner Gattin, die sich von mir beleidigt glaubt, und mir den Untergang geschworen hat. Solcher Todeshaß schmerzt mich sehr, denn die Dame ist sehr liebenswürdig. Sie hat sehr viele Ähnlichkeit mit der mediceischen Venus, sie ist nämlich ebenfalls sehr alt, hat ebenfalls keine Zähne; ihr Kinn, wenn sie sich rasiert hat, ist eben so glatt wie das Kinn

jener marmornen Göttin; auch geht sie fast eben so nackt wie Diese, und zwar um zu zeigen, daſs ihre Haut nicht ganz gelb sei, sondern hie und da auch einige weiße Flecken habe. Vergebens habe ich dieser liebenswürdigen Dame die versöhnlichsten Artigkeiten gesagt, z. B. daſs ich sie beneide, weil sie sich nur zweimal die Woche zu rasieren braucht, während ich diese Operation alle Tage erdulden muſs, daſs ich sie für die tugendhafteste von allen Frauen halte, die keine Zähne haben, daſs ich ihr Herz zu besitzen wünsche, und zwar in einer goldenen Kapsel — vergebens, hier half keine Begütigung! Die Unversöhnliche hasst mich zu sehr, und wie einst Isabella von Kastilien das Gelübde that, nicht eher ihr Hemd zu wechseln, als bis Granada gefallen sei, so hat jene Dame ebenfalls geschworen, nicht eher ein reines Hemd anzuziehen, als bis ich, ihr Feind, zu Boden liege. Nun setzt sie alle Skribler gegen mich in Bewegung, namentlich ihren armen Gatten, den wahrlich das isabellenfarbige Hemd seiner Ehehälfte nicht wenig inkommodiert, besonders im Sommer, wo die Holde dadurch noch anmuthiger als gewöhnlich duftet — so daſs er manchmal, wie wahnsinnig, aus dem Bette springt, und nach dem Schreibtische stürzt, und mich schnell zu Grunde schreiben will.

Das Brockhausische Konversationsblatt enthält im Sommer weit mehr Schmähartikel gegen mich als im Winter.

Verzeih, lieber Leser, dass diese Zeilen dem Ernste der Zeit nicht ganz angemessen sind. Aber meine Feinde sind gar zu lächerlich! Ich sage Feinde, ich gebe ihnen aus Kourtoisie diesen Titel, obgleich sie meistens nur meine Verleumder sind. Es sind kleine Leute, deren Hass nicht einmal bis an meine Waden reicht. Mit stumpfen Zähnen nagen sie an meinen Stiefeln. Das bellt sich müd da unten.

Misslicher ist es, wenn die Freunde mich verkennen. Das dürfte mich verstimmen, und wirklich, es verstimmt mich. Ich will es aber nicht verhehlen, ich will es selber zur öffentlichen Kunde bringen, dass auch von Seiten der himmlischen Partei mein guter Leumund angegriffen worden. Diese hat jedoch Phantasie, und ihre Insinuationen sind nicht so platt prosaisch wie die der böotischen, sodomitischen und abderitischen Partei. Oder gehörte nicht eine große Phantasie dazu, dass man mich in jüngster Zeit der antiliberalsten Tendenzen bezichtigte und der Sache der Freiheit abtrünnig glaubte? Eine gedruckte Äußerung über diese angeschuldete Abtrünnigkeit fand ich dieser Tage in einem Buche, be-

titelt: „Briefe eines Narren an eine Närrin.“ *) Ob des vielen Guten und Geiſtreichen, das darin enthalten iſt, ob der edlen Geſinnung des Verfaſſers überhaupt, verzeih' ich dieſem gern die mich betreffenden böſen Äußerungen; ich weiß von welcher Himmelsgegend ihm Dergleichen zugeblaſen worden, ich weiß, woher der Wind pfiff. Da giebt es nämlich unter unſeren jakobiniſchen Enragés, die ſeit den Juliustagen ſo laut geworden, einige Nachahmer jener Polemik, die ich während der Reſtaurationsperiode mit feſter Rückſichtsloſigkeit und zugleich mit beſonnener Selbſtſicherung geführt habe. Jene aber haben ihre Sache ſehr ſchlecht gemacht, und ſtatt die perſönlichen Bedrängniſſe, die ihnen daraus entſtanden, nur ihrer eigenen Ungeſchicklichkeit beizumeſſen, fiel ihr Unmuth auf den Schreiber dieſer Blätter, den ſie unbeſchädigt ſahen. Es ging ihnen wie dem Affen, der zugeſehen hatte, wie ſich ein Menſch raſierte. Als Dieſer nun das Zimmer verließ, kam der Affe und nahm das Barbierzeug wieder aus der Schublade hervor, und ſeifte ſich ein und ſchnitt ſich dann die Kehle ab. Ich weiß

*) Von Karl Gutzkow, Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832. Die betreffende Stelle findet ſich auf S. 75 des Buches.

Der Herausgeber.

nicht, in wie weit jene deutschen Jakobiner sich die Kehle abgeschnitten; aber ich sehe, daſs sie stark bluten. Auf mich schelten sie jetzt. Seht, rufen sie, wir haben uns ehrlich eingeseift und bluten für die gute Sache, der Heine meint es aber nicht ehrlich mit dem Barbieren, ihm fehlt der wahre Ernst beim Gebrauche des Messers, er schneidet sich nie, er wischt sich ruhig die Seife ab, und pfeift sorglos dabei, und lacht über die blutigen Wunden der Kehlabschneider, die es ehrlich meinen.

Gebt euch zufrieden; ich habe mich diesmal geschnitten.

Paris, Ende November 1832.

Heinrich Heine.

Vorrede.

„Diejenigen, welche leſen können, werden in dieſem Buche von ſelbſt merken, daſs die größten Gebrechen deſſelben nicht meiner Schuld beigemeſſen werden dürfen, und Diejenigen, welche nicht leſen können, werden gar Nichts merken.“ Mit dieſen einfachen Vernunftſchlüſſen, die der alte Scarron ſeinem komiſchen Romane voranſetzt, kann ich auch dieſe ernſteren Blätter bevorworten.

Ich gebe hier eine Reihe Artikel und Tagesberichte, die ich nach dem Begehr des Augenblicks, in ſtürmiſchen Verhältniſſen aller Art, zu leicht errathbaren Zwecken, unter noch leichter errathbaren Beſchränkungen, für die Augsburger Allgemeine Zeitung geſchrieben habe. Dieſe anonymen, flüchtigen Blätter ſoll ich nun unter meinem Namen als feſtes Buch herausgeben, damit kein Anderer, wie ich be-

droht worden bin, ſie nach eigener Laune zuſammenſtellt und nach Willkür umgeſtaltet, oder gar jene fremden Erzeugniſſe hineinmiſcht, die man mir irrthümlich zuſchreibt.

Ich benutze dieſe Gelegenheit, um aufs beſtimmteſte zu erklären, daſs ich ſeit zwei Jahren in keinem politiſchen Journal Deutſchlands, außer der Allgemeinen Zeitung, eine Zeile drucken laſſen. Letztere, die ihre weltberühmte Autorität ſo ſehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, ſchien mir eben wegen ihres Anſehens und ihres unerhört großen Abſatzes das geeignete Blatt für Berichterſtattungen, die nur das Verſtändnis der Gegenwart beabſichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daſs die große Menge die Gegenwart verſteht, ſo laſſen die Völker ſich nicht mehr von den Lohnſchreibern der Ariſtokratie zu Haſs und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechſelſeitigem Miſstrauen keine ſtehenden Heere von vielen hunderttauſend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Roſſe, und wir erlangen Friede und Wohlſtand und Freiheit. Dieſer Wirkſamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es iſt mein Amt. Der Haſs meiner Feinde darf als Bürgſchaft gelten, daſs ich

dieſes Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Haſſes immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenſchaften, meine beſonnene Ruhe für Lauheit halten möchten. Jetzt freilich, in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, ſo lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muſs. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brot betteln, als daſs ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutſchen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludierenden Übergang zum Servilismus, und die unſere beſte Tugend, den Glauben an die ehrliche Geſinnung des Gegners, für plebejiſche Erbdummheit anſehen. Ich werde mich nie ſchämen, betrogen worden zu ſein von Jenen, die uns ſo ſchöne Hoffnungen ins Herz lächelten: „wie Alles aufs friedlichſte zugeſtanden

werden sollte, wie wir hübsch gemäßigt bleiben müssten, damit die Zugeständnisse nicht erzwungen und dadurch ungedeihlich würden, wie sie wohl selbst einsähen, dass man die Freiheit uns nicht ohne Gefahr länger vorenthalten könne . . ." Ja, wir sind wieder Düpes geworden, und wir müssen eingestehen, dass die Lüge wieder einen großen Triumph erfochten und neue Lorberen eingeerntet. In der That, wir sind die Besiegten, und, seit die heroische Überlistung auch officiell beurkundet worden, seit der Promulgation der deplorabeln Bundestagsbeschlüsse vom 28. Junius, erkrankt uns das Herz in der Brust vor Kummer und Zorn.

Armes, unglückliches Vaterland! welche Schande steht dir bevor, wenn du sie erträgst, diese Schmach! welche Schmerzen, wenn du sie nicht erträgst!

Nie ist ein Volk von seinen Machthabern grausamer verhöhnt worden. Nicht bloß, dass jene Bundestagsordonnanzen voraussetzen, wir ließen uns Alles gefallen — man möchte uns dabei noch einreden, es geschehe uns ja eigentlich gar kein Leid oder Unrecht. Wenn ihr aber auch mit Zuversicht auf knechtische Unterwürfigkeit rechnen durftet, so hattet ihr doch kein Recht, uns für Dummköpfe zu halten. Eine Hand voll Junker, die Nichts gelernt haben als ein bisschen Rosstäuscherei, Volteschlagen, Becher-

ſpiel oder ſonſtige plumpe Schelmenkünſte, womit man höchſtens nur Bauern auf Jahrmärkten übertölpeln kann — Dieſe wähnen damit ein ganzes Volk bethören zu können, und zwar ein Volk, welches das Pulver erfunden hat und die Buchdruckerei und die Kritik der reinen Vernunft. Dieſe unverdiente Beleidigung, daſs ihr uns für noch dümmer gehalten als ihr ſelber ſeid, und euch einbildet, uns täuſchen zu können, Das iſt die ſchlimmere Beleidigung, die ihr uns zugefügt in Gegenwart der umſtehenden Völker, die noch mit Erſtaunen warten, was wir thun werden. Es handelt ſich jetzt nicht mehr, ſagen ſie, um die Freiheit, ſondern um die Ehre.

Ich will nicht die konſtitutionellen deutſchen Fürſten anklagen; ich kenne ihre Nöthen, ich weiß, ſie ſchmachten in den Ketten ihrer kleinen Kamarillen, und ſind nicht zurechnungsfähig. Dann ſind ſie auch durch Zwang aller Art von Öſtreich und Preußen embauchiert worden. Wir wollen ſie nicht ſchmähen, wir wollen ſie bedauern. Früh oder ſpät ernten ſie die bitteren Früchte der böſen Saat. Die Thoren, ſie ſind noch eiferſüchtig auf einander, und während jedes klare Auge einſieht, daſs ſie am Ende von Öſtreich und Preußen mediatiſiert werden, iſt all ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, wie man dem Nachbar ein Stück ſeines

Ländchens abgewinnt. Wahrlich, sie gleichen jenen Dieben, die, während man sie nach der Hängstätte führt, sich noch unter einander die Taschen bestehlen.

Wir können ob der Großthaten des Bundestags nur die beiden absoluten Mächte, Östreich und Preußen, unbedingt anklagen. Wie weit sie gemeinschaftlich unsere Erkenntlichkeit in Anspruch nehmen, kann ich nicht bestimmen. Nur will es mich bedünken, als habe Östreich wieder das Gehässige jener Großthaten auf die Schulter seines weisen Bundesgenossen zu wälzen gewusst.

In der That, wir können gegen Östreich kämpfen, und todeskühn kämpfen, mit dem Schwert in der Hand; aber wir fühlen in tiefster Brust, dass wir nicht berechtigt sind, mit Scheltworten diese Macht zu schmähen. Östreich war immer ein offner, ehrlicher Feind, der nie seinen Ankampf gegen den Liberalismns geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingestellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arndt's Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Hasenheide geturnt, er hat nie pietistisch gefrömmelt, er hat nie mit den Festungsarrestanten geweint, geweint, während er sie an der Kette festhielt; — man wusste immer,

wie man mit ihm dran war, man wusste, dass man sich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete sich vor ihm. Er war immer ein sicherer Mann, der uns weder durch gnädige Blicke täuschte, noch durch Privatmalicen empörte. Man wusste, dass er weder aus Liebe noch aus kleinlichem Hasse, sondern großartig im Geiste eines Systems handelte, welchem Östreich seit drei Jahrhunderten treu geblieben. Es ist dasselbe System, für welches Östreich gegen die Reformation gestritten; es ist dasselbe System, wofür es mit der Revolution in den Kampf getreten. Für dieses System fochten nicht bloß die Männer, sondern auch die Töchter vom Hause Habsburg. Für die Erhaltung dieses Systems hatte Marie Antoinette in den Tuilerien zum kühnsten Kampfe die Waffen ergriffen; für die Erhaltung dieses Systems hatte Marie Luise, die als erklärte Regentin für Mann und Kind streiten sollte, in denselben Tuilerien den Kampf unterlassen und die Waffen niedergelegt. Kaiser Franz hat für die Erhaltung dieses Systems den theuersten Gefühlen entsagt und unsägliches Herzleid erduldet, eben jetzt trägt er Trauer um den geliebten blühenden Enkel, den er jenem Systeme geopfert, dieser neue Kummer hat tief gebeugt das greise Haupt, welches einst die deutsche Kaiserkrone getragen — dieser arme Kaiser

iſt noch immer der wahre Repräſentant des unglücklichen Deutſchlands!

Von Preußen dürfen wir in einem anderen Tone ſprechen. Hier hemmt uns wenigſtens keine Pietät ob der Heiligkeit eines deutſchen Kaiſerhaupts. Mögen immerhin die gelehrten Knechte an der Spree von einem großen Imperator des Boruſſenreichs träumen, und die Hegemonie und Schirmherrlichkeit Preußens proklamieren. Aber bis jetzt iſt es den langen Fingern von Hohenzollern noch nicht gelungen, die Krone Karl's des Großen zu erfaſſen und zu dem Raub ſo vieler polniſcher und ſächſiſcher Kleinodien in den Sack zu ſtecken. Noch hängt die Krone Karl's des Großen viel zu hoch, und ich zweifle ſehr, ob ſie je herabſinkt auf das witzige Haupt jenes goldgeſpornten Prinzen, dem ſeine Barone ſchon jetzt, als dem künftigen Reſtaurator des Ritterthums, ihre Huldigungen darbringen. Ich glaube vielmehr, Se. königliche Hoheit wird, ſtatt eines Nachfolgers Karl's des Großen, nur ein Nachfolger Karl's X. und Karl's von Braunſchweig.

Es iſt wahr, noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünſcht und in ſeinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewuſſt,

und es gab einen preußiſchen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgnis dieſen preußiſchen Adler, und während Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto aufmerkſamer auf ſeine Krallen. Ich traute nicht dieſem Preußen, dieſem langen frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir miſsfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und Sand. Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes Preußen, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüffe unter den Staaten.

Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin ſich Preußen ſo ſchön zu drapieren gewuſſt, und ſelbſt der Blödſichtigſte erblickte die eiſerne Rüſtung des Deſpotismus, die darunter verborgen war. Dieſe heilſame Enttäuſchung verdankt Deutſchland dem Unglück der Polen.

Die Polen! Das Blut zittert mir in den Adern, wenn ich das Wort niederſchreibe, wenn ich daran denke, wie Preußen gegen dieſe edelſten

Kinder des Unglücks gehandelt hat, wie feige, wie gemein, wie meuchlerisch*). Der Geschichtschreiber wird vor innerem Abscheu keine Worte finden können, wenn er etwa erzählen soll, was sich zu Fischau begeben hat; jene unehrlichen Heldenthaten wird vielmehr der Scharfrichter beschreiben müssen — —**) ich höre das rothe Eisen schon zischen auf Preußens magerem Rücken.

Unlängst las ich in der Allgemeinen Zeitung, daſs der Geheime Regierungsrath Friedrich von Raumer, welcher sich unlängst die Renommée eines königlich preußischen Revolutionärs erworben, indem er als Mitglied der Censurkommission gegen deren allzu unterdrückungssüchtige Strenge sich aufgelehnt, jetzt den Auftrag erhalten hat, das Verfahren der preußischen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen. Die Schrift ist vollendet, und der Verfasser hat bereits seine 200 Thaler Preußisch

*) „das Berliner Kabinett — ich will des Volks wegen nicht Preußen sagen — an Polen gehandelt hat.“ schließt dieser Satz in der ursprünglichen Fassung.

Der Herausgeber.

**) „Und Der wird sich schon dazu finden, und ich höre schon das rothe Eisen zischen auf dem mageren Rücken des Berliner Kabinetts!“ schließt dieser Satz in der ursprünglichen Fassung.

Der Herausgeber.

Kourant dafür in Empfang genommen. Indessen, wie ich höre, ist sie nach der Meinung der uckermärk'schen Kamarilla noch immer nicht servil genug geschrieben. — So geringfügig auch dieses kleine Begebnis aussieht, so ist es eben groß genug, den Geist der Gewalthaber und ihrer Untergebenen zu charakterisieren. Ich kenne zufällig den armen Friedrich von Raumer, ich habe ihn zuweilen in seinem blau-grauen Röckchen und grau-blauen Militärmützchen unter den Linden spazieren sehen; ich sah ihn mal auf dem Katheder, als er den Tod Ludwig's XVI. vortrug und dabei einige königlich preußische Amtsthränen vergoß; dann habe ich in einem Damenalmanach seine Geschichte der Hohenstaufen gelesen; ich kenne ebenfalls seine „Briefe aus Paris," worin er der Madame Crelinger und ihrem Gatten über die hiesige Politik und das hiesige Theater seine Ansichten mittheilt. Es ist durchaus ein friedlebiger Mann, der ruhig Queue macht. Von allen mittelmäßigen Schriftstellern ist er noch der beste*), und dabei ist er nicht ganz ohne Salz, und er hat eine gewisse äußere Gelehrsamkeit und gleicht daher einem alten trockenen Hering, der

*) Hier findet sich in der ursprünglichen Fassung noch der Zwischensatz: „er ist gar nicht so ledern, wie er aussieht."
Der Herausgeber.

mit gelehrter Makulatur umwickelt ist. Ich wiederhole, es ist das friedlebigste, geduldsamste Geschöpf, das sich immer ruhig von seinen Vorgesetzten die Säcke aufladen ließ und gehorsam damit zur Amtsmühle trabte, und nur hie und da still stand, wo Musik gemacht wurde. Wie schnöde muss sich nun eine Regierung in ihrer Unterdrückungslust gezeigt haben, wenn sogar ein Friedrich von Raumer die Geduld verlor und rappelköpfisch wurde, und nicht weiter traben wollte, und sogar in menschlicher Sprache zu sprechen begann! Hat er vielleicht den Engel mit dem Schwerte gesehen, der im Wege steht, und den die Bileame von Berlin, die Verblendeten, noch nicht sehen? Ach! sie gaben dem armen Geschöpfe die wohlgemeintesten Tritte und stacheln es mit ihren goldenen Sporen und haben es schon zum dritten Male geschlagen. Das Volk der Borussen aber — und daraus kann man seinen Zustand ermessen — prics seinen Friedrich von Raumer als einen Ajax der Freiheit*).

Dieser königlich preußische Revolutionär wird nun dazu benutzt, eine Apologie des Verfahrens

*) „als einen Ajax, der für die Freiheit kämpft, gleich einem — Löwen. Dieser Löwe, dieses furchtbare Thier der Berliner Regierungsmenagerie, dieser königlich preußische ꝛc.“ hieß es in der ursprünglichen Fassung. Der Herausgeber.

gegen Polen zu schreiben und das Berliner Kabinett in der öffentlichen Meinung wieder ehrlich zu machen.

Dieses Preußen, wie es versteht seine Leute zu gebrauchen! Es weiß sogar von seinen Revolutionären Vortheil zu ziehen. Zu seinen Staatskomödien bedarf es Komparsen von jeder Farbe. Es weiß sogar trikolor gestreifte Zebras zu benutzen. So hat es in den letzten Jahren seine wüthendsten Demagogen dazu gebraucht, überall herum zu predigen, dass ganz Deutschland preußisch werden müsse. Hegel musste die Knechtschaft, das Bestehende, als vernünftig rechtfertigen. Schleiermacher musste gegen die Freiheit protestieren und christliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen. Empörend und verrucht ist diese Benutzung von Philosophen und Theologen, durch deren Einfluss man auf das gemeine Volk wirken will, und die man zwingt, durch Verrath an Vernunft und Gott sich öffentlich zu entehren. Wie manch schöner Name, wie manch hübsches Talent wird da zu Grunde gerichtet für die nichtswürdigsten Zwecke! Wie schön war der Name Arndt's, ehe er auf höheres Geheiß jenes schäbige Büchlein geschrieben, worin er wie ein Hund wedelt und hündisch wie ein wendischer Hund die Sonne des Zulius anbellt. Stägemann, ein Name

besten Klanges, wie tief ist er gesunken, seit er Russenlieder gedichtet! Mag es ihm die Muse verzeihen, die einst mit heiligem Kuss zu besseren Liedern seine Lippen geweiht hat*). Was soll ich von Schleiermacher sagen, dem Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse! Er war einst ein besserer Ritter, und war selbst ein Adler, und gehörte zur ersten Klasse. Aber nicht bloß die Großen, sondern auch die Kleinen werden ruiniert. Da ist der arme Ranke, den die preußische Regierung einige Zeit auf ihre Kosten reisen lassen, ein hübsches Talent, kleine historische Figürchen auszuschnitzeln und pittoresk neben einander zu kleben, eine harmlose gute Seele, gemüthlich wie Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, ein unschuldiger Mensch, den ich, wenn ich mal heirathe, zu meinem Hausfreund wähle, und der gewiss auch liberal — Dieser musste jüngst in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse drucken lassen. Andere Stipendiaten, die ich nicht nennen will, haben Ähnliches thun müssen, und sind doch ganz liberale Leute**).

---

*) Statt der beiden folgenden Sätze heißt es in der ursprünglichen Fassung: „Schleiermacher lebt nur noch als ein Spottbild unserer Verachtung." Der Herausgeber.

**) Dieser Satz fehlt in der ursprünglichen Fassung. Der Herausgeber.

O, ich kenne sie, diese Jesuiten des Nordens! Wer nur jemals aus Noth oder Leichtsinn das Mindeste von ihnen angenommen hat, ist ihnen auf immer verfallen. Wie die Hölle Proserpinen nicht losgiebt, weil sie den Kern eines Granatapfels dort genossen, so geben jene Jesuiten keinen Menschen los, der nur das Mindeste von ihnen genossen hat, und sei es auch nur einen einzigen Kern des goldenen Apfels oder, um prosaisch zu sprechen, einen einzigen Louisd'or; — kaum erlauben sie ihm, wie die Hölle der Proserpine, die eine Hälfte des Jahrs im oberweltlichen Lichte zuzubringen; — in solcher Periode erscheinen diese Leute wie Lichtmenschen, und sie nehmen Platz unter uns anderen Olympiern, und sprechen und schreiben ambrosisch liberal; doch zur gehörigen Zeit findet man sie wieder im höllischen Dunkel, im Reiche des Obskurantismus, und sie schreiben preußische Apologien, Erklärungen gegen den Messager, Censurgesetzentwürfe, oder gar eine Rechtfertigung der Bundestagsbeschlüsse.

Letztere, die Bundestagsbeschlüsse, kann ich nicht unbesprochen lassen. Ich werde ihre amtlichen Vertheidiger nicht zu widerlegen, noch viel weniger, wie vielfach geschehen, ihre Illegalität zu erweisen suchen. Da ich wohl weiß, von welchen Leuten die Urkunde, worauf sich jene Beschlüsse berufen, verfer-

tigt worden ist, so zweifle ich keineswegs, daſs diese Urkunde, nämlich die Wiener Bundesakte, zu jedem despotischen Gelüste die legalsten Befugnisse enthält. Bis jetzt hat man von jenem Meisterwerk der edlen Junkerschaft wenig Gebrauch gemacht, und sein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig sein. Nun es aber ins rechte Tageslicht gestellt wird, dieses Meisterstück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befestigt werden kann, die Fußangeln, die versteckten Halseisen, Daumenschrauben, kurz, nun die ganze künstliche, durchtriebene Arbeit allgemein sichtbar wird: jetzt sieht Jeder, daſs das deutsche Volk, als es für seine Fürsten Gut und Blut geopfert und den versprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen sollte, aufs heillosesste getäuscht worden, daſs man ein freches Gaukelspiel mit uns getrieben, daſs man, statt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtschaft ausgefertigt hat*).

*) Während der folgende Absatz in der ursprünglichen Fassung fehlt, schließt dort obiger Satz mit den Worten: „und daſs die Verfertiger dieser inofficiosen, trügerischen und daher null und nichtigen Urkunde, als treulose Mandatarien, des gemiſsbrauchten Volksvertrauens anklagbar und schuldig sind!“

Der Herausgeber.

Kraft meiner akademiſchen Befugnis als Doktor beider Rechte erkläre ich feierlichſt, daſs eine ſolche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde null und nichtig iſt; kraft meiner Pflicht als Bürger proteſtiere ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeſchlüſſe vom 28. Juni aus dieſer nichtigen Urkunde geſchöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieſer Urkunde meine Anklage, und klage ſie an des gemiſsbrauchten Volksvertrauens, ich klage ſie an der beleidigten Volksmajeſtät, ich klage ſie an des Hochverraths am deutſchen Volke — ich klage ſie an!

Armes Volk der Deutſchen! Damals, während ihr euch ausruhtet von dem Kampfe für eure Fürſten, und die Brüder begrubet, die in dieſem Kampfe gefallen, und euch einander die treuen Wunden verbandet, und lächelnd euer Blut noch rinnen ſaht aus der vollen Bruſt, die ſo voll Freude und Vertrauen war, ſo voll Freude wegen der Rettung der geliebten Fürſten, ſo voll Vertrauen auf die menſchlich heiligen Gefühle der Dankbarkeit — damals, dort unten zu Wien, in den alten Werkſtätten der Ariſtokratie, ſchmiedete man die Bundesakte!

Sonderbar! Eben der Fürſt, der ſeinem Volke am meiſten Dank ſchuldig war, der deſshalb ſeinem

Volke eine repräsentative Verfassung, eine volksthümliche Konstitution, wie andere freie Völker sie besitzen, in jener Zeit der Noth versprochen hat, schwarz auf weiß versprochen und mit den bestimmtesten Worten versprochen hat, dieser Fürst hat jetzt jene anderen deutschen Fürsten, die sich verpflichtet gehalten, ihren Unterthanen eine freie Verfassung zu ertheilen, ebenfalls zu Wortbruch und Treulosigkeit zu verführen gewusst, und er stützt sich jetzt auf die Wiener Bundesakte, um die kaum emporgeblühten deutschen Konstitutionen zu vernichten, — er, welcher, ohne zu erröthen, das Wort „Konstitution" nicht einmal aussprechen dürfte!

Ich rede von Sr. Majestät Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen*).

---

*) Statt obigen Satzes heißt es in der ursprünglichen Fassung: „Ich rede von Sr. Majestät Friedrich Wilhelm, dritten des Namens, König von Preußen, Landesherr am Rhein, dem ich, nebst noch einigen Millionen anderer Rheinländer, im Jahr der Gnade 1815 als Unterthan übergeben worden. Man hat freilich meine Einwilligung dazu nicht gefordert, wie sich wohl gebührte; man vertauschte mich, glaub' ich, gegen einen armen Ostfriesen, den ich nie gesehen habe, der mich in seine ehemaligen königlich preußischen Unterthanengefühle nie eingeweiht hat, und der vielleicht durch jenen Tausch so unglücklich geworden, daß er jetzt als Hannoveraner begraben liegt. Ich jedoch bin wahrhaftig durch jene

Monarchisch gesinnt, wie ich es immer war und auch wohl immer bleibe, widerstrebt es meinen Grundsätzen und Gefühlen, dass ich die Person der Fürsten selber einer allzu harten Rüge unterwürfe. Es liegt vielmehr in meinen Neigungen, sie ob ihrer guten Eigenschaften zu rühmen. Ich rühme daher gern die persönlichen Tugenden des Monarchen, dessen Regierungssystem, oder vielmehr dessen Kabinett ich eben so unumwunden besprochen. Ich bestätige mit Vergnügen, dass Friedrich Wilhelm III. als Mensch die hohe Verehrung und Liebe verdient, die ihm der größte Theil des preußischen Volkes so reich spendet. Er ist gut und tapfer. Er hat sich standhaft im Unglück und, was viel seltener ist, milde im Glücke gezeigt. Er ist von keuschem Herzen, rührend bescheidenem Wesen, bürgerlicher Prunklosigkeit, häuslich guten Sitten, ein zärtlicher Vater, besonders zärtlich für die schöne Zarewna, welcher Zärtlichkeit wir vielleicht die Cholera und ein noch größeres Übel, womit erst unsere Nachkommen kämpfen werden, schönstens verdanken. Außerdem ist der

---

Einpreußung nicht glücklich geworden, und Alles, was ich dabei gewonnen habe, ist das Recht, jenen Monarchen unterthänigst daran zu erinnern, dass er uns, seinem Versprechen gemäß, eine repräsentative Verfassung huldreichst angedeihen lasse." Der Herausgeber.

König von Preußen ein ſehr religiöſer Mann, er hält ſtreng auf Religion, er iſt ein guter Chriſt, er hängt feſt am evangeliſchen Bekenntniſſe, er hat ſelbſt eine Liturgie geſchrieben, er glaubt an die Symbole — ach! ich wollte, er glaubte an Jupiter, den Vater der Götter, der den Meineid rächt, und er gäbe uns endlich die verſprochene Konſtitution.

Oder iſt das Wort eines Königs nicht ſo heilig wie ein Eid?

Von allen Tugenden Friedrich Wilhelm's rühmt man jedoch am meiſten ſeine Gerechtigkeitsliebe. Man erzählt davon die rührendſten Geſchichten. Noch jüngſt hat er 11,227 Thaler 13 gute Groſchen aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um den Rechtsanſprüchen eines Kyritzer Bürgers zu genügen. Man erzählt, der Sohn des Müllers von Sansſouci habe aus Geldnoth die berühmte Windmühle verkaufen wollen, worüber ſein Vater mit Friedrich dem Großen proceſſiert hat. Der jetzige König ließ aber dem benöthigten Mann eine große Geldſumme vorſtrecken, damit die berühmte Windmühle in dem alten Zuſtande ſtehen bleibe, als ein Denkmal preußiſcher Gerechtigkeitsliebe. Das iſt Alles ſehr hübſch und löblich — aber wo bleibt die verſprochene Konſtitution, worauf das preußiſche Volk nach göttlichem und weltlichem Rechte die eigenthümlichſten Anſprüche machen kann? So

lange der König von Preußen dieſe heiligſte „Obligatio“ nicht erfüllt, ſo lange er die wohlverdiente freie Verfaſſung ſeinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und ſehe ich die Windmühle von Sansſouci, ſo denke ich nicht an preußiſche Gerechtigkeitsliebe, ſondern an preußiſchen Wind.

Ich weiß ſehr gut, die literariſchen Lohnlakaien behaupten, der König von Preußen habe jene Konſtitution nur der eignen Laune halber verſprochen, ein Verſprechen, welches ganz unabhängig von den Zeitumſtänden geweſen ſei. Die Thoren! ohne Gemüth, wie ſie ſind, fühlen ſie nicht, daſs die Menſchen, wenn man ihnen vorenthält, was man ihnen von Rechtswegen ſchuldig iſt, weit weniger beleidigt werden, als wenn man ihnen Das verſagt, was man ihnen aus bloßer Liebe verſprochen hat; denn in ſolchem Falle wird auch unſere Eitelkeit gekränkt, indem wir ſehen, daſs wir Demjenigen, der uns aus freiem Willen Etwas verſprach, nicht mehr ſo viel werth ſind.

Oder war es wirklich nur eigne Laune, ganz unabhängig von den Zeitumſtänden, was den König von Preußen einſt bewogen hätte, ſeinem Volke eine freie Konſtitution zu verſprechen? Er hatte alſo auch nicht einmal damals die Abſicht, dankbar zu

ſein? Und er hatte doch ſo viel Grund dazu; denn nie befand ſich ein Fürſt in einer kläglicheren Lage als die, worin der König von Preußen nach der Schlacht bei Jena gerathen war, und woraus ihn ſein Volk gerettet. Standen ihm damals nicht die Tröſtungen der Religion zu Gebote, er muſſte verzweifeln ob der Inſolenz, womit der Kaiſer Napoleon ihn behandelte. Aber, wie geſagt, er fand Troſt im Chriſtenthum, welches wahrlich die beſte Religion iſt nach einer verlorenen Schlacht. Ihn ſtärkte das Beiſpiel ſeines Heilandes; auch er konnte damals ſagen: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt!“ und er vergab ſeinen Feinden, welche mit viermal hunderttauſend Mann ganz Preußen beſetzt hielten*). Wäre Napoleon damals nicht mit weit wichtigeren Dingen beſchäftigt geweſen, als daſs er an Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm III. allzu viel den-

*) Der Anfang des obigen Abſatzes heißt in der urſprünglichen Faſſung: „Ich kann aber jene Vertreter des Wortbruchs durch ein gutes Dokument widerlegen — es iſt das Bulletin der Schlacht bei Jena. Wahrhaftig, traurig genug war der Zuſtand des Königs von Preußen, worin er damals gerathen, und woraus ihn ſein Volk gerettet, dem er zum Dank eine freie Verfaſſung zuſagte. Wie tief herunter gekommen war er damals, als er zu Königsberg privatiſierte und Nichts als Lafontaine'ſche Romane las!“

Der Herausgeber.

ken konnte, er hätte Dieſen gewiſs gänzlich in Ruheſtand geſetzt. Späterhin, als alle Könige von Europa ſich gegen den Napoleon zuſammenrotteten, und der Mann des Volks in dieſer Fürſten-Emeute unterlag und der preußiſche Eſel dem ſterbenden Löwen die letzten Fußtritte gab, da bereute er zu ſpät die Unterlaſſungsſünde. Wenn er in ſeinem hölzernen Käfig zu St. Helena auf und ab ging und es ihm in den Sinn kam, daſs er den Papſt kajoliert und vergeſſen hatte, Preußen zu zertreten, dann knirſchte er mit den Zähnen, und wenn ihm dann eine Ratte in den Weg lief, dann zertrat er die arme Ratte.

Napoleon iſt jetzt todt und liegt wohlverſchloſſen in ſeinem bleiernen Sarg unter dem Sand von Longwood, auf der Inſel St. Helena. Rund herum iſt Meer. Den braucht ihr alſo nicht mehr zu fürchten. Auch die letzten drei Götter, die noch im Himmel übrig geblieben, den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt, braucht ihr nicht zu fürchten; denn ihr ſteht gut mit ihrer heiligen Dienerſchaft. Ihr braucht euch nicht zu fürchten, denn ihr ſeid mächtig und weiſe. Ihr habt Gold und Flinten, und was feil iſt, könnt ihr kaufen, und was ſterblich iſt, könnt ihr tödten. Eurer Weisheit kann man

eben ſo wenig widerſtehen. Jeder von euch iſt ein Salomo, und es iſt Schade, daſs die Königin von Saba, die ſchöne Frau, nicht mehr lebt — ihr hättet ſie bis aufs Hemd enträthſelt. Dann habt ihr auch eiſerne Töpfe, worin ihr Diejenigen einſperren könnt, die euch Etwas zu rathen aufgeben, wovon ihr Nichts wiſſen wollt, und ihr könnt ſie verſiegeln und ins Meer der Vergeſſenheit verſenken — Alles wie König Salomo. Gleich Dieſem, verſteht ihr auch die Sprache der Vögel. Ihr wiſſt Alles, was im Lande gezwitſchert und gepfiffen wird, und miſsfällt euch der Geſang eines Vogels, ſo habt ihr eine große Schere, womit ihr ihm den Schnabel zurecht ſchneidet, und, wie ich höre, wollt ihr euch eine noch größere Schere anſchaffen für Die, welche über zwanzig Bogen ſingen. Dabei habt ihr die klügſten Vögel in eurem Dienſte, alle Edelfalken, alle Raben, nämlich die ſchwarzen, alle Pfauen, alle Eulen. Auch lebt noch der alte Simurgh, und er iſt euer Großvezier, und er iſt der geſcheiteſte Vogel der Welt. Er will das Reich wieder ganz ſo herſtellen, wie es unter den präadamitiſchen Sultanen beſtanden, und er legt deſshalb unermüdlich Eier, Tag und Nacht, und in Frankfurt werden ſie ausgebrütet. Hut-Hut, der accreditierte Wiedehopf, läuft unterdeſſen über den

märkiſchen Sand, mit den pfiffigſten Depeſchen im Schnabel*). Ihr braucht euch nicht zu fürchten.

Nur vor Eins möchte ich euch warnen, nämlich vor dem Moniteur von 1793. Das iſt ein Höllenzwang, den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten, Worte, womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte, womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte, die eure ganze Macht zerſchneiden, wie das Fallbeil einen Königshals.

Ich will euch die Wahrheit geſtehen. Es giebt Leute, die Muth genug beſitzen, jene Worte auszuſprechen, und die ſich nicht gefürchtet hätten vor den grauenhafteſten Geiſtererſcheinungen; aber ſie wuſſten eben nicht das rechte Wort im Buche zu finden, und hätten es auch mit ihren dicken Lippen nicht ausſprechen können; ſie ſind keine Hexenmeiſter. Andere, die, vertraut mit der geheimnisvollen Wünſchelruthe, das rechte Wort wohl aufzufinden wüſſten und auch mit zauberkundiger Zunge es auszuſprechen vermöchten, Dieſe waren zagen Herzens und

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

fürchteten sich vor den Geistern, die sie beschwören sollten; — denn ach! wir wissen nicht das Sprüchlein, womit man die Geister wieder zähmt, wenn der Spuk allzu toll wird; wir wissen nicht, wie man die begeisterten Besenstiele wieder in ihre hölzerne Ruhe zurückbannt, wenn sie mit allzu viel rothem Wasser das Haus überschwemmen; wir wissen nicht, wie man das Feuer wieder bespricht, wenn es allzu rasend umherleckt; wir fürchteten uns.

Verlasst euch aber nicht auf Ohnmacht und Furcht von unserer Seite. Der verhüllte Mann der Zeit, der eben so kühnen Herzens wie kundiger Zunge ist, und der das große Beschwörungswort weiß und es auch auszusprechen vermag, er steht vielleicht schon in eurer Nähe. Vielleicht ist er in knechtischer Livree oder gar in Harlekinstracht vermummt, und ihr ahnet nicht, dass es euer Verderber ist, welcher euch unterthänig die Stiefel auszieht oder durch seine Schnurren euer Zwergfell erschüttert. Graut euch nicht manchmal, wenn euch die servilen Gestalten mit fast ironischer Demuth umwedeln, und euch plötzlich in den Sinn kommt: Das ist vielleicht eine List; dieser Elende*), der

*) „dieser obskure Jarke," heißt es in der ursprünglichen Fassung. Der Satz endet daselbst mit den Worten:

ſich ſo blödſinnig abſolutiſtiſch, ſo viehiſch gehorſam gebärdet. Der iſt vielleicht ein geheimer Brutus? Habt ihr nicht Nachts zuweilen Träume, die euch vor den kleinſten, windigſten Würmern warnen, die ihr des Tags zufällig kriechen geſehen*)? Ängſtigt euch nicht! Ich ſcherze nur, ihr ſeid ganz ſicher. Unſere dummen Teufel von Servilen verſtellen ſich durchaus nicht. Sogar der Jarke iſt nicht gefährlich. Seid auch außer Sorge in Betreff der kleinen Nar-

---

„ein geheimer Brutus, der ſich verſtellt, und dem Königthum ein Ende machen will?“ Der Herausgeber.

*) Statt mit den oben nachfolgenden Zeilen, ſchließt dieſer Abſatz in der urſprünglichen Faſſung: „Iſt es wahr, was man in Sachſen erzählt, daß dem Könige mal geträumt habe, er ſtände vor Whitehall und ſähe, wie Karl Stuart gekröpft wurde; da ſei dem verlarvten Henker plötzlich die Maſke abgefallen, und der König erkannte mit Entſetzen das Geſicht des Leipziger Cenſors, eines alten Schuften, Namens Daniel Beck? — Fürchtet jedoch nicht dieſe Würmer! Der römiſch apoſtoliſch katholiſche Prediger des Abſolutismus, Herr Jarke, ſpielt die Rolle eines Brutus nur zur Hälfte, nämlich bis vor dem Tod der Lukretia, und der zitternde alte Schuft von Leipzig mit ſeiner Richtſchere hat nur den Muth, einem Gedanken den Kopf abzuſchneiden. Wenn es der Knecht nicht iſt, iſt es etwa der Narr?

„Es giebt einen großen, großen Narren, und Der heißt: das deutſche Volk. Seine buntſcheckige ꝛc.“

Der Herausgeber.

ren, die euch zuweilen mit bedenklichen Späßen umgaukeln. Der große Narr ſchützt euch vor den kleinen. Der große Narr iſt ein ſehr großer Narr, rieſengroß, und er nennt ſich deutſches Volk.

O, Das iſt ein ſehr großer Narr! Seine buntſcheckige Jacke beſteht aus ſechsunddreißig Flicken. An ſeiner Kappe hängen, ſtatt der Schellen, lauter zentnerſchwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritſche von Eiſen. Seine Bruſt aber iſt voll Schmerzen. Nur will er an dieſe Schmerzen nicht denken, und er reißt deſshalb um ſo luſtigere Poſſen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm ſeine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann ſchüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt ſich ſelber mit dem chriſtlich frommen Glockengeläute ſeiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über ſeine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth, dann wird er rein wüthend und ſchlägt nach ihm mit der eiſernen Pritſche. Er iſt überhaupt wüthend gegen Jeden, der es gut mit ihm meint*). Er iſt der ſchlimmſte Feind ſeiner

*) Statt dieſes Satzes heißt es in der urſprünglichen Faſſung: „Ich ſelbſt beging mal jene Thorheit, und ſprang ich nicht ſchnell über den Rhein, der Narr hätte mir mit ſeiner Pritſche das Haupt zerſchlagen.“ Der Herausgeber.

Freunde, und der beste Freund seiner Feinde*). O! der große Narr wird euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit seinen Riesenspäßchen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen seine alten Kunststücke machen und unzählige Lasten auf der Nase balancieren und viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche herumtrampeln lassen. Aber habt ihr gar keine Furcht, daſs dem Narren mal all' die Lasten zu schwer werden, und daſs er eure Soldaten von sich abschüttelt, und euch selber, aus Überspaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, so daſs euer Hirn bis an die Sterne spritzt**)?

*) Hier finden sich in der ursprünglichen Fassung noch folgende Sätze: „Dennoch bin ich dem armen Narren nicht gram, ich liebe ihn und beweine ihn aus der sicheren Ferne. Ihr, die der Narr als seine gnädige Herren betrachtet, ihr braucht ihn nicht zu fürchten, so lang er in seiner Art vernünftig bleibt." Der Herausgeber.

**) Der Schluſs dieser Vorrede lautet in der ursprünglichen Fassung: „Habt ihr nicht wenigstens Furcht, daſs er mal in seinem humoristischen Geschwätze, aus eitel Narrethei, das furchtbare, gewaltige Beschwörungswort ausspricht, und so unversehens die große Umwandlung beginnt, und er selber plötzlich, der Narr, selbst entzaubert, in seiner urschönen blonden Heldengestalt, mit seinen großen blauen Augen, vor euch steht, statt der bunten Jacke den Purpur um die Schulter, in der Hand, statt der Pritsche, das souveräne Schwert!

Fürchtet euch nicht, ich ſcherze nur. Der große Narr bleibt euch unterthänigſt gehorſam, und wollen euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große ſchlägt ſie todt.

Geſchrieben zu Paris, den 18. Oktober 1832.

Heinrich Heine.

„Ihr braucht euch nicht zu fürchten; der große Narr wird das Wort nicht ausſprechen. Und was die kleinen Narren betrifft, ſo braucht ihr nur zu winken, und der große ſchlägt ſie todt.“

Der Herausgeber.

I.

Paris, den 28. December 1831.

Die erblichen Pairs haben jetzt ihre last speeches gehalten, und waren geſcheit genug, ſich ſelber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieſer Bewegungsgrund iſt ihnen von Caſimir Perier ganz beſonders ans Herz gelegt worden. Von ſolcher Seite iſt alſo kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zuſtand des niedern Volks von Paris iſt indeſſen, wie man ſagt, ſo troſtlos, daſs bei dem geringſten Anlaſſe, der von außen her gegeben würde, eine mehr als ſonſt bedrohliche Emeute ſtattfinden kann. Ich glaube aber dennoch nicht, daſs wir ſolchen Ausbrüchen ſo nahe ſind, wie man in dieſem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos —

im Gegentheil, die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geschah Dies zur Zeit der Lyoner Unruhen, und was die Gegenparteien betrifft, so sind sie hinreichend erbittert und dürften obendrein bei Tausenden, die vor Elend sterben, die tollkühnste Unterstützung finden — aber es ist jetzt kaltes, neblichtes Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet," sagte Pethion, nachdem er das Fenster geöffnet und wieder ruhig geschlossen, während seine Freunde, die Girondisten, von dem Volke, welches die Bergpartei verhetzte, einen Überfall erwarteten. Man erzählt diese Anekdote in den Revolutionsgeschichten, um Pethion's Phlegma zu zeigen. Aber seit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariser Volksaufstände studiert, sehe ich ein, wie sehr man jene Worte missverstand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenschein, ein angenehm warmer Tag, und daher geriethen sie im Junius, Juli und August immer am besten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariser fürchten Nichts mehr als den Regen, und dieser verscheucht die Hunderttausende von Männern, Weibern und Kindern, die meistens geputzt und lachend nach den Wahlstätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf

die Luft nicht neblicht sein, sonst kann man ja die großen Plakate, die das Gouvernement an die Straßenecken anschlägt, nicht lesen; und doch muss diese Lektüre dazu dienen, die Menschenmassen nach bestimmten Orten zusammenzuziehen, wo sie sich am besten drängen, stoßen und tumultuarisch aufregen können. Guizot, ein fast deutscher Pedant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf solchen Plakaten auch all sein philosophisch-historisches Wissen auskramen wollen, und man versichert, eben weil die Volkshaufen mit dieser Lektüre nicht so leicht fertig werden konnten, und sich daher an den Straßenecken um so drängender vermehrten, sei die Emeute so bedenklich geworden, dass der arme Doktrinär, ein Opfer seiner eigenen Gelehrsamkeit, sein Amt niederlegen musste*). Was aber vielleicht die Hauptsache ist, bei kaltem Wetter können im Palais-royal keine Zeitungen gelesen werden und doch ist es hier, wo unter den hübschen Bäumen sich die eifrigsten Politiker versammeln, die Blätter vorlesen, in wüthenden Gruppen debattieren, und ihre Inspirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat sich jetzt gezeigt, wie sehr man dem vorigen Orleans, dem Philipp Egalité, Unrecht

*) Dieser Satz fehlt in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

im Gegentheil, die Regierung bekundet ihre Schwäche bei jeder Gelegenheit; namentlich geſchah Dies zur Zeit der Lyoner Unruhen, und was die Gegenparteien betrifft, ſo ſind ſie hinreichend erbittert und dürften obendrein bei Tauſenden, die vor Elend ſterben, die tollkühnſte Unterſtützung finden — aber es iſt jetzt kaltes, neblichtes Winterwetter.

„Sie werden heute Abend nicht kommen, denn es regnet," ſagte Pethion, nachdem er das Fenſter geöffnet und wieder ruhig geſchloſſen, während ſeine Freunde, die Girondiſten, von dem Volke, welches die Bergpartei verhetzte, einen Überfall erwarteten. Man erzählt dieſe Anekdote in den Revolutionsgeſchichten, um Pethion's Phlegma zu zeigen. Aber ſeit ich mit eigenen Augen die Natur der Pariſer Volksaufſtände ſtudiert, ſehe ich ein, wie ſehr man jene Worte miſsverſtand. Zu guten Emeuten gehört wirklich gutes Wetter, behaglicher Sonnenſchein, ein angenehm warmer Tag, und daher geriethen ſie im Junius, Juli und Auguſt immer am beſten. Es darf dann auch nicht regnen, denn die Pariſer fürchten Nichts mehr als den Regen, und dieſer verſcheucht die Hunderttauſende von Männern, Weibern und Kindern, die meiſtens geputzt und lachend nach den Wahlſtätten ziehen und durch ihre Anzahl den Muth der Agitatoren heben. Auch darf

die Luft nicht neblicht sein, sonst kann man ja die großen Plakate, die das Gouvernement an die Straßenecken anschlägt, nicht lesen; und doch muss diese Lektüre dazu dienen, die Menschenmassen nach bestimmten Orten zusammenzuziehen, wo sie sich am besten drängen, stoßen und tumultuarisch aufregen können. Guizot, ein fast deutscher Pedant, hat, als er Konrektor von Frankreich war, auf solchen Plakaten auch all sein philosophisch-historisches Wissen auskramen wollen, und man versichert, eben weil die Volkshaufen mit dieser Lektüre nicht so leicht fertig werden konnten, und sich daher an den Straßenecken um so drängender vermehrten, sei die Emeute so bedenklich geworden, dass der arme Doktrinär, ein Opfer seiner eigenen Gelehrsamkeit, sein Amt niederlegen musste*). Was aber vielleicht die Hauptsache ist, bei kaltem Wetter können im Palais-royal keine Zeitungen gelesen werden und doch ist es hier, wo unter den hübschen Bäumen sich die eifrigsten Politiker versammeln, die Blätter vorlesen, in wüthenden Gruppen debattieren, und ihre Inspirationen nach allen Richtungen verbreiten.

Es hat sich jetzt gezeigt, wie sehr man dem vorigen Orleans, dem Philipp Egalité, Unrecht

*) Dieser Satz fehlt in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

that, als man ihn der Oberleitung der meiſten Volksaufſtände beſchuldigte, weil man damals entdeckt hatte, daſs das Palais-royal, wo er wohnte, der Mittelpunkt derſelben ſei. In dieſem Jahre zeigte ſich das Palais-royal noch immer als ein ſolcher Mittelpunkt: es war noch immer der Verſammlungsort aller unruhigen Köpfe; es war noch immer das Hauptquartier der Unzufriedenen, und doch hatte ſein jetziger Eigenthümer dergleichen Volk gewiſs nicht berufen und beſoldet. Der Geiſt der Revolution wollte das Palais-royal nicht verlaſſen, obgleich ſein Eigenthümer König geworden, und Dieſer war deſshalb gezwungen, ſeine alte Wohnung aufzugeben. Man ſprach von beſonderen Beſorgniſſen, die jene Wohnungsveränderung veranlaſſt hätten, namentlich ſprach man von der Furcht vor einer franzöſiſchen Pulververſchwörung. Freilich, da von einem Theile des Pallaſtes, den oben der König bewohnte, das Rez de Chaussée für Boutiken vermiethet iſt, ſo wäre es leicht geweſen, die Pulverfäſſer dorthin zu bringen, und Se. Majeſtät mit aller Bequemlichkeit in die Luft zu ſprengen. Andere meinten, es ſei nicht anſtändig geweſen, daſs Ludwig Philipp oben regierte, während unten Herr Chevet ſeine Würſte verkaufe. Letzteres iſt aber doch ein eben ſo honettes Geſchäft, und ein Bürgerkönig

hätte darum juſt nicht auszuziehen gebraucht, zumal Ludwig Philipp, der ſich noch voriges Jahr über alles feudaliſtiſche und cäſarthümliche Herkommen und Koſtümweſen mokiert, und gegen einige junge Republikaner geäußert hatte, „die goldene Krone ſei zu kalt im Winter und zu heiß im Sommer, ein Scepter ſei zu ſtumpf, um es als Waffe, und zu kurz, um es als Stütze zu gebrauchen, und ein runder Filzhut und ein guter Regenſchirm ſei in jetziger Zeit viel nützlicher.“

Ich weiß nicht, ob Ludwig Philipp ſich dieſer Äußerungen noch zu beſinnen weiß, denn es iſt ſchon lange her, ſeit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenſchirm durch die Straßen von Paris wanderte, und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, ſchlichten Hausvaters ſpielte, [ein wahrer Jeſuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjeſuit.] Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man ſagt, einen beſondern ſchmutzigen Handſchuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandſchuh vertauſchte, wenn er in ſeine höhere Region, zu ſeinen alten Edelleuten, Bankierminiſtern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufſtieg. Als ich ihn das letzte Mal ſah, wandelte er auf und nieder zwiſchen den goldenen Thürmchen,

Marmorvasen und Blumen auf dem Dache der Galerie Orleans. Er trug einen schwarzen Rock, und auf seinem breiten Gesichte spazierte*) eine Sorglosigkeit, worüber wir fast ein Grauen empfinden, wenn wir die schwindelnde Stellung des Mannes bedenken. Man sagt jedoch, sein Gemüth sei gar nicht so sorglos wie sein Gesicht**).

Es ist gewiss tadelnswerth, dass man das [arme] Gesicht des Königs zum Gegenstande der meisten Witzeleien erwählt, und dass er in allen Karikaturläden als Zielscheibe des Spottes ausgehängt ist. Wollen die Gerichte diesem Frevel Einhalt thun,

*) „jene für Freund und Feind beleidigende Sorglosigkeit, die auch seinen Vater bis zu dessen Hinrichtung nie verlassen hat." schließt dieser Satz in der Augsb. Allg. Zeitung.
Der Herausgeber.

**) Der nachfolgende Absatz fehlt in den französischen Ausgaben, und die Weglassung der Stelle ist dort, wie überall, durch Punkte angedeutet. Eine Note Heine's in der ersten französischen Ausgabe dieses Buches besagt: „Es ist hier eine Mittheilung unterdrückt worden, die für den deutschen Leser recht interessant sein mochte, nicht aber für die Franzosen, denen die Birne (es war hier von dem Process über dieselbe die Rede) ein langweilig abgedroschenes Thema geworden ist. Alle Punkte, die man fernerhin antreffen wird, bezeichnen nur die Weglassung ähnlicher Stellen."
Der Herausgeber.

dann wird gewöhnlich das Übel noch vermehrt. So sahen wir jüngst, wie aus einem Processe der Art sich ein anderer entspann, wobei der König nur noch desto mehr kompromittiert wurde. Nämlich Philippon, der Herausgeber eines Karikaturjournals, vertheidigte sich folgendermaßen: „Wolle man in irgend einer Karikaturfratze eine Ähnlichkeit mit dem Gesichte des Königs finden, so fände man diese auch, sobald man nur wolle, in jedem beliebigen, noch so heterogenen Bildnisse, so dass am Ende Niemand vor einer Anklage beleidigter Majestät sichergestellt sei.“ Um den Vordersatz zu beweisen, zeichnete er auf ein Stück Papier mehrere Karikaturengesichter, wovon das erste dem Könige frappant glich, das zweite aber dem ersten glich, ohne dass jene königliche Ähnlichkeit allzu bemerkbar blieb, in solcher Weise glich wieder das dritte dem zweiten, und das vierte dem dritten Gesicht, dergestalt aber, dass jenes vierte Gesicht ganz wie eine Birne aussah, und dennoch eine leise, jedoch desto spaßhaftere Ähnlichkeit mit den Zügen des geliebten Monarchen darbot. Da nun Philippon trotzdem von der Jury verurtheilt wurde, druckte er in seinem Journale seine Vertheidigungsrede, und zu den Beweisstücken gab er lithographiert das Blatt mit den vier Karikaturgesichtern. Wegen dieser Lithographie, die unter dem

Namen „die Birne“ bekannt ist, wurde der geistreiche Künstler nun wieder verklagt, und die ergötzlichsten Verwicklungen erwartet man von diesem Processe. [Mehr aber als durch Karikaturen und Karikaturprocesse wird der König jetzt durch den famosen Erbschaftsproceſs, den die Familie Rohan wegen der Bourbon-Condé'schen Verlassenschaft anhängig gemacht, aufs schmerzlichste kompromittiert. Dieser Gegenstand ist so entsetzlich, daſs selbst die heftigsten Oppositionsjournale sich scheuen, ihn in seiner ganzen grauenhaften Wahrheit zu besprechen. Das Publikum wird davon aufs peinlichste afficiert, die leise, verstohlene Art, wie man in den Salons darüber flüstert, ist beängstigend, und das Schweigen Derjenigen, die sonst immer das königliche Haus vertreten, ist noch bedenklicher als das laute Verdammnisurtheil der Menge. Es ist die Halsbandgeschichte der jüngeren Linie, nur daſs hier statt Hofgalanterie und Falsum etwas noch Gemeineres, nämlich Erbschleicherei und (von einer Theilnehmerin verübter) Meuchelmord in Rede stehn. Der Name Rohan, der auch hier zum Vorschein kommt, erinnert leider zu sehr an die alten Geschichten. Es ist, als hörte man die Schlangen der Eumeniden ziſchen, und als wollten die strengen Göttinnen keinen Unterschied machen zwischen der ältern und jüngern Linie

des verfehmten Geſchlechts. Es wäre aber ungerecht, wenn die Menſchen dieſen Unterſchied nicht anerkennten.]

Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiſs nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, [den angebornen Neigungen ſeiner Geburtsgenoſſen nachzugeben und] ſein eigenſtes Lebensprincip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch Dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daſs eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daſs ſeine Regierung durch das Princip der Volksſouveränetät entſtanden iſt, und in trübſeligſter Verblendung möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode, zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daſs jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen, [ihn faſt noch mehr verachten als ſie ihn haſſen,] und unter allen Geſtalten ihn befehden. Dieſe Fehde iſt jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen die vorige Regierung, welche dem Volke Nichts verdankte, und ſich ihm gleich Anfangs offen feindlich entgegen-

I.

Paris, den 28. December 1831.

Die erblichen Pairs haben jetzt ihre last speeches gehalten, und waren geſcheit genug, ſich ſelber für todt zu erklären, um nicht vom Volke umgebracht zu werden. Dieſer Bewegungsgrund iſt ihnen von Caſimir Perier ganz beſonders ans Herz gelegt worden. Von ſolcher Seite iſt alſo kein Vorwand zu Emeuten mehr vorhanden. Der Zuſtand des niedern Volks von Paris iſt indeſſen, wie man ſagt, ſo troſtlos, daſs bei dem geringſten Anlaſſe, der von außen her gegeben würde, eine mehr als ſonſt bedrohliche Emeute ſtattfinden kann. Ich glaube aber dennoch nicht, daſs wir ſolchen Ausbrüchen ſo nahe ſind, wie man in dieſem Augenblicke behauptet. Nicht als ob ich die Regierung für gar zu mächtig hielte, oder die Gegenparteien für gar zu kraftlos —

heiten, die ſich bei ſeinen Außenwerken offenbaren. Ich rede von den famöſen fossés des Tuileries. Dieſe waren lange Zeit ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſowohl in Salons als in Karrefours, und noch immer liegen ſie im Bereiche der bitterſten und feindſeligſten Beſprechung. Als noch vor der Gartenfaçade der Tuilerien die hohen Bretterwände ſtanden, die den Augen des Publikums jene Arbeiten verhüllten, hörte man darüber die abſurdeſten Hypotheſen. Die Meiſten meinten, der König wolle das Schloſs befeſtigen, und zwar von der Gartenſeite, wo einſt am 10. Auguſt das Volk ſo leicht eindringen konnte. Es hieß ſogar, der Pont-royal würde deſshalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um ſich ſelbſt die Ausſicht nach der Place de la Concorde zu verdecken; dieſes geſchehe jedoch nicht aus kindiſcher Furcht, ſondern aus Zartgefühl; denn ſein Vater ſtarb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Hinrichtungsplatz für die ältere Linie*). Indeſſen, wie dem armen Ludwig Philipp ſo oft Unrecht geſchieht, ſo auch hier. Als man jene myſtiſchen Bretterwände vor

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

dem Schloſſe wieder niederriſs, ſah man weder Befeſtigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Baſtionen, ſondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nämlich, baufüchtig wie er iſt, den Einfall gehabt, vor dem Schloſſe einen kleinen Garten für ſich und ſeine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuſcheiden, dieſe Abſcheidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drahtgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgeſtochenen Beeten ſtanden ſchon Blumen, eben ſo unſchuldig wie jene Gartenidee des Königs ſelbſt.

Caſimir Perier ſoll aber über dieſe unſchuldige Idee, die ohne ſein Vorwiſſen ausgeführt worden, ſehr ärgerlich geweſen ſein. Denn jedenfalls veranlaſſt ſie den gerechten Unmuth des Publikums über die Verunſtaltung des ganzen Gartens, eines Meiſterſtücks von Le Nôtre, das eben durch ſein großartiges Enſemble ſo ſehr imponiert. Es iſt gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'ſchen Tragödie ausſcheiden. Engliſche Gärten und romantiſche Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft ſogar mit Vortheil, verkürzen; Racine's poetiſche Gärten aber mit ihren ſublim langweiligen Einheiten, pathetiſchen Marmorgeſtalten, gemeſſenen Abgängen und ſonſtig ſtrengem Zuſchnitt, eben ſo

wenig wie Le Nôtre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuilerien-Expoſition ſo großartig beginnt, und mit der erhabenen Terraſſe, wo man die Kataſtrophe des Concordeplatzes ſchaut, ſo großartig endigt, kann man nicht im mindeſten verändern, ohne ihre Symmetrie, und alſo ihre eigentliche Schönheit, zu zerſtören. Außerdem iſt jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe dem König ſchädlich. Erſtens kommt er dadurch um ſo öfter ins Gerede, was ihm doch jetzt nicht ſonderlich nützlich iſt; zweitens verſammelt ſich dadurch in ſeiner perſönlichen Nähe beſtändig viel Gaffervolk, das allerlei bedenkliche Gloſſen macht, das vielleicht ſeinen Hunger durch Schauluſt zu vergeſſen ſucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter ſcharfe Bemerkungen und rothe Witzeleien, die an die neunziger Jahre erinnern. An der einen Eingangsſeite des neuen Gartens ſteht ein metallener Abguſs des Meſſerſchleifers, deſſen Original in der Tribune zu Florenz zu ſehen iſt, und über deſſen Bedeutungen verſchiedene Meinungen herrſchen. Hier aber, im Tuileriengarten, hörte ich über den Sinn dieſes Bildes einige moderne Auslegungen, worüber manche Antiquare mitleidig lächeln und manche Ariſtokraten heimlich erzittern würden.

Gewiſs, dieſer Gartenbau iſt eine koloſſale Thorheit und giebt den König den gehäſſigſten Anſchuldigungen preis. Man kann ihn ſogar als eine ſymboliſche Handlung interpretieren. Ludwig Philipp zieht einen Graben zwiſchen ſich und dem Volke, er trennt ſich von demſelben auch ſichtbar. Oder hat er das Weſen des konſtitutionellen Königthums ſo kleinmüthig aufgefaſſt und ſo kurzſinnig begriffen, daſs er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlaſſe, ſo dürfe er den kleinern Theil deſto ausſchließlicher als Privatgärtchen beſitzen? Nein, das abſolute Königthum mit ſeinem großartig egoiſtiſchen Ludwig XIV., der ſtatt des L'état c'est moi, auch ſagen konnte Les tuileries c'est moi, erſchiene alsdann viel herrlicher als die konſtitutionelle Volksſouveränetät mit ihrem Ludwig Philipp I., der angſtvoll ſein Privatgärtchen abgrenzt und ein kümmerliches Chacun chez soi in Anſpruch nimmt. Man ſagt, daſs der ganze Bau im Frühjahre vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch ſo wenig ausgebaut und noch ſo kalkfriſch iſt, etwas fertiger ausſehen. Seine gegenwärtige Erſcheinung iſt im höchſten Grade unwohnlich. In der That, wenn man jetzt die Tuilerien von der Gartenſeite betrachtet, und all jenes Graben und Umgraben, das Verſetzen der Statuen,

das Pflanzen der laubloſen Bäume, den alten Steinſchutt, die neuen Baumaterialien, und all' die Reparaturen ſieht, wobei ſo viel gehämmert, geſchrien, gelacht und getobt wird, dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums ſelbſt vor Augen zu haben.

II.

Paris, den 19. Januar 1832.

Der „Temps“ bemerkt heute, daſs die „Allgemeine Zeitung“ jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeien, und daſs die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Äußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe. Der „Temps“ iſt doch die geſcheiteſte Zeitſchrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er ſeine Zwecke viel ſchneller als Andere mit ihrer lauteſten Polemik. Sein ſchlauer Wink iſt hinreichend verſtanden worden, und ich weiß wenigſtens einen liberalen Schriftſteller, der es jetzt ſeiner Ehre nicht angemeſſen hält, unter Cenſurerlaubnis gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen abſoluten König nicht geſtatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen,

Namen „die Birne“ bekannt iſt, wurde der geiſtreiche Künſtler nun wieder verklagt, und die ergötzlichſten Verwicklungen erwartet man von dieſem Proceſſe. [Mehr aber als durch Karikaturen und Karikaturproceſſe wird der König jetzt durch den famoſen Erbſchaftsproceſs, den die Familie Rohan wegen der Bourbon-Condé'ſchen Verlaſſenſchaft anhängig gemacht, aufs ſchmerzlichſte kompromittiert. Dieſer Gegenſtand iſt ſo entſetzlich, daſs ſelbſt die heftigſten Oppoſitionsjournale ſich ſcheuen, ihn in ſeiner ganzen grauenhaften Wahrheit zu beſprechen. Das Publikum wird davon aufs peinlichſte afficiert, die leiſe, verſtohlene Art, wie man in den Salons darüber flüſtert, iſt beängſtigend, und das Schweigen Derjenigen, die ſonſt immer das königliche Haus vertreten, iſt noch bedenklicher als das laute Verdammnisurtheil der Menge. Es iſt die Halsbandgeſchichte der jüngeren Linie, nur daſs hier ſtatt Hofgalanterie und Falſum etwas noch Gemeineres, nämlich Erbſchleicherei und (von einer Theilnehmerin verübter) Meuchelmord in Rede ſtehn. Der Name Rohan, der auch hier zum Vorſchein kommt, erinnert leider zu ſehr an die alten Geſchichten. Es iſt, als hörte man die Schlangen der Eumeniden ziſchen, und als wollten die ſtrengen Göttinnen keinen Unterſchied machen zwiſchen der ältern und jüngern Linie

des verfehmten Geſchlechts. Es wäre aber ungerecht, wenn die Menſchen dieſen Unterſchied nicht anerkennten.]

Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiſs nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, [den angebornen Neigungen ſeiner Geburtsgenoſſen nachzugeben und] ſein eigenſtes Lebensprincip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch Dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daſs eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daſs ſeine Regierung durch das Princip der Volksſouveränetät entſtanden iſt, und in trübſeligſter Verblendung möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode, zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daſs jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen, [ihn faſt noch mehr verachten als ſie ihn haſſen,] und unter allen Geſtalten ihn befehden. Dieſe Fehde iſt jedenfalls noch gerechter als die Fehde gegen die vorige Regierung, welche dem Volke Nichts verdankte, und ſich ihm gleich Anfangs offen feindlich entgegen-

ſetzte. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflaſterſteinen des Julius ſeine Krone verdankte, iſt ein Undankbarer, deſſen Abfall um ſo verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einſicht gewinnt, daſs man ſich gröblich täuſchen laſſen. Ja, täglich geſchehen offenbare Rückſchritte, und wie man die Pflaſterſteine, die man in den Juliustagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch ſeitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einſetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe, ſo wird auch jetzt das Volk wieder an ſeine vorige Stelle, wie Pflaſterſteine, in die Erde zurückgeſtampft und nach wie vor mit Füßen getreten.

Ich habe vergeſſen oben zu erwähnen: unter den Beweggründen, die dem Könige zugeſchrieben worden, als er das Palais-royal verließ und die Tuilerien bezog, gehörte das Gerücht, daſs er die Krone nur zum Scheine angenommen, daſs er im Herzen ſeinem legitimen Herrn, Karl X., ergeben geblieben, daſs er deſſen Rückkehr vorbereite und deſshalb auch nicht die Tuilerien beziehe. Die Karliſten hatten dieſes Gerücht ausgeheckt, und es war abſurd genug, um beim Volke Eingang zu finden. Nun, dieſem Gerüchte iſt durch die That widerſprochen, der Sohn Egalité's iſt endlich als Sieger eingezogen durch die Triumphpforte des Karouſſels,

und ſpaziert jetzt mit ſeinem ſorgloſen Geſichte und mit Hut und Regenſchirm durch die weltgeſchichtlichen Gemächer der Tuilerien. Man ſagt, die Königin habe ſich ſehr geſträubt, dieſes „Haus des Unglücks“ zu bewohnen. Vom Könige will man wiſſen, er habe dort in der erſten Nacht nicht ſo gut wie gewöhnlich ſchlafen können, und ſei von allerlei Viſionen heimgeſucht worden; z. B. Marie Antoinette habe er mit zornſprühenden Nüſtern, wie einſt am 10. Auguſt, umherrennen ſehen; dann habe er das hämiſche Gelächter jenes rothen Männleins gehört, das ſogar manchmal hinter Napoleon's Rücken vernehmlich lachte, wenn Dieſer eben ſeine ſtolzeſten Befehle im Audienzſaale ertheilte*); endlich aber ſei St. Denis zu ihm gekommen und habe ihn im Namen Ludwig's XVI. auf Guillotinen herausgefordert. St. Denis iſt, wie männiglich weiß, der Schutzpatron der Könige von Frankreich, bekanntlich ein Heiliger, der mit ſeinem eigenen Kopfe in der Hand dargeſtellt wird.

Bedenklicher als alle Geſpenſter, die im Innern des Schloſſes lauern mögen, ſind die Thor-

*) „endlich aber ſei St. Denis ihm erſchienen, der, wie gewöhnlich, ſeinen eigenen Kopf in der Hand trug,“ ſchließt hier der obige Abſatz in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

heiten, die ſich bei ſeinen Außenwerken offenbaren. Ich rede von den famöſen fossés des Tuileries. Dieſe waren lange Zeit ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung, ſowohl in Salons als in Karrefours, und noch immer liegen ſie im Bereiche der bitterſten und feindſeligſten Beſprechung. Als noch vor der Gartenfaçade der Tuilerien die hohen Bretterwände ſtanden, die den Augen des Publikums jene Arbeiten verhüllten, hörte man darüber die abſurdeſten Hypotheſen. Die Meiſten meinten, der König wolle das Schloſs befeſtigen, und zwar von der Gartenſeite, wo einſt am 10. Auguſt das Volk ſo leicht eindringen konnte. Es hieß ſogar, der Pont-royal würde deſshalb abgebrochen. Andere meinten, der König wolle nur eine lange Mauer aufrichten, um ſich ſelbſt die Ausſicht nach der Place de la Concorde zu verdecken; dieſes geſchehe jedoch nicht aus kindiſcher Furcht, ſondern aus Zartgefühl; denn ſein Vater ſtarb auf der Place de Grève, die Place de la Concorde aber war der Hinrichtungsplatz für die ältere Linie*). Indeſſen, wie dem armen Ludwig Philipp ſo oft Unrecht geſchieht, ſo auch hier. Als man jene myſtiſchen Bretterwände vor

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

dem Schloſſe wieder niederriſs, ſah man weder Befeſtigungswerke noch Schutzmauern, weder Schanzgräben noch Baſtionen, ſondern eitel Dummheit und Blumen. Der König hatte nämlich, baufüchtig wie er iſt, den Einfall gehabt, vor dem Schloſſe einen kleinen Garten für ſich und ſeine Familie von dem größern öffentlichen Garten abzuſcheiden, dieſe Abſcheidung war nur durch einen gewöhnlichen Graben und ein Drahtgitterwerk von einigen Fuß Höhe ausgeführt worden, und in den ausgeſtochenen Beeten ſtanden ſchon Blumen, eben ſo unſchuldig wie jene Gartenidee des Königs ſelbſt.

Caſimir Perier ſoll aber über dieſe unſchuldige Idee, die ohne ſein Vorwiſſen ausgeführt worden, ſehr ärgerlich geweſen ſein. Denn jedenfalls veranlaſſt ſie den gerechten Unmuth des Publikums über die Verunſtaltung des ganzen Gartens, eines Meiſterſtücks von Le Nôtre, das eben durch ſein großartiges Enſemble ſo ſehr imponiert. Es iſt gerade, als wollte man einige Scenen aus einer Racine'ſchen Tragödie ausſcheiden. Engliſche Gärten und romantiſche Dramen mag man immerhin ohne Schaden, oft ſogar mit Vortheil, verkürzen; Racine's poetiſche Gärten aber mit ihren ſublim langweiligen Einheiten, pathetiſchen Marmorgeſtalten, gemeſſenen Abgängen und ſonſtig ſtrengem Zuſchnitt, eben ſo

wenig wie Le Nôtre's grüne Tragödie, die mit der breiten Tuilerien-Exposition so großartig beginnt, und mit der erhabenen Terrasse, wo man die Katastrophe des Concordeplatzes schaut, so großartig endigt, kann man nicht im mindesten verändern, ohne ihre Symmetrie, und also ihre eigentliche Schönheit, zu zerstören. Außerdem ist jener unzeitige Gartenbau noch wegen anderer Gründe dem König schädlich. Erstens kommt er dadurch um so öfter ins Gerede, was ihm doch jetzt nicht sonderlich nützlich ist; zweitens versammelt sich dadurch in seiner persönlichen Nähe beständig viel Gaffervolk, das allerlei bedenkliche Glossen macht, das vielleicht seinen Hunger durch Schauluſt zu vergessen sucht, für jeden Fall aber lange müßige Hände hat. Da hört man bitter scharfe Bemerkungen und rothe Witzeleien, die an die neunziger Jahre erinnern. An der einen Eingangsseite des neuen Gartens steht ein metallener Abguſs des Messerschleifers, dessen Original in der Tribune zu Florenz zu sehen ist, und über dessen Bedeutungen verschiedene Meinungen herrschen. Hier aber, im Tuileriengarten, hörte ich über den Sinn dieses Bildes einige moderne Auslegungen, worüber manche Antiquare mitleidig lächeln und manche Aristokraten heimlich erzittern würden.

Gewiſs, dieſer Gartenbau iſt eine koloſſale Thorheit und giebt den König den gehäſſigſten Anſchuldigungen preis. Man kann ihn ſogar als eine ſymboliſche Handlung interpretieren. Ludwig Philipp zieht einen Graben zwiſchen ſich und dem Volke, er trennt ſich von demſelben auch ſichtbar. Oder hat er das Weſen des konſtitutionellen Königthums ſo kleinmüthig aufgefaſſt und ſo kurzſinnig begriffen, daſs er meint, wenn er dem Volke den größern Theil des Gartens überlaſſe, ſo dürfe er den kleinern Theil deſto ausſchließlicher als Privatgärtchen beſitzen? Nein, das abſolute Königthum mit ſeinem großartig egoiſtiſchen Ludwig XIV., der ſtatt des L'état c'est moi, auch ſagen konnte Les tuileries c'est moi, erſchiene alsdann viel herrlicher als die konſtitutionelle Volksſouveränetät mit ihrem Ludwig Philipp I., der angſtvoll ſein Privatgärtchen abgrenzt und ein kümmerliches Chacun chez soi in Anſpruch nimmt. Man ſagt, daſs der ganze Bau im Frühjahre vollendet werde. Alsdann wird auch das neue Königthum, das jetzt noch ſo wenig ausgebaut und noch ſo kalkfriſch iſt, etwas fertiger ausſehen. Seine gegenwärtige Erſcheinung iſt im höchſten Grade unwohnlich. In der That, wenn man jetzt die Tuilerien von der Gartenſeite betrachtet, und all jenes Graben und Umgraben, das Verſetzen der Statuen,

das Pflanzen der laubloſen Bäume, den alten Steinſchutt, die neuen Baumaterialien, und all' die Reparaturen ſieht, wobei ſo viel gehämmert, geſchrien, gelacht und getobt wird, dann glaubt man ein Sinnbild des neuen unvollendeten Königthums ſelbſt vor Augen zu haben.

II.

Paris, den 19. Januar 1832.

Der „Temps“ bemerkt heute, daſs die „Allgemeine Zeitung“ jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeien, und daſs die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Äußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe. Der „Temps“ iſt doch die geſcheiteſte Zeitſchrift der Welt! Mit wenigen milden Worten erreicht er ſeine Zwecke viel ſchneller als Andere mit ihrer lauteſten Polemik. Sein ſchlauer Wink iſt hinreichend verſtanden worden, und ich weiß wenigſtens einen liberalen Schriftſteller, der es jetzt ſeiner Ehre nicht angemeſſen hält, unter Cenſurerlaubnis gegen einen Bürgerkönig die feindliche Sprache zu führen, die man ihm gegen einen abſoluten König nicht geſtatten würde. Aber dafür thue uns Ludwig Philipp auch den einzigen Gefallen,

ein Bürgerkönig zu bleiben. Eben weil er den absoluten Königen täglich ähnlicher wird, müſſen wir ihm grollen. Er iſt gewiſs als Menſch ganz ehrenfeſt, und ein achtungswerther Familienvater, zärtlicher Gatte und guter Ökonom; aber es iſt verdrießlich, daſs er alle Freiheitsbäume abſchlagen läſſt und ſie ihres hübſchen Laubwerks entkleidet, um daraus Stützbalken zu zimmern für das wackelnde Haus Orleans. Deſshalb, nur deſshalb zürnt ihm die liberale Preſſe, und die Geiſter der Wahrheit verſchmähen ſogar die Lüge nicht, um ihn damit zu befehden. Es iſt traurig, bejammernswerth, daſs durch dieſe Taktik ſogar die Familie des Königs leiden muſs, die eben ſo ſchuldlos wie liebenswürdig iſt. Von dieſer Seite wird die deutſche liberale Preſſe, minder geiſtreich, aber gemüthvoller als ihre franzöſiſche ältere Schweſter, ſich keine Grauſamkeiten zu Schulden kommen laſſen. „Ihr ſolltet wenigſtens mit dem Könige Mitleid haben!“ rief jüngſt das ſanftlebende „Journal des Debats.“ „Mitleid mit Ludwig Philipp!“ entgegnete die „Tribüne,“ — „dieſer Mann verlangt fünfzehn Millionen und unſer Mitleid! Hat er Mitleid gehabt mit Italien, mit Polen u. ſ. w.?“ *) — Ich ſah dieſe Tage die unmündige

*) Der letzte Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Waiſe des Menotti, der in Modena gehenkt worden. Auch ſah ich unlängſt Sennora Luiſa de Torrijos, eine arme todtblaſſe Dame, die ſchnell wieder nach Paris zurückgekehrt iſt, als ſie an der ſpaniſchen Grenze die Nachricht von der Hinrichtung ihres Gatten und ſeiner zweiundfünfzig Unglücksgefährten erfuhr. Ach, ich habe wirklich Mitleid mit Ludwig Philipp!

Die „Tribüne," das Organ der offen republikaniſchen Partei, iſt unerbittlich gegen ihren königlichen Feind, und predigt täglich die Republik. Der „National," das rückſichtloſeſte und unabhängigſte Journal Frankreichs, hat unlängſt auf eine befremdende Art in dieſen Ton eingeſtimmt. Furchtbar, wie ein Echo aus den blutigſten Tagen der Konvention, klangen die Reden jener Häuptlinge der Société des amis du peuple, die vorige Woche vor den Aſſiſen ſtanden, angeklagt, „gegen die beſtehende Regierung konſpiriert zu haben, um dieſelbe zu ſtürzen und eine Republik zu errichten." Sie wurden von der Jury freigeſprochen, weil ſie bewieſen, daſs ſie keineswegs konſpiriert, ſondern ihre Geſinnungen im Angeſichte des ganzen Publikums ausgeſprochen hätten. „Ja, wir wünſchen den Umſturz dieſer ſchwachen Regierung, wir wollen eine

Republik," war der Refrain aller ihrer Reden vor Gericht.

Während auf der einen Seite die ernsthaften Republikaner das Schwert ziehen und mit Donnerworten grollen, blitzt und lacht „Figaro" und schwingt am wirksamsten seine leichte Geißel. Er ist unerschöpflich in Witzen über „die beste Republik," ein Ausdruck, wodurch zugleich der arme Lafayette geneckt wird, weil er bekanntlich einst vor dem Hôtel de Ville den Ludwig Philipp umarmt und ausgerufen: Vous êtes la meilleure république! Dieser Tage bemerkte „Figaro," man verlange keine Republik, seit man die beste gesehen. Eben so sanglant sagte er bei Gelegenheit der Debatten über die Civilliste: La meilleure république coute quinze millions*).

Die Partei der Republikaner will dem Lafayette seinen Mißgriff in Betreff des empfohlenen Königs nimmermehr verzeihen. Sie wirft ihm vor, daß er den Ludwig Philipp lange genug gekannt habe, um voraus wissen zu können, was von ihm zu erwarten sei. Lafayette ist jetzt krank, kummerkrank! Ach! das größte Herz beider Welten, wie

*) Der letzte Satz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

ſchmerzlich muſs es jene königliche Täuſchung empfinden! Vergebens, in der erſten Zeit, mahnte Lafayette beſtändig an das Programme de l'hôtel de ville, an die republikaniſchen Inſtitutionen, womit das Königthum umgeben werden ſollte, und an ähnliche Verſprechungen. Aber ihn überſchrien jene doktrinären Schwätzer, die aus der engliſchen Geſchichte von 1688 beweiſen, daſs man ſich im Julius 1830 nur für die Aufrechthaltung der Charte in Paris geſchlagen, und alle Aufopferungen und Kämpfe nur die Einſetzung der jüngern Linie der Bourbonen an die Stelle der ältern bezweckt habe, eben ſo wie einſt in England mit der Einſetzung des Hauſes Oranien an die Stelle der Stuarts Alles abgethan war. Thiers, welcher zwar nicht wie die Doktrinäre denkt, aber jetzt im Sinne dieſer Partei ſpricht, hat ihr in der letzten Zeit nicht geringen Vorſchub geleiſtet. Dieſer Indifferentiſt von der tiefſten Art, der ſo wunderbar Maß zu halten weiß in der Klarheit, Verſtändigkeit und Veranſchaulichung ſeiner Schreibweiſe, dieſer Goethe der Politik, iſt gewiſs in dieſem Augenblicke der mächtigſte Verfechter des Perier'ſchen Syſtems, und wahrlich, mit ſeiner Broſchüre gegen Chateaubriand vernichtete er faſt jenen Don Quixote der Legitimität, der auf ſeiner geflügelten Roſinante ſo pathetiſch

ſaß*), deſſen Schwert mehr glänzend als ſcharf war, und der nur mit koſtbaren Perlen ſchoſs, ſtatt mit guten, eindringlichen Bleikugeln.

In ihrem Unmuthe über die klägliche Wendung der Ereigniſſe laſſen ſich viele Freiheitsenthuſiaſten ſogar zur Verläſterung des Lafayette verleiten. Wie weit man in dieſer Hinſicht ſich vergehen kann, ergiebt ſich aus der Schrift des Belmontet, die ebenfalls gegen die bekannte Broſchüre des Chateaubriand gerichtet iſt, und worin mit ehrenwerther Offenheit die Republik gepredigt wird. Ich würde die bittern Urtheile, die in dieſer Schrift über Lafayette vorkommen, hier ganz herſetzen, wären ſie nicht einestheils gar zu gehäſſig, und ſtänden ſie nicht anderntheils in Verbindung mit einer für dieſe Blätter unſtatthaften Apologie der Republik. Ich verweiſe aber in dieſer Hinſicht auf die Schrift ſelbſt und namentlich auf einen Abſchnitt derſelben, der „Die Republik“ überſchrieben iſt. Man ſieht da, wie Menſchen, die edelſten ſogar, ungerecht werden durch das Unglück.

Den glänzenden Wahn von der Möglichkeit einer Republik in Frankreich will ich hier nicht be-

*) Der obige Zwiſchenſatz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

kämpfen. Royalist aus angeborener Neigung, werde ich es in Frankreich auch aus Überzeugung. Ich bin überzeugt, daſs die Franzosen keine Republik, weder die Verfassung von Athen, noch die von Sparta, und am allerwenigsten die von Nordamerika ertragen können. Die Athener waren die studierende Jugend der Menschheit, die Verfassung von Athen war eine Art akademischer Freiheit, und es wäre thöricht, diese in unserer erwachsenen Zeit, in unserem greisen Europa, wieder einführen zu wollen. Und gar wie ertrügen wir die Verfassung von Sparta, dieser großen langweiligen Patriotismusfabrik, dieser Kaserne der republikanischen Tugend, dieser erhaben schlechten Gleichheitsküche, worin die schwarzen Suppen so schlecht gekocht wurden, daſs attische Witzlinge behaupteten, die Lakedämonier seien deſshalb Verächter des Lebens und todesmuthige Helden in der Schlacht. Wie könnte solche Verfassung gedeihen im Foyer der Gourmands, im Vaterlande des Very, der Vefour, des Carrème! Dieser Letztere würde sich gewiſs wie Vatel in sein Schwert stürzen, als ein Brutus der Kochkunst, als der letzte Gastronome! Wahrlich, hätte Robespierre nur die spartanische Küche eingeführt, so wäre die Guillotine ganz überflüssig gewesen; denn die letzten Aristokraten wären alsdann vor Schrecken gestorben oder

ſchleunigſt emigriert. Armer Robespierre! du wollteſt republikaniſche Strenge einführen in Paris, in einer Stadt, worin 150,000 Putzmacherinnen und 150,000 Perruquiers und Parfümeurs ihr lächelndes, friſierendes und duftendes Gewerbe treiben!

Die amerikaniſche Lebensmonotonie, Farbloſigkeit und Spießbürgerei wäre noch unerträglicher in der Heimat der Schauluſt, der Eitelkeit, der Moden und Novitäten. Wahrlich, nirgends graſſiert die Krankheit der Auszeichnungsſucht ſo ſehr wie in Frankreich. Vielleicht mit Ausnahme von Auguſt Wilhelm Schlegel, giebt es keine Frau in Deutſchland, die ſich ſo gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete, wie die Franzoſen; ſogar die Juliushelden, die doch für Freiheit und Gleichheit gefochten, ließen ſich hernach dafür mit einem blauen Bändchen dekorieren, um ſich dadurch von dem übrigen Volke zu unterſcheiden. Wenn ich aber deſshalb das Gedeihen einer Republik in Frankreich bezweifele, ſo läſſt ſich darum doch nicht leugnen, daſs Alles zu einer Republik aboutiert, daſs die republikaniſche Ehrfurcht für das Geſetz an die Stelle der royaliſtiſchen Perſonenverehrung getreten iſt bei den Beſſeren, und daſs die Oppoſiton eben ſo wie ſie einſt fünfzehn Jahre lang mit einem Könige Komödie geſpielt, jetzt dieſelbe Komödie mit dem

Königthume selber fortsetzt, und dass also die Republik wenigstens für kurze Zeit das Ende des Liedes sein könnte. Die Karlisten befördern Solches, da sie es als eine nothwendige Phase betrachten, um wieder zum absoluten Königthume der älteren Linie zu gelangen. Desshalb gebärden sie sich jetzt als die eifrigsten Republikaner, selbst Chateaubriand preist die Republik, nennt sich Republikaner aus Neigung, fraternisiert mit Marrast, und lässt sich die Accolade ertheilen von Béranger. Die „Gazette" die heuchlerische „Gazette de France" schmachtet jetzt nach republikanischen Staatsformen, allgemeinem Votum, Primärversammlungen u. s. w. Es ist spaßhaft, wie die verkappten Pfäffchen jetzt in der Sprache des Sansculottismus bramarbasieren, wie farouche sie mit der rothen Jakobinermütze kokettieren, wie sie dennoch manchmal in Angst gerathen, sie hätten etwa stattdessen aus Zerstreuung das rothe Prälatenkäppchen aufgesetzt, wie sie dann die erborgte Bedeckung einen Augenblick vom Haupte nehmen, und alle Welt die Tonsur bemerkt. Solche Leute glauben jetzt ebenfalls den Lafayette schmähen zu dürfen, und Dieses dient ihnen dann als süße Erholung für den sauren Republikanismus, den Freiheitszwang, den sie sich auferlegen müssen.

Aber was auch die verblendeten Freunde und die heuchlerischen Feinde sagen mögen, Lafayette ist nächst Robespierre*) der reinste Charakter der französischen Revolution, und nächst Napoleon ist er ihr populärster Held. Napoleon und Lafayette sind die beiden Namen, die jetzt in Frankreich am schönsten blühen. Freilich, ihr Ruhm ist verschiedener Art; Dieser kämpfte mehr für den Frieden als für den Sieg, und Jener kämpfte mehr um den Lorber als um den Eichenkranz. Freilich, es wäre lächerlich, wenn man die Größe beider Helden messen wollte mit demselben Maßstabe, und den Einen hinstellen wollte auf das Postament des Andern. Es wäre lächerlich, wenn man das Standbild des Lafayette auf die Vendomesäule setzen wollte, auf jene Säule, die aus den erbeuteten Kanonen so vieler Schlachten gegossen worden**), und deren Anblick, wie Barbier singt, keine französische Mutter ertragen kann. Auf diese eiserne Säule stellt den Napoleon, den eisernen Mann, hier wie im Leben fußend auf seinem Kanonenruhm, und schauerlich isoliert emporragend in den Wolken, so daſs jedem ehrgeizigen Soldaten,

*) Die Worte: „nächst Robespierre" fehlen in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

**) Der Schluſs dieses Satzes fehlt in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

wenn er ihn dort oben, den Unerreichbaren, erblickt, das gedemüthigte Herz geheilt wird von der eiteln Ruhmſucht, und ſolchermaßen dieſe koloſſale Metallſäule, als ein Gewitterableiter des erobernden Heldenthums, den friedlichſten Nutzen ſtifte in Europa.

Lafayette gründete ſich eine beſſere Säule als die des Vendomeplatzes, und ein beſſeres Standbild als von Metall oder Marmor. Wo giebt es Marmor ſo rein wie das Herz, wo giebt es Metall ſo feſt wie die Treue des alten Lafayette? Freilich, er war immer einſeitig, aber einſeitig wie die Magnetnadel, die immer nach Norden zeigt, niemals zur Abwechslung einmal nach Süden oder Oſten. So ſagt Lafayette ſeit vierzig Jahren täglich Daſſelbe und zeigt beſtändig nach Nordamerika; er iſt es, der die Revolution eröffnete mit der Erklärung der Menſchenrechte; noch zu dieſer Stunde beharrt er auf dieſer Erklärung, ohne welche kein Heil zu erwarten ſei — der einſeitige Mann mit ſeiner einſeitigen Himmelsgegend der Freiheit! Freilich! er iſt kein Genie, wie Napoleon war, in deſſen Haupte die Adler der Begeiſterung horſteten, während in ſeinem Herzen die Schlangen des Kalkuls ſich ringelten; aber er hat ſich doch nie von Adlern einſchüchtern oder von Schlangen verführen laſſen.

Als Jüngling weiſe wie ein Greis, als Greis feurig wie ein Jüngling, ein Schützer des Volks gegen die Liſt der Großen, ein Schützer der Großen gegen die Wuth des Volkes, mitleidend und mitkämpfend, nie übermüthig und nie verzagend, ebenmäßig ſtreng und milde, ſo blieb Lafayette ſich immer gleich; und ſo in ſeiner Einſeitigkeit und Gleichmäßigkeit blieb er auch immer ſtehen auf demſelben Platze, ſeit den Tagen Maria Antoinettens bis auf heutige Stunde; ein getreuer Eckart der Freiheit, ſteht er noch immer, auf ſeinem Schwerte geſtützt und warnend, vor dem Eingange der Tuilerien, dem verführeriſchen Venusberge, deſſen Zaubertöne ſo verlockend klingen, und aus deſſen ſüßen Netzen die armen Verſtrickten ſich niemals wieder losreißen können.

Es iſt freilich wahr, daſs dennoch der todte Napoleon noch mehr von den Franzoſen geliebt wird, als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er todt iſt, was wenigſtens mir das Liebſte an Napoleon iſt; denn lebte er noch, ſo müſſte ich ihn ja bekämpfen helfen*). Man hat außer Frankreich keinen Begriff davon, wie ſehr noch das franzöſiſche Volk

*) Dieſer Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

an Napoleon hängt. Deſshalb werden auch die Miſsvergnügten, wenn ſie einmal etwas Entſcheidendes wagen, damit anfangen, daſs ſie den jungen Napoleon proklamieren, um ſich der Sympathie der Maſſen zu verſichern. „Napoleon“ iſt für die Franzoſen ein Zauberwort, das ſie elektriſiert und betäubt. Es ſchlafen tauſend Kanonen in dieſem Namen, eben ſo wie in der Säule des Vendomeplatzes, und die Tuilerien werden zittern, wenn einmal dieſe Kanonen erwachen. Wie die Juden den Namen ihres Gottes nicht eitel ausſprachen, ſo wird hier Napoleon ſelten bei ſeinem Namen genannt, und er heißt immer „der Mann,“ l'homme. Aber ſein Bild ſieht man überall, in Kupferſtich und Gips, in Metall und Holz, und in allen Situationen. Auf allen Boulevards und Karrefours ſtehen Redner, die ihn preiſen, den Mann, Volksſänger, die ſeine Thaten beſingen. Als ich geſtern Abend beim Nachhauſegehen in ein einſam dunkles Gäſschen gerieth, ſtand dort ein Kind von höchſtens drei Jahren vor einem Talglichtchen, das in die Erde geſteckt war, und lallte ein Lied zum Ruhme des großen Kaiſers. Als ich ihm einen Sou auf das ausgebreitete Taſchentuch hinwarf, rutſchte Etwas neben mir, welches ebenfalls um einen Sou bat. Es war ein alter Soldat, der ebenfalls von dem Ruhme des großen

Kaiſers ein Liedchen ſingen konnte, denn dieſer Ruhm hatte ihm beide Beine gekoſtet*). Der arme Krüppel bat mich nicht im Namen Gottes, ſondern mit gläubigſter Innigkeit flehte er: Au nom de Napoléon, donnez-moi un sou. So dient dieſer Name auch als das höchſte Beſchwörungswort des Volkes, Napoleon iſt ſein Gott, ſein Kultus, ſeine Religion; und dieſe Religion wird am Ende langweilig, wie jede andere. Dagegen wird Lafayette mehr als Menſch verehrt, oder als Schutzengel. Auch er lebt in Bildern und Liedern, aber minder heroiſch, und, ehrlich geſtanden, es hat ſogar einen komiſchen Effekt auf mich gemacht, als ich voriges Jahr den 28. Julius im Geſange der Pariſienne die Worte hörte: „Lafayette aux cheveux blancs,“ während ich ihn ſelbſt mit ſeiner braunen Perücke neben mir ſtehen ſah. Es war auf dem Baſtilleplatz, der Mann war auf ſeinem rechten Platze, und dennoch muſſte ich heimlich lachen. Vielleicht eben ſolche komiſche Beimiſchung bringt ihn unſeren Herzen menſchlich näher. Seine Bonhommie wirkt ſogar auf Kinder, und Dieſe verſtehen ſeine Größe vielleicht noch beſſer als die Großen. Hierüber weiß ich wieder eine kleine

*) Dieſer Satz fehlt in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Bettelgeschichte zu erzählen, die aber den Charakter des Lafayette'schen Ruhms, in seiner Unterscheidung von dem Napoleon'schen, bezeichnet. Als ich nämlich jüngst an einer Straßenecke vor dem Pantheon stillstand und, wie gewöhnlich, dieses schöne Gebäude betrachtend, in Nachdenken versank, bat mich ein kleiner Auvergnate um einen Sou, und ich gab ihm ein Zehnsousstück, um seiner nur gleich los zu werden. Aber da näherte er sich mir desto zutraulicher mit den Worten: Est-ce que vous connaissez le général Lafayette? und als ich diese wunderliche Frage bejahte, malte sich das stolzeste Vergnügen auf dem naiv-schmutzigen Gesichte des hübschen Buben, und mit drolligem Ernste sagte er: Il est de mon pays. Er glaubte gewiss, ein Mann, der ihm zehn Sous gegeben, müsse auch ein Verehrer von Lafayette sein, und da hielt er mich zugleich für würdig, sich mir als Landsmann Desselben zu präsentieren.

So hegt auch das Landvolk die liebevollste Ehrfurcht gegen Lafayette, um so mehr, da er selbst die Landwirthschaft zu seiner Hauptbeschäftigung macht. Diese erhält ihm die Einfalt und Frische, die in beständigem Stadttreiben verloren gehen könnten. Hierin gleicht er auch jenen großen Republikanern der Vorzeit, die ebenfalls ihren eigenen Kohl

bauten, in Zeiten der Noth vom Pfluge zur Schlacht oder zur Tribüne eilten, und nach erfochtenen Siegen wieder zu ihren ländlichen Arbeiten zurückkehrten. Auf dem Landſitze, wo Lafayette die mildere Jahreszeit zubringt, iſt er gewöhnlich umringt von ſtrebenden Jünglingen und ſchönen Mädchen, da herrſcht Gaſtlichkeit der Tafel und des Herzens, da wird viel gelacht und getanzt, da iſt der Hof des ſouveränen Volkes, da iſt Jeder hoffähig, der ein Sohn ſeiner Thaten iſt und keine Meſalliance geſchloſſen hat mit der Lüge, und da iſt Lafayette der Ceremonienmeiſter. [Lagrange heißt jener Landſitz, und es iſt äußerſt reizend, wenn dort der Held beider Welten dem jungen Volke ſeine Geſchichten erzählt, und er erſcheint dann wie ein Epos, das von den Guirlanden einer Idylle umgeben iſt.]

Mehr aber noch als unter jeder andern Volksklaſſe herrſcht die Verehrung Lafayette's unter dem eigentlichen Mittelſtande, unter Gewerbsleuten und Kleinhändlern. Dieſe vergöttern ihn. Lafayette, der ordnungſtiftende, iſt der Abgott dieſer Leute. Sie verehren ihn als eine Art Vorſehung zu Pferde, als einen bewaffneten Schutzpatron der öffentlichen Sicherheit, als einen Genius der Freiheit, der zugleich ſorgt, daſs beim Freiheitskampfe Nichts geſtohlen wird und Jeder das liebe Seinige behält! Die

große Armee der öffentlichen Ordnung, wie Casimir Perier die Nationalgarde genannt hat, die wohlgenährten Helden mit großen Bärenmützen, worin Krämerköpfe stecken, sind außer sich vor Entzücken, wenn sie von Lafayette sprechen, ihrem alten General, ihrem Friedens-Napoleon. Ja, er ist der Napoleon der petite bourgeoisie, jener braven zahlungsfähigen Leute, jener Gevatter Schneider und Handschuhmacher, die zwar des Tages über zu sehr beschäftigt sind, um an Lafayette denken zu können, die ihn aber nachher des Abends mit verdoppeltem Enthusiasmus preisen, so daſs man wohl behaupten kann, daſs um elf Uhr, wenn die meisten Boutiken geschlossen sind, der Ruhm des Lafayette seine höchste Blüthe erreicht.

Ich habe oben das Wort „Ceremonienmeister“ gebraucht. Es fällt mir ein, daſs Wolfgang Menzel in seiner geistreichen Frivolität den Lafayette einen Ceremonienmeister der Freiheit genannt hat, als er einst Dessen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, und die Deputationen, Adressen und feierlichen Reden, die dabei zum Vorscheine kamen, im „Literaturblatte“ besprach. Auch andere, minder witzige Leute hegen den Irrthum, der Lafayette sei nur ein alter Mann, der zur Schau hingestellt oder als Maschine gebraucht werde. Indessen, wenn

dieſe Leute ihn nur ein einziges Mal auf der Rednerbühne ſähen, ſo würden ſie leicht erkennen, daſs er nicht eine bloße Fahne iſt, der man folgt oder wobei man ſchwört, ſondern daſs er ſelbſt noch immer der Gonfaloniere iſt, in deſſen Händen das gute Banner, die Oriflamme der Völker. Lafayette iſt vielleicht der bedeutendſte Sprecher in der jetzigen Deputiertenkammer. Wenn er ſpricht, trifft er immer den Nagel auf den Kopf und ſeine vernagelten Feinde auf die Köpfe. Wenn es gilt, wenn eine der großen Fragen der Menſchheit zur Sprache kommt, dann erhebt ſich jedesmal der Lafayette, kampfluſtig wie ein Jüngling. Nur der Leib iſt ſchwach und ſchlotternd, von Zeit und Zeitkämpfen zuſammengebrochen, wie eine zerhackte und zerſchlagene alte Eiſenrüſtung, und es iſt rührend, wie er ſich damit zur Tribüne ſchleppt, und wenn er dieſe, den alten Poſten, erreicht hat, tief Athem ſchöpft und lächelt. Dieſes Lächeln, der Vortrag und das ganze Weſen des Mannes, während er auf der Tribüne ſpricht, iſt unbeſchreibbar. Es liegt darin ſo viel Holdſeligkeit, und zugleich ſo viel feine Ironie, daſs man wie von einer wunderbaren Neugier gefeſſelt wird, wie von einem ſüßen Räthſel. Man weiß nicht, ſind Das die feinen Manieren eines franzöſiſchen Marquis, oder iſt Das die offene

Gradheit eines amerikaniſchen Bürgers? Das Beſte des alten Regimes, das Chevalereske, die Höflichkeit, der Takt, iſt hier wunderbar verſchmolzen mit dem Beſten des neuen Bürgerthums, der Gleichheitsliebe, der Prunkloſigkeit und der Ehrlichkeit. Nichts iſt intereſſanter, als wenn in der Kammer von den erſten Zeiten der Revolution geſprochen wird, und irgend Jemand in doktrinärer Weiſe eine hiſtoriſche Thatſache aus ihrem wahren Zuſammenhange reißt und zu ſeinem Räſonnement benutzt. Dann zerſtört Lafayette mit wenigen Worten die irrthümlichen Folgerungen, indem er den wahren Sinn einer ſolchen Thatſache durch Anführung der dazu gehörigen Umſtände illuſtriert oder berichtigt. Selbſt Thiers muſs in einem ſolchen Falle die Segel ſtreichen, und der große Hiſtoriograph der Revolution, beugt ſich vor dem Ausſpruch ihres großen lebenden Denkmals, ihres Generals Lafayette.

In der Kammer ſitzt, der Rednerbühne gegenüber, ein ſteinalter Mann mit glänzenden Silberhaaren, die über ſeine ſchwarze Kleidung lang herabhängen, ſein Leib iſt von einer ſehr breiten dreifarbigen Schärpe umwickelt, und Das iſt jener alte Meſſager, der ſchon im Anfang der Revolution ein ſolches Amt in der Kammer verwaltet und ſeitdem

in dieſer Stellung der ganzen Weltgeſchichte beigewohnt hat, von der Zeit der erſten Nationalverſammlung bis zum juste milieu. Man ſagt mir, er ſpreche noch oft von Robespierre, den er le bon Monsieur de Robespierre nenne. Während der Reſtaurationsperiode litt der alte Mann an der Kolik; aber ſeit er wieder die dreifarbige Schärpe um den Leib hat, befindet er ſich wieder wohl. Nur an Schläfrigkeit leidet er in dieſer langweiligen juste milieu-Zeit. Sogar einmal, während Mauguin ſprach, ſah ich ihn einſchlafen. Der Mann hat gewiſs ſchon Beſſere gehört als Mauguin, der doch einer der beſten Redner der Oppoſition, und er findet ihn vielleicht gar nicht heftig, er, qui a beaucoup connu ce bon Monsieur de Robespierre. Aber wenn Lafayette ſpricht, dann erwacht der alte Meſſager aus ſeiner dämmernden Schläfrigkeit, er wird aufgemuntert wie ein alter Huſarenſchimmel, der eine Trompete hört, und es kommt über ihn wie ſüße Jugenderinnerung, und er nickt dann vergnügt mit dem ſilberweißen Kopfe.

III.

Paris, den 10. Februar 1832.

Den Verfasser des vorigen Artikels leitete ein richtiger Takt, als er, die Auszeichnungssucht rügend, die bei den Franzosen mehr als bei deutschen Frauen grassiert, unter den letztern einen deutschen Schriftsteller, der als Kunstkritiker und Übersetzer berühmt ist, ausnahmsweise erwähnte. Dieser Ausgenommene, welcher, der deutschen Unruhen halber, die er selbst durch einige Almanachxenien veranlasst, voriges Jahr hieher emigrierte, und seitdem von Sr. Majestät dem König Ludwig Philipp I. den Orden der Ehrenlegion erhielt, ist wegen seines rührigen Eifers nach Dekorationen von vielen Franzosen leider gar zu sehr bemerkt worden, als dass sie nicht durch Hindeutung auf ihn jeden überrheinischen Vorwurf der Eitelkeit entkräften könnten. Perfide, wie sie sind,

haben sie diese Ordensverleihung nicht einmal in den französischen Journalen angezeigt; und da die Deutschen in ihrem Landsmanne sich selbst geehrt fühlen mussten, und aus Bescheidenheit nicht gern davon sprachen, so ist dieses für beide Länder gleich wichtige Ereignis bis jetzt wenig bekannt worden. Solche Unterlassung und Verschweigung war für den neuen Ritter um so verdrießlicher, da man in seiner Gegenwart laut flüsterte, der neue Orden, wenn er ihn auch aus den Händen der Königin erhalten habe, sei durchaus ohne Geltung, so lange solche Verleihung nicht im Moniteur angezeigt stehe. Der neue Ritter wünschte diesem Missstande abgeholfen zu sehen, aber leider ergab sich jetzt ein noch bedenklicherer Einspruch, nämlich dass das Patent eines Ordens, den der König verleiht, ganz ohne Gültigkeit sei, so lange solches nicht von einem Minister kontrasigniert worden. Unser Ritter hatte durch die Vermittlung der doktrinären Verwandten einer berühmten Dame, bei welcher er einst Kapaun im Korbe war, seinen Orden vom Könige erhalten, und man sagt, Dieser habe in seinem ganzen Wesen eine frappante Ähnlichkeit mit seiner verstorbenen Erzieherin, der Frau von Genlis, erkannt, und Letztere noch nach ihrem Tode in ihrem Ebenbilde ehren wollen. Die Minister aber, die beim Anblick

des Ritters keine solche gemüthliche Regungen verspüren und ihn irrthümlich für einen deutschen Liberalen halten, fürchten durch Kontrasignierung des Patents die absoluten Regierungen zu beleidigen. Indessen wird bald eine verständigende Ausgleichung erwartet, und um der Billigung der Kontinentalmächte ganz versichert zu sein, sind Unterhandlungen angeknüpft, die das Kabinet von St. James zu einer ähnlichen Ordensverleihung bewegen müssen, und Supplikant wird sich deßhalb mit einem Sr. Majestät, dem König Wilhelm IV., dedicierten altindischen Epos persönlich nach England begeben. Für die hiesigen Deutschen ist es jedoch ein betrübendes Schauspiel, ihren hochverehrten schwächlichen Landsmann derlei Verzögernisse halber von Pontius zu Pilatus rennen zu sehen, in Koth und Kälte und in bestürmender Ungeduld, die um so unbegreiflicher, da ihm doch alle Beispiele indischer Gelassenheit, der ganze Ramayana und der ganze Mahabarata, allertröstlichst zu Gebote stehen*).

Die Art, wie die Franzosen die wichtigsten Gegenstände mit spöttelndem Leichtsinne behandeln, zeigt sich auch bei den Gesprächen über die letzten

*) Obiger Absatz fehlt in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Konspirationen. Die, welche auf den Thürmen von Notre-Dame tragiert wurde, scheint sich ganz als Polizei-Intrigue auszuweisen. Man äußerte scherzend, es seien Klassiker gewesen, die aus Hass gegen Victor Hugo's romantischen Roman, Notre Dame de Paris, die Kirche selbst in Brand stecken wollten. Rabelais' Witze über die Glocken derselben kamen wieder zum Vorschein. Auch das bekannte Wort: „Si l'on m'accusait d'avoir volé les cloches de Notre Dame, je commencerais par prendre la fuite" wurde scherzend variiert, als einige Karlisten in Folge dieser Begebenheit die Flucht ergriffen. Die letzte Konspiration von der Nacht des zweiten Februars will man ebenfalls zum größten Theile den Machinationen der Polizei zuschreiben. Man sagt, sie haben sich in einer Restauration der Rue des Prouvaires eine splendide Verschwörung zu zweihundert Kouverts bestellt, und einige blödsinnige Karlisten zu Gaste geladen, die natürlich die Zeche bezahlen mussten. Letztere hatten kein Geld dabei gespart, und in den Stiefeln eines arretierten Verschwornen fand man 27,000 Francs. Mit dieser Summe hätte man schon Etwas ausrichten können. In den Memoiren von Marmontel las ich einmal eine Äußerung von Chamfort, dass man mit tausend Louisd'or schon einen ordentlichen Lärm in Paris

anzetteln könne; und bei den letzten Emeuten ist mir diese Äußerung immer wieder ins Gedächtnis gekommen. Ich darf aus wichtigen Gründen nicht verschweigen, daſs zu einer Revolution immer Geld nothwendig ist. Selbst die herrliche Juliusrevolution ist nicht so ganz gratis aufgeführt worden, wie man wohl glaubt. Dieses Schauspiel für Götter hat dennoch einige Millionen gekostet, obgleich die eigentlichen Akteure, das Volk von Paris, in Heroismus und Uneigennützigkeit gewetteifert. Die Sachen geschehen nicht des Geldes wegen, aber es gehört Geld dazu, um sie in Gang zu bringen. Die thörichten Karlisten meinen aber, sie gingen von selbst, wenn sie nur Geld in den Stiefeln haben. Die Republikaner sind gewiſs bei den Vorgängen der Nacht vom zweiten Februar ganz unschuldig; denn wie mir jüngst einer Derselben sagte: „Wenn du hörst, daſs bei einer Verschwörung Geld vertheilt worden, so kannst du darauf rechnen, daſs kein Republikaner dabei gewesen.“ In der That, diese Partei hat wenig Geld, da sie meistens aus ehrlichen und uneigennützigen Menschen besteht. Sie werden, wenn sie zur Macht gelangen, ihre Hände mit Blut beflecken, aber nicht mit Geld. Man weiß Das, und hegt daher weniger Scheu vor den Intriganten, denen mehr nach Geld als nach Blut gelüstet.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, iſt vielleicht durch die Schriftſteller und Redner veranlaſſt worden, die zuerſt das Wort „Schreckensſyſtem“ gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußerſten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der ſich damals entfaltete, war aber mehr eine Erſcheinung als ein Syſtem, und der Schrecken war eben ſo ſehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es iſt thöricht, wenn man jetzt, zur Nacheiferung aufreizend, den Geſichtsabguſs des Robespierre herumträgt. Thöricht iſt es, wenn man die Sprache von 1793 wieder heraufbeſchwört, wie die Amis du peuple es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, eben ſo retrograde handeln wie die eifrigſten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt ebenſo thöricht wie Derjenige, welcher abgeſchnittene welke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Karliſten ſind Plagiarien der Vergangenheit, und wenn ſie ſich vereinigen, ſo mahnt Das an die lächerlichſten Tollhausbündniſſe, wo der gemeinſame Zwang oft die heterogenſten Narren in ein freundſchaftliches Verhältnis bringt, obgleich

der Eine, der sich selbst für den Jehova*) hält, den Andern, der sich für den Jupiter**) ausgiebt, im tiefsten Herzen verachtet. So sahen wir, diese Woche Genoude und Thouret, den Redakteur der „Gazette“ und den Redakteur der „Revolution,“ als Verbündete vor den Assisen stehen***), und als Chorus standen hinter ihnen Fitz-James mit seinen Karlisten und Cavaignac mit seinen Republikanern. Giebt es widerwärtigere Kontraste! Trotzdem, dass ich dem Republikwesen sehr abhold bin, so schmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer so unwürdigen Gemeinschaft sehe. Nur auf demselben Schafotte dürften sie zusammentreffen mit jenen Freunden des Absolutismus und des Jesuitismus, aber nimmermehr vor denselben Assisen. Und wie lächerlich werden sie durch solche Bündnisse! Es giebt nichts Lächerlicheres, als dass die Journale unter den Verschwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Karl X. und

*) **) „für Gott den Vater“ und „für Gott den Sohn“ steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

***) Die nachfolgende Stelle bis „Es giebt nichts Lächerlicheres ꝛc.“ fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

vier Republikaner von der Gesellschaft der Amis du peuple zusammen erwähnten.

Ich glaube wirklich nicht, daſs Letztere in dieser dummen Geschichte verwickelt sind. Ich selbst befand mich denselben Abend zufällig in der Versammlung der Amis du peuple, und glaube aus vielen Umständen schließen zu können, daſs man eher an Gegenwehr als an Angriff dachte. Es waren dort über fünfzehnhundert Menschen in einem engen Saale, der wie ein Theater aussah, gehörig zusammengedrängt. Der Citoyen Blanqui, Sohn eines Konventionels, hielt eine lange Rede voll von Spott gegen die Bourgeoisie, die Boutiquiers, die einen Louis Philipp *), la boutique incarnée, zum Könige gewählt, und zwar in ihrem eigenen Interesse, nicht im Interesse des Volks — du peuple, qui n'était pas complice d'une si indigne usurpation. Es war eine Rede voll Geist, Redlichkeit und Grimm **); doch der vorgetragenen Freiheit fehlte der freie Vortrag. Trotz aller republikanischen

*) „Die Louis Philipp zum Könige gewählt." schloſs dieser Satz in der ältesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) Der Schluſs dieses Satzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Strenge verleugnete ſich doch nicht die alte Galanterie, und den Damen, den Citoyennes, wurden mit echt franzöſiſcher Aufmerkſamkeit die beſten Plätze neben der Rednerbühne angewieſen. Die Verſammlung roch ganz wie ein zerleſenes, klebrichtes Exemplar des Moniteurs von 1793. Sie beſtand meiſtens aus ſehr jungen und ganz alten Leuten. In der erſten Revolution war der Freiheitsenthuſiasmus mehr bei den Männern von mittlerm Alter, in welchen der noch jugendliche Unwille über Pfaffentrug und Adelsinſolenz mit einer männlich klaren Einſicht zuſammentraf; die jüngern Leute und die ganz alten waren Anhänger des verjährten Regimes, Letztere, die ſilberhaarigen Greiſe, aus Gewohnheit, Erſtere, die Jeunesse dorée, aus Miſsmuth über die bürgerliche Prunkloſigkeit der republikaniſchen Sitten. Jetzt iſt es umgekehrt, die eigentlichen Freiheitsenthuſiaſten beſtehen aus ganz jungen und ganz alten Leuten. Dieſe kennen noch aus eigener Erfahrung die Abſcheulichkeiten des alten Regimes, und ſie denken mit Entzücken zurück an die Zeiten der erſten Revolution, wo ſie ſelber ſo kräftig geweſen und ſo groß. Jene, die Jugend, liebt dieſe Zeiten, weil ſie überhaupt aufopferungsſüchtig und heroiſch geſtimmt iſt und nach großen Thaten lechzt, und den knickerigen Kleinmuth und die krä-

merhafte Selbstsucht der jetzigen Gewalthaber verachtet. Die Männer mittlern Alters sind meistens ermüdet von dem harcelierenden Oppositionsgeschäfte während der Restauration, oder verdorben durch die Kaiserzeit, deren rauschende Ruhmsucht und glänzendes Soldatenthum alle bürgerliche Einfalt und Freiheitsliebe ertödtete. Außerdem hat diese imperiale Heldenperiode gar Vielen das Leben gekostet, die jetzt Männer wären, so daſs überhaupt unter diesen Letztern von manchen Jahrgängen nur wenige komplete Exemplare vorhanden sind.

Bei Jung und Alt aber im Saale der Amis du peuple herrschte der würdige Ernst, den man immer bei Menschen findet, die sich stark fühlen. Nur ihre Augen blitzten, und nur manchmal riefen sie: C' est vrai! c' est vrai! wenn der Redner eine Thatsache erwähnte. Als der Citoyen Cavaignac in einer Rede, die ich nicht genau verstehen konnte, weil er in kurzen, nachläſsig hervorgestoßenen Sätzen spricht, die Gerichtsverfolgungen erwähnte, denen die Schriftsteller noch immer ausgesetzt sind, da sah ich, daſs mein Nachbar sich an mir festhielt vor innerer Bewegung, und daſs er sich die Lippen wund biſs, um nicht mitzusprechen. Es war ein junger Brausekopf, mit Augen wie zornige Sterne, und er trug den niedrigen breitrandigen Hut von schwar-

zem Wachsleinen, der die Republikaner auszeichnet. „Aber nicht wahr," sagte er endlich zu mir, „diese Schriftstellerverfolgung ist ja eine mittelbare Censur? Man darf drucken, was man sagen darf, und man darf Alles sagen. Marat behauptete, dass es eine Ungerechtigkeit sei, wenn ein Bürger wegen einer Meinung vor Gericht geladen wird, und dass man wegen einer Meinung nur dem Publikum Rechenschaft schuldig sei. (Toute citation devant un tribunal pour une opinion est une injustice; on ne peut citer, en ce cas, un citoyen que devant le public.) Alles, was man sagt, ist nur eine Meinung. Camille Desmoulins bemerkt ebenfalls mit Recht: Sobald die Decemvirn in die Gesetzsammlung, die sie aus Griechenland mitgebracht, auch ein Gesetz gegen die Verleumdung eingeschwärzt hatten, so entdeckte man gleich, dass sie die Absicht hegten, die Freiheit zu vernichten und ihr Decemvirat permanent zu machen. Ebenfalls sobald Octavius, vierhundert Jahre nachher, jenes Gesetz der Decemvirn gegen Schriften und Reden wieder ins Leben rief und der Lex Julia laesae majestatis noch einen Artikel hinzufügte, konnte man sagen, dass die römische Freiheit ihren letzten Seufzer verhauchte."

Ich habe diese Citate hierher gesetzt, um anzuzeigen, welche Autoren bei den Amis du peuple citiert werden. Robespierre's letzte Rede vom achten Thermidor ist ihr Evangelium. Komisch war es jedoch, dass diese Leute über Unterdrückung klagten, während man ihnen erlaubt, sich so offen gegen die Regierung zu verbinden und Dinge zu sagen, deren zehnter Theil hinlänglich wäre, um in Norddeutschland*) zu lebenslänglicher Untersuchung verurtheilt zu werden. Denselben Abend hieß es jedoch, man würde dieser Ungebühr ein Ende machen und den Saal der Amis du peuple schließen. „Ich glaube, die Nationalgarde und die Linie werden uns heute cernieren," bemerkte mein Nachbar, „haben Sie auch für diesen Fall ihre Pistolen bei sich?" Ich will sie holen, gab ich zur Antwort, verließ den Saal, und fuhr nach einer Soirée im Faubourg St. Germain. Nichts als Lichter, Spiegel, Blumen, nackte Schultern, Zuckerwasser, gelbe Glacéhandschuh und Fadaisen. Außerdem lag eine so triumphierende Freude auf allen Gesichtern, als sei der Sieg des alten Regimes ganz entschieden, und während mir noch das Vive la République der Rue

*) „in Deutschland" steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Grenelle in den Ohren nachdröhnte, mussſte ich die beſtimmte Verſicherung anhören, daſs die Rückkehr des Mirakelkindes mit der ganzen Mirakelſippſchaft ſo gut wie gewiſs ſei. Ich kann nicht umhin, zu verrathen, daſs ich dort zwei Doktrinäre eine Anglaiſe tanzen ſehen; ſie tanzen nur Anglaiſen. Eine Dame mit einem weißen Kleide, worin grüne Bienen, die wie Lilien ausſahen, fragte mich*), ob man des Beiſtandes der Deutſchen und der Koſaken gewiſs ſei. Wir werden es uns wieder zur höchſten Ehre anrechnen, betheuerte ich, für die Wiedereinſetzung der ältern Bourbonen unſer Gut und Blut zu opfern. Wiſſen Sie auch, fügte die Dame hinzu, daſs heute der Tag iſt, wo Heinrich V. als Herzog von Bordeaux zuerſt kommunicierte? Welch ein wichtiger Tag für die Freunde des Throns und Altars, erwiderte ich, ein heiliger Tag, werth von De Lamartine beſungen zu werden!

Die Nacht dieſes ſchönen Tages ſollte roth angeſtrichen werden im Kalender von Frankreich, und die Gerüchte darüber waren des folgenden Morgens das Geſpräch von ganz Paris. Widerſprüche der tollſten Art liefen herum, und noch jetzt

*) „Eine liebenswürdige Dame fragte mich," heißt es in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

liegt, wie schon oben angedeutet, ein geheimnisvoller Schleier über jener Verschwörungsgeschichte. Es hieß, man habe die ganze königliche Familie, mitsammt der großen Gesellschaft, die in den Tuilerien versammelt gewesen, ermorden wollen, man habe den Concierge des Louvre gewonnen, um durch die große Galerie desselben unmittelbar in den Tanzsaal der Tuilerien eindringen zu können, ein Schuss sei dort gefallen, der dem Könige gegolten, ihn aber nicht getroffen, mehrere hundert Individuen seien arretiert worden u. s. w. Den Nachmittag fand ich vor der Gartenseite der Tuilerien noch eine große Menge Menschen, die nach den Fenstern hinaufschauten, als wollten sie den Schuss sehen, der dort gefallen. Einer erzählte, Perier sei die vorige Nacht zu Pferde gestiegen und gleich nach der Rue des Prouvaires geritten, als dort die Verschwornen verhaftet und ein Polizeiagent getödtet worden. Man habe den Pavillon de Flore in Brand stecken, und von außen den Pavillon Marsan angreifen wollen. Der König, hieß es, sei sehr betrübt. Die Weiber bedauerten ihn, die Männer schüttelten unwillig den Kopf. Die Franzosen verabscheuen allen nächtlichen Mord. In den stürmischen Revolutionszeiten wurden die schrecklichsten Thaten offenkundig und bei Tageslicht aus-

geführt. Was die Greuel der Bartholomäusnacht betrifft, so waren sie vielmehr von römisch-katholischen Priestern angestiftet*).

Wie weit der Concierge des Louvre in der Verschwörung vom zweiten Februar verwickelt ist, habe ich noch nicht bestimmt erfahren können. Die Einen sagen, er habe der Polizei gleich Anzeige gemacht, als man ihm Geld anbot, damit er die Schlüssel des Louvre ausliefere. Andere meinen, er habe sie wirklich ausgeliefert und sei jetzt eingezogen. Auf jeden Fall zeigt sich bei solchen Begebenheiten, wie die wichtigsten Posten in Paris ohne sonderliche Sicherheitsmaßregeln den unzulänglichsten Personen anvertraut sind. So war der Schatz selbst lange Zeit in den Händen eines Papierspekulanten, des Herrn Keßner**), den der Staat mit einer Eichenkrone dafür belohnen sollte, dass er nur sechs Millionen und nicht hundert Millionen auf der Börse verspielt hat. So hätte die Gemäldegalerie des Louvre, die mehr ein Eigenthum der Menschheit als der Franzosen ist, der Schauplatz nächtlicher Frevel und dabei zu Grunde gerichtet werden

*) Dieser Satz fehlt in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

**) Der Name fehlt in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

Jene Guillotinomanie, die wir bei den Republikanern finden, ist vielleicht durch die Schriftsteller und Redner veranlasst worden, die zuerst das Wort „Schreckenssystem“ gebraucht haben, um die Regierung, welche 1793 zur Rettung Frankreichs die äußersten Mittel aufbot, zu bezeichnen. Der Terrorismus, der sich damals entfaltete, war aber mehr eine Erscheinung als ein System, und der Schrecken war eben so sehr in den Gemüthern der Gewalthaber als des Volkes. Es ist thöricht, wenn man jetzt, zur Nacheiferung aufreizend, den Gesichtsabguss des Robespierre herumträgt. Thöricht ist es, wenn man die Sprache von 1793 wieder heraufbeschwört, wie die Amis du peuple es thun, die dadurch, ohne es zu ahnen, eben so retrograde handeln wie die eifrigsten Kämpen des alten Regimes. Wer die rothen Blüthen, die im Frühlinge von den Bäumen gefallen, nachher mit Wachs wieder anklebt, handelt ebenso thöricht wie Derjenige, welcher abgeschnittene welke Lilien in den Sand pflanzt. Republikaner und Karlisten sind Plagiarien der Vergangenheit, und wenn sie sich vereinigen, so mahnt Das an die lächerlichsten Tollhausbündnisse, wo der gemeinsame Zwang oft die heterogensten Narren in ein freundschaftliches Verhältnis bringt, obgleich

der Eine, der sich selbst für den Jehova*) hält, den Andern, der sich für den Jupiter**) ausgiebt, im tiefsten Herzen verachtet. So sahen wir, diese Woche Genoude und Thouret, den Redakteur der „Gazette“ und den Redakteur der „Revolution,“ als Verbündete vor den Assisen stehen***), und als Chorus standen hinter ihnen Fitz-James mit seinen Karlisten und Cavaignac mit seinen Republikanern. Giebt es widerwärtigere Kontraste! Trotzdem, dass ich dem Republikwesen sehr abhold bin, so schmerzt es mich doch in der Seele, wenn ich die Republikaner in einer so unwürdigen Gemeinschaft sehe. Nur auf demselben Schafotte dürften sie zusammentreffen mit jenen Freunden des Absolutismus und des Jesuitismus, aber nimmermehr vor denselben Assisen. Und wie lächerlich werden sie durch solche Bündnisse! Es giebt nichts Lächerlicheres, als dass die Journale unter den Verschwornen des zweiten Februars vier ehemalige Köche von Karl X. und

*) **) „für Gott den Vater“ und „für Gott den Sohn“ steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

***) Die nachfolgende Stelle bis „Es giebt nichts Lächerlicheres ꝛc.“ fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Keßner'ſche Kaſſendefekt die Geiſter doch noch mehr zu irritieren. Dieſer iſt wichtiger für die Tagsgeſchichte. Während ich Dieſes ſchreibe, vernimmt man, daſs er nicht ſechs, ſondern zehn Millionen betrage. Man glaubt ſogar, er werde ſich am Ende als eine Summe von zwölf Millionen ausweiſen. Das ſchmälert freilich das Verdienſt des Mannes, und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch dieſen Kaſſendefekt, wobei es an Iffland'ſchen Rührungsſcenen nicht fehlte, geräth zunächſt der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Kautionnement, das von Keßner nicht gefordert worden, ſelbſt bezahlen müſſen. Er kann dieſen Schaden leicht tragen; denn er iſt enorm reich, zieht jährlich über 200,000 Franken bare Revenuen, und iſt ein alter Abbé, der keine Familie hat. Perier ärgert ſich mehr, als man glaubt, über dieſe Geſchichte, da ſie Geld, welches ſeine Force und ſeine Schwäche, betrifft; wie wenig Schonung ihm die Oppoſition bei dieſer Gelegenheit angedeihen laſſen, iſt aus den Blättern bekannt. Dieſe referieren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in der Kammer vorfallen, und es bedarf ihrer hier keiner beſondern Erwähnung. Wahrlich, die Oppoſition beträgt ſich eben ſo kläglich wie das Miniſterium, und gewährt einen eben ſo widerwärtigen

Anblick. [Unter den Beſſern herrſcht Uneinigkeit. — Odillon-Barrot, der Schlaukopf mit dem düſter geſchmeidigen Blick, will ſich nicht zu weit von dem erſehnten Portefeuille entfernen und bleibt hinter ſeiner Partei zurück. Dagegen iſt Mauguin ſeinen Kollegen gar zu ſehr vorausgeeilt. Sie meinen, er habe ſich verirrt, weil ſie ihn nicht mehr ſehen. Auch er ſieht ſie nicht mehr, und zwar im wirklichen Sinne des Worts. Mauguin giebt nämlich alle Dienstag eine Demagogenſoirée, und einer meiner Freunde, der ſie dieſe Woche beſuchte, fand dort keinen einzigen Deputierten. Ein alter Konventionel, welcher anweſend war, lobte Mauguin ob der Energie ſeines Fortſtrebens; Mauguin aber erwiderte mit Beſcheidenheit, daſs er in dieſer Hinſicht keine Vergleichung aushalte mit den Kraftmännern der alten Konvention, daſs er jedoch politiſch weiter gegangen ſei als ſeine Kollegen von der Oppoſition, und daſs Dieſe, wie man ſähe, ihn verließen.]*)

Während aber Bedrängniſſe und Nöthen aller Art das Innere des Staates durchwühlen, und die äußern Angelegenheiten ſeit den Ereigniſſen in Ita-

*) Der obige Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

lien und Don Pedro's Expedition bedenklich verwickelter werden; während alle Institutionen, selbst die königlich höchste, gefährdet sind; während der politische Wirrwarr alle Existenzen bedroht, ist Paris diesen Winter noch immer das alte Paris, die schöne Zauberstadt, die dem Jüngling so holdselig lächelt, den Mann so gewaltig begeistert, und den Greis so sanft tröstet. Hier kann man das Glück entbehren, sagte einst Frau von Staël, — ein treffendes Wort, das aber in ihrem Munde seine Wirkung verlor, da sie sich lange Zeit nur deßhalb unglücklich fühlte, weil sie nicht in Paris leben durfte, und da also Paris ihr Glück war. So liegt in dem Patriotismus der Franzosen größtentheils die Vorliebe für Paris, und wenn Danton nicht floh, „weil man das Vaterland nicht an den Schuhsohlen mitschleppen kann," so hieß Das wohl auch, daß man im Auslande die Herrlichkeiten des schönen Paris entbehren würde. Aber Paris ist eigentlich Frankreich; Dieses ist nur die umliegende Gegend von Paris. Abgerechnet die schönen Landschaften und den liebenswürdigen Sinn des Volks im Allgemeinen, so ist Frankreich ganz öde, auf jeden Fall ist es geistig öde; Alles, was sich in der Provinz auszeichnet, wandert früh nach der Hauptstadt, dem Foyer alles Lichts und alles Glanzes. Frankreich

ſieht aus wie ein Garten, wo man alle ſchönſten Blumen gepflückt hat, um ſie zu einem Strauße zu verbinden, und dieſer Strauß heißt Paris. Es iſt wahr, er duftet jetzt nicht mehr ſo gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von dieſem Dufte betäubt wurden. Er iſt jedoch noch immer ſchön genug, um bräutlich zu prangen an dem Buſen Europa's. Paris iſt nicht bloß die Hauptſtadt von Frankreich, ſondern der ganzen civiliſierten Welt, und iſt ein Sammelplatz ihrer geiſtigen Notabilitäten. Verſammelt iſt hier Alles, was groß iſt durch Liebe oder Haſs, durch Fühlen oder Denken, durch Wiſſen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zuſammentreffen, ſo hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunſt, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geſchaffen, und luſtig tummeln ſich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden ſich kleinlich, aber das Volk iſt groß und fühlt ſeine ſchauerlich erhabene Beſtimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die ſo ruhmvoll und heilig ins Grab geſtiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen ſich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt

man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterſte Mokerie, und da jetzt Karneval iſt, ſo maskieren ſich Viele als Doktrinäre, und ſchneiden poſſierlich pedantiſche Geſichter, und behaupten, ſie hätten Furcht vor den Preußen.

IV.

Paris, den 1. März 1832.

Die Vorgänge in England nehmen seit einiger Zeit mehr als jemals unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir müssen es uns endlich gestehen, daſs die offene Feindschaft der absoluten Könige uns minder gefährlich ist, als des konstitutionellen John Bull's zweideutige Freundschaft. Die völkermeuchelnden Umtriebe der englischen Aristokratie treten bedrohlich genug ans officielle Tageslicht, und der Nebel von London verhüllt nur noch spärlich die feinen Schlingen und Knoten, die das konferenzliche Protokollgespinnst mit den parlamentarischen Fangfäden verknüpfen. Die Diplomatie hat dort thätiger als jemals ihre geburtsthümlichen Interessen wahrgenommen und emsiger als jemals das verderblichste Gewebe gesponnen und Herr von Tal-

können. So ist das Medaillenkabinett eine Beute von Dieben geworden, die dessen Schätze gewiss nicht aus numismatischer Liebhaberei gestohlen haben, sondern um sie direkt in den Schmelztiegel wandern zu lassen. Welch ein Verlust für die Wissenschaften, da unter den gestohlenen Antiquitäten nicht bloß die seltensten Stücke, sondern vielleicht auch die einzigen Exemplare waren, die davon übrig geblieben! Der Untergang dieser alten Münzen ist unersetzbar; denn die Alten können sich doch nicht noch einmal niedersetzen und neue fabricieren. Aber es ist nicht bloß ein Verlust für die Wissenschaften, sondern durch den Untergang solcher kleinen Denkmäler von Gold und Silber verliert das Leben selbst den Ausdruck seiner Realität. Die alte Geschichte klänge wie ein Märchen, wären nicht die damaligen Geldstücke, das Realste jener Zeiten, übrig geblieben, um uns zu überzeugen, dass die alten Völker und Könige, wovon wir so Wunderbares lesen, wirklich existiert haben, dass sie keine müßigen Phantasiegebilde, keine Erfindungen der Dichter sind, wie manche Schriftsteller behaupten, die uns überreden möchten, die ganze Geschichte des Alterthums, alle geschriebenen Urkunden desselben, seien im Mittelalter von den Mönchen geschmiedet worden. Gegen solche Behauptungen enthielt das hiesige Medaillen-

kabinett die klingendsten Gegenbeweise. Aber diese sind jetzt unwiederbringlich verloren, ein Theil der alten Weltgeschichte wurde eingesteckt und eingeschmolzen, und die mächtigsten Völker und Könige des Alterthums sind jetzt nur Fabeln, an die man nicht zu glauben braucht.

Es ist ergötzlich, daſs man die Fenster des Medaillenkabinetts jetzt mit eisernen Gitterstangen versieht, obgleich es gar nicht zu erwarten steht, daſs die Diebe das Gestohlene wieder nächtlicherweile zurückbringen werden. Besagte eiserne Stangen werden roth angestrichen, welches sehr gut aussieht. Jeder Vorübergehende schaut hinauf und lacht. Monsieur Raoul Rochette, der Aufseher der gestohlenen Medaillen, le conservateur des exmédailles, soll sich wundern, daſs die Diebe nicht ihn gestohlen, da er sich selbst immer für wichtiger als die Medaillen gehalten hat, und letztere jedenfalls für unbenutzbar hielt, wenn man seiner mündlichen Erklärungen dabei entbehren würde. Er geht jetzt müſsig herum, und lächelt wie unsere Köchin, als die Katze ein Stück rohes Fleisch aus der Küche gestohlen; sie weiß ja doch nicht, wie das Fleisch gekocht wird, sagte unsere Köchin und lächelte.

Indessen, wie sehr auch jener Medaillendiebstahl ein Verlust für die alte Geschichte ist, so scheint der

Keßner'sche Kassendefekt die Geister doch noch mehr zu irritieren. Dieser ist wichtiger für die Tagsgeschichte. Während ich Dieses schreibe, vernimmt man, dass er nicht sechs, sondern zehn Millionen betrage. Man glaubt sogar, er werde sich am Ende als eine Summe von zwölf Millionen ausweisen. Das schmälert freilich das Verdienst des Mannes, und ich kann ihm keine Eichenkrone mehr zuerkennen. Durch diesen Kassendefekt, wobei es an Iffland'schen Rührungsscenen nicht fehlte, geräth zunächst der Baron Louis in große Verlegenheit. Er wird wohl am Ende das Kautionnement, das von Keßner nicht gefordert worden, selbst bezahlen müssen. Er kann diesen Schaden leicht tragen; denn er ist enorm reich, zieht jährlich über 200,000 Franken bare Revenuen, und ist ein alter Abbé, der keine Familie hat. Perier ärgert sich mehr, als man glaubt, über diese Geschichte, da sie Geld, welches seine Force und seine Schwäche, betrifft; wie wenig Schonung ihm die Opposition bei dieser Gelegenheit angedeihen lassen, ist aus den Blättern bekannt. Diese referieren hinlänglich die Unwürdigkeiten, die in der Kammer vorfallen, und es bedarf ihrer hier keiner besondern Erwähnung. Wahrlich, die Opposition beträgt sich eben so kläglich wie das Ministerium, und gewährt einen eben so widerwärtigen

Anblick. [Unter den Beſſern herrſcht Uneinigkeit. — Odillon-Barrot, der Schlaukopf mit dem düſter geſchmeidigen Blick, will ſich nicht zu weit von dem erſehnten Portefeuille entfernen und bleibt hinter ſeiner Partei zurück. Dagegen iſt Mauguin ſeinen Kollegen gar zu ſehr vorausgeeilt. Sie meinen, er habe ſich verirrt, weil ſie ihn nicht mehr ſehen. Auch er ſieht ſie nicht mehr, und zwar im wirklichen Sinne des Worts. Mauguin giebt nämlich alle Dienstag eine Demagogenſoirée, und einer meiner Freunde, der ſie dieſe Woche beſuchte, fand dort keinen einzigen Deputierten. Ein alter Konventionel, welcher anweſend war, lobte Mauguin ob der Energie ſeines Fortſtrebens; Mauguin aber erwiderte mit Beſcheidenheit, daſs er in dieſer Hinſicht keine Vergleichung aushalte mit den Kraftmännern der alten Konvention, daſs er jedoch politiſch weiter gegangen ſei als ſeine Kollegen von der Oppoſition, und daſs Dieſe, wie man ſähe, ihn verließen.]*)

Während aber Bedrängniſſe und Nöthen aller Art das Innere des Staates durchwühlen, und die äußern Angelegenheiten ſeit den Ereigniſſen in Ita-

*) Der obige Abſatz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

bility bestehen könne. England's Nobility ist aber auch etwas ganz Anderes als die französische Noblesse, und sie verdient, daſs ich ihr unterscheidendes Lob ausspreche. Der englische Adel stellte sich dem Absolutismus der Könige immer entgegen, in Gemeinschaft mit dem Volke, um dessen Rechte nebst den seinigen zu behaupten; der französische Adel hingegen ergab sich den Königen auf Gnade und Ungnade; seit Mazarin widerstrebte er nicht mehr ihrer Gewalt, er suchte nur daran Theil zu gewinnen durch geschmeidigen Hofdienst, und in unterthänigster Handlangergemeinschaft mit den Königen drückte und verrieth er das Volk. Unbewusst hat sich der französische Adel für die frühere Unterdrückung an den Königen gerächt, indem er sie zu entnervender Sittenlosigkeit verführte und sie fast blödsinnig schmeichelte. Freilich er selber, geschwächt und entgeistet, musste dadurch zugleich mit dem ältern Königthume zu Grunde gehen, der zehnte August fand in den Tuilerien nur ein greisenhaft abgelebtes Volk mit gebrechlichen Galanteriedegen, und nicht einmal ein Mann, nur eine Frau war es, die mit Muth und Kraft zur Gegenwehr aufforderte; — aber auch diese letzte Dame des französischen Ritterthums, die letzte Repräsentantin des hinsterbenden alten Regimes, auch sie sollte nicht

in so holder Jugendgestalt ins Grab sinken, und eine einzige Nacht hat schneeweiß gefärbt die blonden Locken der schönen Antoinette.

Anders erging es dem englischen Adel. Dieser hat seine Kraft erhalten, er wurzelt im Volke, dem gesunden Boden, der die jüngern Söhne der Nobility als edle Schösslinge aufnimmt, und durch Diese, die eigentliche Gentry, mit dem Adel selbst, der Nobility, verbunden bleibt. Dabei ist der englische Adel voll Patriotismus, er hat bisher mit unerlogenem Eifer das alte England wahrhaft repräsentiert, und jene Lords, die so Viel kosten, haben auch, wenn es noth that, dem Vaterlande Opfer gebracht. Es ist wahr, sie sind hochmüthig, mehr noch als der Adel auf dem Kontinente, der seinen Hochmuth zur Schau trägt und sich äußerlich vom Volke auszeichnet durch Kostüme, Bänder, schlechtes Französisch, Wappen, Sterne und sonstige Spielereien; der englische Adel verachtet den Bürgerstand zu sehr, als dass er es für nöthig hielte, ihm durch äußere Mittel zu imponieren, die bunten Zeichen der Macht öffentlich zur Schau zu tragen; im Gegentheile, wie Götter inkognito sieht man den englischen Adel, schlicht bürgerlich gekleidet, und daher unbemerkt in den Straßen, Routs und Theatern Londons; mit seinen feudalistischen Dekorationen und

ſonſtigem Prachtflitterſtaate bekleidet er ſich nur bei Hoffeſten und altherkömmlichen Hofceremonien. Daher bewahrt er auch bei dem Volke mehr Ehrfurcht als unſere Kontinentalgötter, die ſo wohlbekannt mit allen ihren Attributen umherlaufen. Auf der Waterloobrücke zu London hörte ich einſt, wie ein Knabe zu dem Andern ſagte: Have you ever seen a nobleman? (Haſt du je einen Edelmann geſehen?), worauf der Andere antwortete: No, but I have seen the coach of the Lord Mayor. (Nein, aber ich habe die Kutſche des Lords Mayors geſehen.) Dieſe Kutſche iſt nämlich ein abenteuerlich großer Kaſten, überreich vergoldet, fabelhaft bunt bemalt, mit einem rothſammetnen, ſteifgoldenen Haarbeutelkutſcher auf dem Bock und drei dito Haarbeutellakaien hinten auf dem Schlage. Wenn das engliſche Volk jetzt mit ſeinem Adel hadert, ſo geſchieht Das nicht der bürgerlichen Gleichheit wegen, woran es nicht denkt, am wenigſten der bürgerlichen Freiheit wegen, deren es vollauf genießt, ſondern wegen barer Geldintereſſen; indem der Adel, im Beſitze aller Sinekuren, geiſtlichen Pfründen und übereinträglicher Ämter, frech und üppig ſchwelgt, während der größte Theil des Volks, überlaſtet mit Abgaben, im tiefſten Elende ſchmachtet und verhungert. Daher verlangt es eine Parlamentsreform,

und die adligen Beförderer derſelben haben wahrlich nicht im Sinne, ſie zu etwas Anderem zu benutzen, als zu materiellen Verbeſſerungen.

Ja, der Adel von England iſt noch immer mit dem Volke verbundener als mit den Königen, von denen er ſich immer unabhängig zu erhalten gewuſſt, im Gegenſatze zu dem franzöſiſchen Adel. Er lieh den Königen nur ſein Schwert und ſein Wort, jedoch an dem Privatleben derſelben, in Luſt und Lüſten, nahm er nur gleichgültig vertraulichen Antheil. Dies gilt ſogar von den verdorbenſten Zeiten. Hamilton in ſeinen Memoiren des Duc de Grammont giebt ein anſchauliches Bild dieſes Verhältniſſes*). Solcherweiſe, bis auf die letzte Zeit, blieb der engliſche Adel zwar der Etikette nach handküſſend und knieend, jedoch faktiſch auf gleichheitlichem Fuße mit den Königen, denen er ſich ernſthaft genug widerſetzte, ſobald ſie ſeine Vorrechte antaſten oder ſich ſeinem Einfluſſe entziehen wollten. Dieſes Letztere geſchah vor einigen Jahren am offenkundigſten, als Canning Miniſter wurde; zur Zeit des Mittelalters wären die engliſchen Barone in einem ſolchen Falle behelmt und gepanzert,

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

mit dem Schwerte in der Faust und im Geleite ihrer Lehnsmannen, aufs Schloss des Königs gestiegen, und hätten mit ironischer Demuth, mit bewaffneter Kourtoisie ihren Willen ertrotzt. In unserm Jahrhunderte mussten sie zu minder ritterthümlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, und, wie männiglich bekannt, suchten die Edelleute, die damals das Ministerium bildeten, dem Könige dadurch zu imponieren, dass sie unvermuthet und in perfid abgekarteter Weise sämmtlich ihre Dimissionen gaben. Die Folgen sind ebenfalls hinlänglich bekannt. Georg IV. stützte sich alsdann auf Georg Canning, den heiligen Georg von England, der nahe daran war, den mächtigsten Lindwurm der Erde niederzuschlagen. Nach ihm kam Lord Goderich mit seinem rothbäckig behaglichen Gesichte und affektiert heftigen Advokatentone, und ließ bald die überlieferte Lanze aus den schwachen Händen fallen, so dass der arme König sich wieder auf Gnade und Ungnade seinen alten Baronen übergeben musste, und der Feldherr der heiligen Alliance wieder den Kommandostab erhielt. Ich habe an einem andern Orte nachgewiesen, warum kein liberaler Minister in England etwas besonders Gutes bewirken kann und deshalb abtreten muss, um jenen Hochtories Platz zu machen, die eine große Verbesserungsbill natürlicherweise um

ſo leichter durchſetzen, da ſie den parlamentariſchen Widerſtand ihrer eigenen Halsſtarrigkeit nicht zu beſiegen brauchen. Der Teufel hat von jeher die beſten Kirchen gebaut. Wellington erfocht jene Emancipation, wofür Canning vergebens kämpfte, und vielleicht iſt er auch der Mann, der dazu beſtimmt iſt, jene Reformbill durchzuſetzen, woran Lord Grey wahrſcheinlich ſcheitert. Ich glaube an Deſſen baldigen Sturz, und dann gelangen wieder ans Regiment jene unverſöhnlichen Ariſtokraten, die ſeit vierzig Jahren das franzöſiſche Volk, als den Repräſentanten der demokratiſchen Ideen, auf Tod und Leben befehden. Diesmal wird freilich der alte Groll den materiellen Intereſſen nachgeſtellt werden, und den gefährlicheren Feind im Oſten und ſeine Anhängſel wird man gern von franzöſiſchen Waffen bekämpft ſehen. Um ſo mehr, da ſich die Feinde alsdann wechſelſeitig ſchwächen. Ja, die Engländer werden den galliſchen Hahn noch beſonders anſpornen zum Kampfe mit den abſoluten Adlern, und ſie werden ſchaubegierig mit ihren langen Hälſen über den Kanal herüberſchauen und applaudieren wie im Cock-pit, und ob des Ausgangs des Kampfes viele tauſend Guineen verwetten.

Werden die Götter dort oben im blauen Zelte eben ſo gleichgültig dieſes Schauſpiel betrachten?

werden sie, Engländer des Himmels, unbekümmert ob unseres Hilferufs und unseres Verblutens, herzlos und mit bleiernem Blick auf den Todeskampf der Völker herabschauen*)? Oder hat der Dichter Recht, welcher behauptet hat, so wie wir die Affen hassen, weil sie von allen Säugethieren uns selber am ähnlichsten schauen und dadurch unsern Stolz kränken, so seien den Göttern auch die Menschen verhasst, die, nach ihrem eigenen Bildnisse erschaffen, mit ihnen selber so viel beleidigende Ähnlichkeit haben; so dass die Götter, je größer, schöner, gottgleicher die Menschen sind, sie desto grimmiger durch Missgeschick verfolgen und zu Grunde richten, während sie die kleinen, häßlichen, säugethierlicheren Menschen gnädigst verschonen und im Glücke gedeihen lassen. Wenn diese letzte traurige Ansicht wahr ist, so sind freilich die Franzosen ihrem Untergange näher als Andere! Ach, möge das Ende ihres Kaisers noch frühzeitig die Franzosen belehren, was von dem Großsinn Englands zu erwarten ist! Hat der Bellerophon diese Chimäre nicht längst entführt? Möge Frankreich sich niemals auf England verlassen, wie Polen auf Frankreich!

*) Die beiden nächsten Sätze fehlen in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Sollte ſich jedoch das Entſetzliche begeben, und Frankreich, das Mutterland der Civiliſation und der Freiheit, ginge verloren durch Leichtſinn und Verrath, und die potsdämiſche Junkerſprache ſchnarrte wieder durch die Straßen von Paris, und ſchmutzige Teutonenſtiefel befleckten wieder den heiligen Boden der Boulevards, und der Palais-royal röche wieder nach Juchten — — — dann gäbe es einen Mann in der Welt, der elender wäre, als jemals ein Menſch geweſen, einen Mann, der durch ſeinen kläglichen, krämerhaften Kleinſinn das Verderben des Vaterlandes verſchuldet hätte, und alle Schlangen der Reue im Herzen und alle Flüche der Menſchheit auf dem Haupte trüge. Die Verdammten in der Hölle würden ſich alsdann, um ſich einander zu tröſten, die Qualen dieſes Mannes erzählen, die Qualen des Caſimir Perier.

Welch eine ſchauerliche Verantwortlichkeit laſtet auf dieſem einzigen Manne! Ein Grauen erfaſſt mich jedesmal, wenn ich in ſeine Nähe trete. Wie gebannt von einem unheimlichen Zauber, ſtand ich jüngſt eine Stunde lang neben ihm und betrachtete dieſe trübe Geſtalt, die ſich zwiſchen den Völkern und der Sonne des Julius ſo kühn geſtellt hat. Wenn dieſer Mann fällt, dachte ich, hat die große Sonnenfinſternis ein Ende, und die dreifarbige

Fahne auf dem Pantheon erglänzt wieder begeistert, und die Freiheitsbäume erblühen wieder! Dieser Mann ist der Atlas, der die Börse und das Haus Orleans und das ganze europäische Staatengebäude auf seinen Schultern trägt, und wenn er fällt, so fällt die ganze Bude, worin man die edelsten Hoffnungen der Menschheit verschachert, und es fallen die Wechseltische und die Kurse und die Eigensucht und die Gemeinheit!

Es ist nicht so ganz uneigentlich, wenn man ihn einen Atlas nennt; Perier ist ein ungewöhnlich großer, breitschultriger Mann von starkem Knochenbau und gewaltig stämmigem Ansehen. Man hat gewöhnlich irrige Begriffe von seinem Äußern, theils weil die Journale beständig von seiner Kränklichkeit reden, um ihn, der durchaus gesund und Präsident des Konseils bleiben will, zu irritieren, theils auch weil man von seiner Irritation selbst die übertriebensten Anekdoten erzählt und die Leidenschaftlichkeit, womit man ihn auf der Rednerbühne agieren sieht, als seinen gewöhnlichen Zustand betrachtet. Aber der Mann ist ein ganz Anderer, sobald man ihn in seiner Häuslichkeit, in Gesellschaft, überhaupt in einem befriedeten Zustande erblickt. Dann gewinnt sein Gesicht, statt des begeistert erhöhten oder erniedrigten Ausdrucks, den ihm die Tribüne verleiht,

eine wahrhaft imposante Würde, seine Gestalt erhebt sich noch männlich schöner und edler, und man betrachtet ihn mit Wohlgefallen, besonders so lange er nicht spricht. In dieser Hinsicht ist er ganz das Gegentheil der Femme du Bureau im Café Colbert, die fast unschön erscheint, so lange sie schweigt, deren Gesicht aber von Holdseligkeit überstrahlt wird, sobald sie zum Sprechen den Mund öffnet. Nur dass Perier, wenn er lange schweigt und Andere mit Bedächtigkeit anhört, die dünnen Lippen tief einwärts zieht, und der Mund dadurch wie eine Grube im Gesichte anzuschauen ist. Dann pflegt er auch mit dem horchend gebeugten Haupte leise auf und nieder zu nicken, wie Einer, der zu sagen scheint: „Das wird sich schon geben.“ Seine Stirne ist hoch, und scheint es um so mehr, da das Vorderhaupt nur mit wenigen Haaren bedeckt ist. Diese sind grau, beinahe weiß, glatt anliegend, und bedecken nur spärlich den übrigen Theil des Kopfes, dessen Wölbung schön und ebenmäßig, und woran die kleinen Ohren fast anmuthig genannt werden können. Das Kinn ist aber kurz und ordinär. Wild und wüst hängt das schwarze Buschwerk seiner Brauen herab bis zu den tiefen Augenhöhlen, worin die kleinen dunkeln Augen tief versteckt auf der Lauer liegen; nur zuweilen blitzt es da hervor wie ein Stilett. Die Farbe

des Gesichts ist graugelblich, das gewöhnliche Kolorit der Sorge und Verdrossenheit, und es irren allerlei wunderliche Falten darüber hin, die zwar nicht gemein sind, aber auch nicht edel, vielleicht Justemilieu-, anständig grämliche Justemilieu-Falten. Man will dem Manne das Bankierhafte anmerken, sogar in seiner Haltung das Kaufmännische herausfinden, und einer meiner Freunde giebt vor, daſs er in Versuchung gerathe, ihn über den jetzigen Preis des Kaffes oder den Stand des Diskontos zu befragen. Wenn man aber von Jemandem weiß, daſs er blind ist, sagt Lichtenberg, so glaubt man es ihm von hinten ansehen zu können. Ich finde in der ganzen Erscheinung Casimir Perier's freilich Nichts, was an Adel der Geburt erinnert, aber in seinem Wesen liegt Viel von schöner Ausbildung der Bürgerlichkeit, wie man sie bei Männern findet, die mit den thatsächlichsten Staatssorgen belastet sind, und sich mit chevalereskeu Manieren und sonstigem Toilettengeschäfte nicht viel befassen können.

Nach seinen Reden kann man Perier noch am besten beurtheilen, es ist Das auch seine beste Seite, wenigstens während der Restaurationsperiode, wo er, einer der besten Sprecher der Opposition, gegen windiges Pfaffen- und Schranzenthum den edelsten Krieg führte. Ich weiß nicht, ob er damals schon

ſo körperlich ungeſtüm war wie jetzt; ich las damals nur ſeine Reden, die, ein Muſter von Haltung und Würde, auch zugleich ſo ruhig und beſonnen waren, daſs ich ihn für einen ganz alten Mann hielt. In dieſen Reden herrſchte die ſtrengſte Logik, es war darin etwas Starres, ſtarre Vernunftgründe neben einander grad aufgerichtet, gleich unzerbrechbar eiſernen Stangen, und dahinter lauſchte manchmal eine leiſe Wehmuth, wie eine blaſſe Nonne hinter klöſterlichem Sprachgitter. Die ſtarren Vernunftgründe, die eiſernen Stangen ſind in ſeinen Reden geblieben, aber jetzt ſchaut man dahinter nur einen unmächtigen Zorn, der wie ein wildes Thier hin und her ſpringt.

Viele der neueſten Reden Perier's, welche Geſetzentwürfe beſprechen, wie z. B. über die Pairie, ſind nicht von ihm ſelbſt abgefaſſt; zu ſolchen großen Ausarbeitungen fehlt es dem Miniſter an Zeit. Er muſs jetzt täglich reizbarer, kleinlicher und leidenſchaftlicher in ſeinen eigenen Reden werden, je bedenklicher, würdeloſer und unedler das Syſtem iſt, das er zu vertheidigen hat*). Was ihm in der

*) Der Schluſs dieſes und der Anfang des folgenden Abſatzes bis zu den Worten: „Iſt es der Geiſt der Satire ꝛc.“ fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber

öffentlichen Meinung am förderlichsten, Das ist seine Stellung neben Herrn Sebastiani, dem alten koketten Menschen mit dem aschgrauen Herzen und dem gelben Gesichte, worauf noch manchmal ein Stückchen Röthe zu schauen, wie bei herbstlichen Bäumen, aus deren gelbem Laubwerk einige grellrothe Blätter hervorgrinsen. Wahrlich, es giebt nichts Widerwärtigeres als diese aufgeblasene Nichtigkeit, die, obgleich für krank erklärt, noch oft in die Kammer kommt und sich auf die Ministerbank setzt, ein fades Lächeln um die Lippen, und eine Dummheit auf der Zunge. Ich kann kaum begreifen, daß dieses wohl gantierte, niedlich chaussierte, schwächliche Männlein mit verschwimmenden Vapeuräuglein jemals große Dinge verrichten konnte im Felde und im Rathe, wie uns die Berichterstatter des russischen Rückzuges und der türkischen Gesandtschaft erzählen. Seine ganze Wissenschaft besteht jetzt nur noch aus einigen altabgenutzten Diplomatenstückchen, die in seinem blechernen Gehirne beständig klappern. Seine eigentlich politischen Ideen gleichen dem großen Riemen, welchen Karthago's Königin aus einer Kuhhaut schnitt, und womit sie ein ganzes Land umspannte; der Ideenkreis des guten Mannes ist groß, umfasst viel Land, aber er ist dennoch von Leder. Perier

ſagte einſt von ihm: „Er hat eine große Idee von ſich ſelbſt, und Das iſt die einzige Idee, die er hat.“

Ich habe den Kupido der Kaiſerperiode, wie man Sebaſtiani genannt, neben dem Herkules der Juſtemilieu-Zeit, wie man Perier bezeichnet, nur deſshalb hingeſtellt, damit Dieſer in völliger Größe erſcheine. Wahrlich, ich möchte ihn lieber vergrößern als verkleinern, und dennoch kann ich nicht umhin zu geſtehen, daſs bei ſeinem Anblicke mir eine Geſtalt ins Gedächtnis heraufſteigt, woneben er eben ſo klein erſcheint, wie Sebaſtiani neben ihm. Iſt es der Geiſt der Satire, der an die Gegenſätze erinnert? Oder hat Caſimir Perier wirklich eine Ähnlichkeit mit dem größten Miniſter, der jemals in England regierte, mit George Canning? Aber auch andere Leute geſtehen, daſs er ſonderbarerweiſe an Dieſen erinnere und irgend eine verborgene Verwandtſchaft zwiſchen Beiden vorhanden ſei.

Vielleicht in der Bürgerlichkeit der Geburt und der Erſcheinung, in der Schwierigkeit der Lage, in der unerſchütterlichen Thatkraft und im Widerſtande gegen feudalariſtokratiſchen Ankampf zeigt ſich jene Ähnlichkeit zwiſchen Perier und Canning. Nimmermehr in ihrer Laufbahn und entfalteten Geſinnung. Erſterer, geboren und erzogen auf den weichen Polſtern des Reichthums, konnte ruhig ſeine beſten

Neigungen entwickeln und ruhig Theil nehmen an jener wohlhabenden Opposition, die der Bürgerstand während der Restaurationszeit gegen Aristokratie und Jesuitenschaft führte. Der Andere hingegen, George Canning, geboren von unglücklichen Eltern, war das arme Kind einer armen Mutter, die ihn des Tags über traurig und weinend pflegte, und des Abends, um Brot für ihn zu verdienen, aufs Theater steigen und Komödie spielen und lachen musste; späterhin, aus dem kleinen Elend der Armuth in das größere Elend einer glänzenden Abhängigkeit übergehend, erduldete er die Unterstützung eines Oheims und die Gönnerschaft eines hohen Adels.

Unterschieden sich aber beide Männer durch die Lage, worin das Glück sie versetzt und lange Zeit erhalten hatte, so unterschieden sie sich noch mehr durch die Gesinnung, die sie offenbarten, als sie den Gipfel der Macht erreicht, wo endlich, frei von allem Zwange, das große Wort des Lebens ausgesprochen werden konnte. Casimir Perier, der nie abhängig gewesen, der immer die goldenen Mittel besaß, die Gefühle der Freiheit in sich zu erhalten, auszubilden, zu erhöhen, Dieser wurde plötzlich kleinsinnig und krämerhaft; er beugte sich, seine Kräfte misskennend, vor jenen Mächtigen, die er vernichten

konnte, und bettelte um den Frieden, den er nur als Gnade gewähren durfte; er verletzt jetzt die Gastfreundschaft und beleidigt das heiligste Unglück, und, ein verkehrter Prometheus, stiehlt er den Menschen das Licht, um es den Göttern wiederzugeben. George Canning hingegen, weiland Gladiator im Dienste der Tories, als er endlich die Ketten der Geistessklaverei abschütteln konnte, erhob er sich in aller Majestät seines angebornen Bürgerthums und zum Entsetzen seiner ehemaligen Gönner, ein Spartakus von Downing-Street, proklamierte er die bürgerliche und kirchliche Freiheit für alle Völker, und gewann für England alle liberalen Herzen und hierdurch die Obermacht in Europa.

Es war damals eine dunkle Zeit in Deutschland, Nichts als Eulen, Censuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn; als nun der Lichtschein der Canning'schen Worte zu uns herüberleuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieser Blätter betrifft, er küsste Abschied von seinen Lieben und Liebsten, und stieg zu Schiff, und fuhr gen London, um den Canning zu sehen und zu hören. Da saß ich nun ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle, und lebte in seinem Anblicke, und trank die Worte seines

Mundes, und mein Herz war berauscht. Er war mittlerer Gestalt, ein schöner Mann, edel geformtes, klares Gesicht, sehr hohe Stirne, etwas Glatze, wohlwollend gewölbte Lippen, sanfte, überzeugende Augen, heftig genug in seinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den blechernen Kasten schlug, der vor ihm auf dem Aktentische lag, aber in der Leidenschaft immer anstandvoll, würdig, gentlemanlike. Worin glich also seine äußere Erscheinung dem Casimir Perier? Ich weiß nicht, aber es will mich bedünken, als sei Dessen Kopfbildung, obgleich derber und größer, der Canning'schen auffallend ähnlich. Eine gewisse Krankhaftigkeit, Überreizung und Abspannung, die wir bei Canning sahen, ist auch bei Perier auffallend, und mahnte eben an Jenen. Was Talent betrifft, so konnten sich wohl Beide die Wage halten. Nur dass Canning das Schwerste mit einer gewissen Leichtigkeit vollbrachte, gleich dem Odysseus, der den gewaltigen Bogen so leicht spannte, als habe er die Saiten einer Leier aufgezogen; Perier hingegen zeigt bei der geringfügigsten Handlung eine gewisse Schwerfälligkeit, er entfaltet bei der unbedeutendsten Maßregel alle seine Kräfte, alle seine geistige und weltliche Kavallerie und Infanterie, und wenn er die gelindesten Saiten aufziehen will, gebärdet er sich dabei so anstrengungsvoll, als

ſpannte er den Bogen des Odyſſeus. Seine Reden habe ich oben charakteriſiert. Canning war ebenfalls einer der größten Redner ſeiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daſs er zu geblümt, zu geſchmückt ſpreche. Aber dieſen Vorwurf verdiente er gewiſs nur in ſeiner frühern Periode, als er noch in abhängiger Stellung keine eigne Meinung ausſprechen durfte, und er daher ſtatt Deſſen nur oratoriſche Blumen, geiſtige Arabesken und brillante Witze geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, ſondern nur die Scheide deſſelben, und zwar eine ſehr koſtbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelſteine aufs reichſte blitzten. Aus dieſer Scheide zog er ſpäterhin die grade, ſchmuckloſe Stahlklinge hervor, und Das funkelte noch herrlicher, und war doch ſcharf und ſchneidend genug. Noch ſehe ich die greinenden Geſichter, die ihm gegenüberſaßen, beſonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch ſchon die Mitglieder ſeines Miniſteriums gewählt habe? — worauf George Canning ſich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und mit parodiertem Pathos Yes ſagend, ſich gleich wieder niederſetzte, ſo daſs das ganze Haus vom Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, faſt die ganze frühere Op-

position saß hinter dem Minister, namentlich der wackere Russell, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Mackintosh, Cam Hobhouse mit seinem verstürmt wüsten Gesichte, der edle spitznäsige Robert Wilson, und gar Francis Burdett, die begeistert lange donquixotliche Gestalt, dessen liebes Herz ein unverwelklicher Baumgarten liberaler Gedanken ist, und dessen magere Kniee damals, wie Cobbet sagte, den Rücken Canning's berührten. Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnisse blühen, und nimmermehr vergesse ich die Stunde, als ich George Canning über die Rechte der Völker sprechen hörte und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröstendes Echo zurückließen. That is my thunder! konnte Canning damals sagen. Seine schöne, volle, tiefsinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Brust, und es waren klare, entschleierte, todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war seine Mutter gestorben, und die Trauerkleidung, die er deßhalb trug, erhöhte die Feierlichkeit seiner Erscheinung. Ich sehe ihn noch in einem schwarzen Oberrocke und mit seinen schwarzen Handschuhen. Diese betrachtete er manchmal, während er sprach, und wenn er dabei besonders nachsinnend aussah,

dann dachte ich: Jetzt denkt er vielleicht an seine todte Mutter und an ihr langes Elend und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und diese Handschuhe sind Dessen Garantien, daſs Canning weiß, wie ihm zu Muthe ist, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riſs er einmal einen jener Handschuhe von der Hand, und ich glaubte schon, er wollte ihn der ganzen hohen Aristokratie von England vor die Füße werfen, als den schwarzen Fehdehandschuh der beleidigten Menschheit.

Wenn ihn jene Aristokratie gerade nicht ermordet hat, eben so wenig wie Jenen von St. Helena, der an einem Magenkrebse gestorben, so hat sie ihm doch genug kleine vergiftete Nadeln ins Herz gestochen. Man erzählte mir z. B., Canning erhielt in jener Zeit, als er eben ins Parlament ging, einen mit wohlbekanntem Wappen versiegelten Brief, den er erst im Sitzungssaale öffnete, und worin er einen alten Komödienzettel fand, auf welchem der Name seiner verstorbenen Mutter unter dem Personale der Schauspieler gedruckt war. Bald darauf starb Canning, und jetzt seit fünf Jahren schläft er in Westminster neben Fox und Sheridan, und über den Mund, der so Großes und Gewaltiges gesprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödsinnig

schweigendes Gewebe. Auch Georg IV. schläft jetzt dort in der Reihe seiner Väter und Vorfahren, die in steinernen Abbildungen auf den Grabmälern ausgestreckt liegen, das steinerne Haupt auf steinernen Kissen, Weltkugel und Scepter in der Hand; und rings um sie her, in hohen Särgen, liegt Englands Aristokratie, die vornehmen Herzoge und Bischöfe, Lords und Barone, die sich im Tode wie im Leben um die Könige drängen; und wer sie dort schauen will in Westminster, zahlt einen Shilling und sechs Pence. Dieses Geld empfängt ein armer kleiner Aufseher, dessen Erwerbszweig es ist, die todten hohen Herrschaften sehen zu lassen, und der dabei ihre Namen und Thaten hinschnattert, als wenn er ein Wachsfigurenkabinett zeigte. Ich sehe gern Dergleichen, indem ich mich dann überzeuge, daſs die Großen der Erde nicht unsterblich sind, mein Shilling und sechs Pence hat mich nicht gereut, und als ich Westminster verließ, sagte ich zu dem Aufseher: Ich bin mit deiner Exhibition zufrieden, ich wollte dir aber gern das Doppelte zahlen, wenn die Sammlung vollständig wäre.

Das ist es. So lange Englands Aristokraten nicht sämmtlich zu ihren Vätern versammelt sind, so lange die Sammlung in Westminster nicht vollständig ist, bleibt der Kampf der Völker gegen Be-

vorrechtung der Geburt noch immer unentſchieden, und Frankreichs Bürgeralliance mit England bleibt zweifelhaft. — [Über dieſes Thema wollen wir in einem ſpätern Artikel unſere ſchmerzlichſten Beſorgniſſe weiter entwickeln und durch eine Vergleichung des Geiſtes beider Völker und ihrer Machthaber die Grenzen beſtimmen, bis wie weit die Franzoſen den Britten trauen dürfen. Unterdeſſen verweiſen wir auf die tiefſinnigen und geiſtreichen Aufſätze, die der „National“ ſeit einiger Zeit über dieſen Gegenſtand mittheilt. Das heutige Blatt dieſes Journals iſt in dieſer Hinſicht zunächſt beherzigenswerth.]

V.

Paris, den 25. März 1832.

Der Feldzug nach Belgien, die Blokade von Lissabon und die Einnahme von Ancona sind die drei charakteristischen Heldenthaten, womit das Zustemilieu nach außen seine Kraft, seine Weisheit und seine Herrlichkeit geltend gemacht; im Innern pflückte es eben so rühmliche Lorbern unter den Pfeilern des Palais-royal, zu Lyon und zu Grenoble. Nie stand Frankreich so tief in den Augen des Auslandes, nicht einmal zur Zeit der Pompadour und der Dubarry. Man merkt jetzt, daſs es noch etwas Kläglicheres giebt, als eine Maitressenherrschaft. In dem Boudoir einer galanten Dame ist noch immer mehr Ehre zu finden, als in dem Komptoir eines Bankiers. Sogar in der Betstube Karl's X. hat man nicht so ganz und gar der Nationalwürde

vergeſſen, und von dort aus eroberte man Algier. Dieſe Eroberung ſoll, damit die Demüthigung vollſtändig ſei, jetzt aufgegeben werden. Dieſen letzten Fetzen von Frankreichs Ehre opfert man dem Trugbilde einer Alliance mit England*). Als ob die imaginäre Hoffnung derſelben nicht ſchon genug gekoſtet habe! Dieſer Alliance halber werden ſich die Franzoſen auch auf der Citadelle von Ancona blamieren müſſen, wie auf den Ebenen von Belgien und unter den Mauern von Liſſabon. [Wenn erſt Lord Grey fällt, dann werden die Engländer noch mehr fordern; aber dann fällt auch Caſimir Perier. Beide erhalten ſich nur durch ihre gegenſeitige Fallkraft, ungefähr wie zwei Betrunkene, die aufrecht bleiben, weil ſie beſtändig gegen einander fallen.]

Im Innern ſind die Beengniſſe und Zerriſſenheiten nachgerade ſo unleidlich geworden, daſs ſogar ein Deutſcher die Geduld verlieren könnte. Die Franzoſen gleichen jetzt jenen Verdammten in Dante's Hölle, denen ihr dermaliger Zuſtand ſo unerträglich geworden, daſs ſie nur dieſem entzogen zu werden wünſchen, und ſollten ſie auch dadurch in einen noch ſchlechtern Zuſtand gerathen. So er-

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

klärte sich, daſs den Republikanern das legitime Regime und den Legitimisten die Republik viel wünschenswerther geworden, als der Sumpf, der in der Mitte liegt und worin sie eben jetzt stecken. Die gemeinsame Qual verbindet sie. Sie haben nicht denselben Himmel, aber dieselbe Hölle, und da ist Heulen und Zähnklappern — Vive la République! Vive Henry V!

Die Anhänger des Ministeriums, d. h. Angestellte, Bankiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers, erhöhen das allgemeine Misbehagen noch durch die lächelnden Versicherungen, daſs wir ja Alle im ruhigsten Zustande leben, daſs das Thermometer des Volksglücks, der Staatspapierkurs, gestiegen, und daſs wir diesen Winter in Paris mehr Bälle als jemals, und die Oper in ihrer höchsten Blüthe gesehen haben. Dieses war wirklich der Fall; denn jene Leute haben ja die Mittel, Bälle zu geben, und da tanzten sie nun, um zu zeigen, daſs Frankreich glücklich sei; sie tanzten für ihr System, für den Frieden, für die Ruhe Europa's; sie wollten die Kurse in die Höhe tanzen, sie tanzten à la hausse. Freilich manchmal, während den erfreulichsten Entrechats, brachte das diplomatische Korps allerlei Hiobsdepeschen aus Belgien, Spanien, England und Italien; aber man ließ keine Bestürzung

merken, und tanzte verzweiflungsvoll luſtig weiter; ungefähr wie Aline, Königin von Golkonda, ihre ſcheinbar fröhlichen Tänze fortſetzt, wenn auch das Chor der Eunuchen mit einer Schreckensnachricht nach der andern heranquäkt. Wie geſagt, die Leute tanzten für ihre Renten, je gemäßigter ſie geſinnt waren, deſto leidenſchaftlicher tanzten ſie, und die dickſten, moraliſchſten Bankiers tanzten den verruchten Nonnenwalzer aus Robert-le-Diable, der berühmten Oper. — Meyerbeer hat das Unerhörte erreicht, indem er die flatterhaften Pariſer einen ganzen Winter lang zu feſſeln gewuſſt; noch immer ſtrömt Alles nach der Academie de Muſique, um Robert-le-Diable zu ſehen; aber die enthuſiaſtiſchen Meyerbeerianer mögen mir verzeihen, wenn ich glaube, daſs Mancher nicht bloß von der Muſik angezogen wird, ſondern auch von der politiſchen Bedeutung der Oper! Robert-le-Diable, der Sohn eines Teufels, der ſo verrucht war wie Philipp Egalité, und einer Fürſtin, die ſo fromm war wie die Tochter Penthièvre's, wird von dem Geiſte ſeines Vaters zum Böſen, zur Revolution, und von dem Geiſte ſeiner Mutter zum Guten, zum alten Regime, hingezogen, in ſeinem Gemüthe kämpfen die beiden angeborenen Naturen, er ſchwebt in der Mitte zwiſchen den beiden Principien, er iſt Juſtemilieu;

— vergebens wollen ihn die Wolfſchluchtſtimmen der Hölle ins Mouvement ziehen, vergebens verlocken ihn die Geiſter der Konvention, die als revolutionäre Nonnen aus dem Grabe ſteigen, vergebens giebt Robespierre, in der Geſtalt der Mademoiſelle Taglioni, ihm die Accolade; — er widerſteht allen Anfechtungen, allen Verführungen, ihn leitet die Liebe zu einer Prinzeſſin beider Sicilien, die ſehr fromm iſt, und auch er wird fromm, und wir erblicken ihn am Ende im Schoße der Kirche, umſummt von Pfaffen und umnebelt von Weihrauch. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs bei der erſten Vorſtellung dieſer Oper durch ein Verſehen des Maſchiniſten das Brett der Verſenkung, worin der alte Vater Teufel zur Hölle fuhr, ungeſchloſſen geblieben, und daſs der Teufel Sohn, als er zufällig darauf trat, ebenfalls hinabſank.

Da in der Deputiertenkammer von dieſer Oper ſo viel geſprochen worden, ſo war die Erwähnung derſelben keineswegs dieſen Blättern unangemeſſen. Die geſellſchaftlichen Erſcheinungen ſind hier durchaus nicht politiſch unwichtig, und ich begreife jetzt ſehr gut, wie Napoleon in Moskau ſich damit beſchäftigen konnte, das Reglement für die Pariſer Theater auszuarbeiten. — Auf letztere hatte die Regierung während des verfloſſenen Faſchings ihr

beſonderes Augenmerk, wie denn überhaupt dieſe Zeit um ſo mehr ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, da man ſogar die Maſkenfreiheit fürchtete, und beſonders am Mardi-gras eine Emeute erwartete. Wie leicht ein Mummenſchanz dazu Gelegenheit geben kann, hat ſich in Grenoble erwieſen. Voriges Jahr ward der Mardi-gras durch Demolierung des erzbiſchöflichen Pallaſtes gefeiert.

Da dieſer Winter der erſte war, den ich in Paris zubrachte, ſo kann ich nicht entſcheiden, ob der Karneval dieſes Jahr ſo brillant geweſen, wie die Regierung prahlt, oder ob er ſo triſt ausſah, wie die Oppoſition klagt. Sogar bei ſolchen Außendingen kann man der Wahrheit hier nicht auf die Spur kommen. Alle Parteien ſuchen zu täuſchen, und ſelbſt den eigenen Augen darf man nicht trauen. Einer meiner Freunde, ein Juſtemillionär, hatte die Güte, letzten Mardi-gras mich in Paris herum zu führen und mir durch den Augenſchein zu zeigen, wie glücklich und heiter das Volk ſei. Er ließ an jenem Tage auch alle ſeine Bedienten ausgehen, und befahl ihnen ausdrücklich, ſich recht viel Vergnügen zu machen. Vergnügt faſſte er meinen Arm und rannte vergnügt mit mir durch die Straßen, und lachte zuweilen recht laut. An der Porte St. Martin, auf dem feuchten Pflaſter, lag ein todt-

blaſſer, röchelnder Menſch, von welchem die umſtehenden Gaffer behaupteten, er ſterbe vor Hunger. Mein Begleiter aber verſichert mir, daſs dieſer Menſch alle Tage auf einer andern Straße vor Hunger ſterbe, und daſs er davon lebe, indem ihn nämlich die Karliſten dafür bezahlten, durch ſolches Schauſpiel das Volk gegen die Regierung zu verhetzen. Dieſes Handwerk muſs jedoch ſchlecht bezahlt werden, da Viele dabei wirklich vor Hunger ſterben. Es iſt eine eigene Sache mit dem Verhungern; man würde hier täglich viele tauſend Menſchen in dieſem Zuſtand ſehen, wenn ſie es nur längere Zeit darin aushalten könnten. So aber, gewöhnlich nach drei Tagen, welche ohne Nahrung verbracht worden, ſterben die armen Hungerleider, Einer nach dem Andern, und ſie werden ſtill eingeſcharrt, und man bemerkt ſie kaum.

Sehen Sie, wie glücklich das Volk iſt, bemerkte mein Begleiter, indem er mir die vielen Wagen voll Maſken zeigte, die laut jubelten und die luſtigſten Narretheien trieben. Die Boulevards gewährten wirklich einen überaus ergötzlich bunten Anblick, und ich dachte an das alte Sprichwort: Wenn der liebe Gott ſich im Himmel langweilt, dann öffnet er das Fenſter und betrachtet die Boulevards von Paris. Nur wollte es mich bedünken,

als sei dabei mehr Gendarmerie aufgestellt, als zu einem harmlosen Vergnügen eben nothwendig gewesen. Ein Republikaner, der mir begegnete, verdarb mir den Spaß, indem er mir versicherte, die meisten Masken, die sich am lustigsten gebärdeten, habe die Polizei eigens dafür bezahlt, damit man nicht klage, das Volk sei nicht mehr vergnügt. In wie weit Dieses wahr sein mag, will ich nicht bestimmen; die maskierten Männer und Weiber schienen sich ganz von innen heraus zu belustigen, und wenn die Polizei sie noch besonders dafür bezahlte, so war Das sehr artig von der Polizei. Was ihre Einwirkung besonders verrathen konnte, waren die Gespräche der maskierten gemeinen Kerle und öffentlichen Dirnen, die in ertrödelten Hoftrachten, mit Schönpflästerchen auf den geschminkten Gesichtern, die Vornehmheit der vorigen Regierung parodistisch nachäfften, sich mit karlistischen Namen titulierten und sich dabei so hoffährtig fächerten und spreizten, daſs ich mich unwillkürlich der hohen Festivitäten erinnerte, die ich als Knabe die Ehre hatte von der Galerie herab zu betrachten; nur daſs die Pariser Poissarden ein besseres Französisch sprachen als die Kavaliere und gnädigen Fräulein meines Vaterlandes.

Um diesem letztern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, gestehe ich, daſs der diesjährige Boeuf-

gras gar kein Aufſehen in Deutſchland gemacht haben würde. Ein Deutſcher muſſte über dieſen unbedeutenden Ochſen lächeln, ob deſſen Größe man ſich hier beſonders wunderte. Mit Anſpielungen auf dieſen armen Ochſen waren eine Woche lang die kleinen Blätter gefüllt; daſs er gros, gras et bête geweſen, war ein ſtehender Witz, und in Karikaturen parodierte man auf die gehäſſigſte Weiſe den Zug dieſes quaſi-fetten Ochſen. Schon hieß es, man würde dieſes Jahr den Zug verbieten; aber man beſann ſich eines Beſſeren. Von ſo vielen überlieferten Volksſpäßen iſt faſt allein der Zug des Boeuf-gras in Frankreich übrig geblieben. Den abſoluten Thron, den Parc-des-Cerfs, das Chriſtenthum, die Baſtille und andere ähnliche Inſtitute aus der guten alten Zeit hat die Revolution niedergeriſſen; der Ochs allein iſt geblieben. Darum wird er auch im Triumphe durch die Stadt geführt, bekränzt mit Blumen und umgeben von Metzgerknechten, die meiſtens mit Helm und Harniſchen bekleidet ſind, und die dieſen eiſernen Plunder von den verſtorbenen Rittern als nächſte Wahlverwandte geerbt haben.

Es iſt ſehr leicht, die Bedeutung der öffentlichen Mummereien einzuſehen. Schwerer iſt es, die geheime Maſkerade zu durchſchauen, die hier in

allen Verhältniſſen zu finden iſt. Dieſer größere Karneval beginnt mit dem erſten Januar, und endigt mit dem einunddreißigſten December. Die glänzendſten Redouten deſſelben ſieht man im Palais-Bourbon, im Luxembourg und in den Tuilerien. Nicht bloß in der Deputiertenkammer, ſondern auch in der Pairskammer und im königlichen Kabinette ſpielt man jetzt eine heilloſe Komödie, die vielleicht tragiſch enden wird. Die Oppoſitionsmänner, welche nur die Komödie der Reſtaurationszeit fortſetzen, ſind vermummte Republikaner, die mit ſichtbarer Ironie oder mit auffallendem Widerwillen als Komparſen des Königthums agieren. Die Pairs ſpielen jetzt die Rolle von unerblichen, durch Verdienſt berufenen Amtsleuten; wenn man ihnen aber hinter die Maſke ſchaut, ſo ſieht man meiſtens die wohlbekannten noblen Geſichter; und wie modern ſie ſich auch koſtümieren, ſo ſind ſie doch immer die Erben der alten Ariſtokratie, und ſie tragen ſogar die Namen, die an die alte Miſère erinnern, ſo daſs man darunter ſogar einen Dreux-Brézé findet, von dem der „National“ ſagt, er ſei nur dadurch ausgezeichnet, daſs einmal einem ſeiner Vorfahren eine gute Antwort gegeben worden. Was Ludwig Philipp betrifft, ſo ſpielt er noch immer ſeinen Roi-citoyen,

und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkostüm; unter seinem bescheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitte, und in seinem Regenschirme verbirgt er das absoluteste Scepter. Nur wenn die liebsten Interessen zur Sprache kommen, oder wenn Einer mit dem gehörigen Stichworte die Leidenschaften aufreizt, dann vergessen die Leute ihre einstudierte Rolle und offenbaren ihre Persönlichkeit. Jene Interessen sind zunächst die des Geldes, und diese müssen allen andern weichen, wie man bei den Diskussionen über das Budget wahrnehmen konnte . . . Die Stichworte, bei denen in der Deputiertenkammer die republikanische Gesinnung sich verrieth, sind bekannt. Nicht so unbedeutend und zufällig, wie man etwa in Deutschland glaubt, waren die Diskussionen über das Wort sujet. Letzteres hat schon im Beginne der französischen Revolution Veranlassung zu Expektorationen gegeben, wobei sich die republikanische Tendenz der Zeit aussprach. Wie leidenschaftlich tobte man, als einst dem armen Ludwig XVI. in einer Rede dieses Wort entschlüpfte. Ich habe zur Vergleichung mit der Gegenwart die damaligen Journale in dieser Beziehung nachgelesen; der Ton

von 1790 ist nicht verhallt, sondern nur veredelt. Die Philippisten sind nicht so ganz arglos, wenn sie durch Stichworte oberwähnter Art die Opposition in Leidenschaft bringen. Voriges Jahr hütete man sich wohl, die Tuilerien mit dem Namen Chateau zu benennen, und der „Moniteur“ erhielt ausdrücklich die Weisung, sich des Wortes Palais zu bedienen. Später nahm man es nicht mehr so genau. Jetzt wagt man schon mehr, und die „Debats“ sprechen von dem Hofe, la cour! Wir gehen mit großen Schritten zur Restauration zurück! klagte mir ein allzu ängstlicher Freund, als er las, daſs die Schwester des Königs „Madame“ tituliert worden. Dieser Argwohn grenzt fast ans Lächerliche. Wir gehen noch weiter zurück als zur Restauration! rief jüngst derselbe Freund, vor Schrecken erbleichend. Er hatte in einer gewissen Soirée etwas Entsetzliches gesehen, nämlich eine schöne junge Dame mit Puder in den Haaren. Ehrlich gestanden, es sah gut aus; die blonden Locken waren wie von leisem Frosthauch angereift, und die warmen frischen Blumen schauten um so rührend lieblicher daraus hervor. Die hübsche Dame, von der wir sprechen, heißt Madame Lelion, die Gemahlin des belgischen Gesandten, und sie ist eine bezaubernde flamändische

Schönheit, von der man glauben möchte, sie sei aus einem Rubens'schen Bilde hervorgeschritten*).

„Der 21. Januar" war in ähnlicher Weise das Stichwort, wobei sich in der Pairskammer die vermummten Erbleidenschaften und der krasseste Aristokratismus enthüllten. Was ich längst vorausgesehen, geschah; auch parlamentarisch gebärdete sich die Aristokratie, als sei sie besonders bevorrechtet, den Tod Ludwig's XVI. zu bejammern, und sie verhöhnte das französische Volk durch die Beschönigung jenes Bußtagsgesetzes, wodurch der eingesetzte Statthalter der heiligen Alliance, Ludwig XVIII., dem ganzen französischen Volke, wie einem Verbrecher, eine Pönitenz auferlegt hatte. Der 21. Januar war der Tag, wo das regicide Volk zum Abschrecken der umstehenden Nachbarvölker in Sack und Asche und mit der Kerze in der Hand vor Notre-Dame stehen sollte. Mit Recht stimmten die Deputierten für die Aufhebung eines Gesetzes, welches mehr dazu diente, die Franzosen zu demüthigen als sie zu trösten ob des Nationalunglücks, das sie am 21. Januar 1793 betroffen hat. Indem die Pairskammer die Aufhebung jenes Gesetzes verwarf, ver-

*) Dieser Satz fehlt in der ältesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rieth sie ihren unversöhnlichen Groll gegen das neue Frankreich, und entlarvte sie alle ihre adlige Vendetta gegen die Kinder der Revolution und gegen die Revolution selbst. Minder für die nächsten Interessen des Tages, als vielmehr gegen die Grundsätze der Revolution kämpfen jetzt die lebenslänglichen Herren des Luxembourg. Daher verwarfen sie nicht den Briqueville'schen Gesetzesvorschlag; sie verleugneten ihre Ehre und unterdrückten ihre grimmigste Abneigung. Jener Gesetzesvorschlag betraf ja nicht im Geringsten die Grundsätze der Revolution. Aber das Gesetz wegen Ehescheidung, das darf nicht angenommen werden; denn es ist durchaus revolutionärer Natur, wie jeder christkatholische Edelmann begreifen wird.

Das Schisma, das bei solcher Gelegenheit zwischen der Deputiertenkammer und der Pairie entsteht, wird die unerquicklichsten Erscheinungen hervorbringen. Man sagt, der König beginne schon die Bedeutung dieses Schismas in seiner ganzen Trostlosigkeit einzusehen. Das ist nun die Folge jener Halbheit, jenes Schwankens zwischen Himmel und Hölle, jenes Robert-le-Diable'schen Zustemilieuwesens. Ludwig Philipp sollte sich vorsehen*), dass

*) „Wie Nourrit als Robert-le-Diable bei der ersten Vorstellung dieser Oper durch einen Zufall in die Versenkung

er nicht einmal unverſehens auf das verſinkende Brett geräth. Er ſteht auf einem ſehr unſichern Boden. Er hat durch eigene Schuld ſeine beſte Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Miſsgriff zagender Menſchen, die mit ihren Feinden gut ſtehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolierte die Ariſtokratie, die ihn haſſt, und beleidigte das Volk, das ſeine beſte Stütze war. Seine Sympathie für die Erblichkeit der Pairſchaft hat ihm die gleichheitsſüchtigen Herzen vieler Franzoſen entfremdet, und ſeine Nöthen mit den Lebenslänglichen werden ihnen ein ſchadenfrohes Ergötzen gewähren. Nur wenn die Frage aufs Tapet kommt: „was die Juliusrevolution bedeutet habe?“ verfliegt der ſcherzende Miſsmuth, und der düſtere Groll bricht hervor in bedrohlichen Reden. Das iſt das gewaltigſte jener Stichworte, wobei die verborgene Leidenſchaft ans Tageslicht tritt, und die Parteien ihre Maſken gänzlich fallen laſſen. Ich glaube, man könnte die Todten der großen Woche, die unter den Mauern des Louvres begraben liegen, aus ihrem Schlafe wecken, wenn man ſich früge, ob die Männer der Juliusrevolution wirklich nichts Anderes

---

hinabfiel, wo eben der Vater Teufel zur Hölle fuhr, ſo ſollte auch Ludwig Philipp ſich vorſehen ꝛc.“ ſteht in der Augsb. Allg. Zeitung. Der Herausgeber.

gewollt haben, als was die Oppoſition in der Kammer während der Reſtaurationszeit ausgeſprochen hat? Dieſes nämlich war die Definition, welche die Miniſteriellen bei den jüngſten Debatten von der Juliusrevolution gegeben haben. Wie kläglich dieſe Erklärung in ſich ſelbſt zerfällt, ergiebt ſich ſchon daraus, daſs die Oppoſition ſeitdem eingeſtanden, daſs ſie während der ganzen Reſtaurationszeit Komödie geſpielt hat. Wie kann alſo hier von beſtimmten Manifeſtationen die Rede ſein? Auch was das Volk in den drei Tagen während des Kanonendonners gerufen, war nicht der beſtimmte Ausdruck ſeines Willens, wie nachträglich die Philippiſten behauptet haben. Der Ruf „Vive la Charte!“ den man nachher als den allgemeinen Wunſch, die Charte beizubehalten, interpretierte, war damals nichts Anderes als ein Loſungswort, als eine Tagesparole, deren man ſich nur als signe de ralliement bediente. Man darf den Ausdrücken, die das Volk in ſolchen Fällen gebraucht, keine allzu beſtimmte Bedeutung verleihen. Dies gilt von allen Revolutionen, die das Volk gemacht. Die „Männer des andern Morgens“ kommen immer hintendrein und klauben Worte. Sie finden nur das tödtende Wort, nicht den lebendig machenden Geiſt. Dieſem, nicht jenem, muſs man nachforſchen. Denn das Volk verſteht ſich eben

so wenig auf Worte, wie es sich durch Worte verständlich machen kann. Es versteht nur Thatsachen, nur Fakta, und spricht durch solche. Ein solches Faktum war die Juliusrevolution, und dieses besteht nicht einzig darin, daſs Karl X. aus den Tuilerien nach Holyrood gejagt worden, und Ludwig Philipp sich dort einquartiert hat; solch bloße Personalveränderung wäre nur wichtig für den Portier jenes Pallastes. Das Volk, indem es Karl X. verjagte, sah in ihm nur den Repräsentanten der Aristokratie, wie er sich sein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, seit 1788, wo er, als Fürst vom Geblüte, in einer Vorstellung an Ludwig XVI. förmlich ausgesprochen, daſs ein Fürst vor Allem Edelmann sei, als solcher naturgemäß dem Korps des Adels angehöre, und daher dessen Rechte vor allen andern Interessen vertheidigen müsse; in Ludwig Philipp sah aber das Volk einen Mann, dessen Vater schon, sogar in seinem Namen, die bürgerliche Gleichheit der Menschen anerkannt hat, einen Mann, der selbst bei Valmy und Jemappes für die Freiheit gefochten, der von seiner früheſten Jugend an bis jetzt die Worte Freiheit und Gleichheit im Munde geführt, und sich, in Opposition gegen die eigene Sippschaft, als einen Repräsentanten der Demokratie dargegeben hat.

Wie herrlich leuchtete dieſer Mann im Glanze der Juliusſonne, die ſein Haupt wie mit einer Glorie umſtrahlte, und ſelbſt auf ſeine Fehler ſo viel heiteres Licht ſtreute, daſs ſie noch mehr als ſeine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotiſche Refrain aller ſeiner Reden; er ſtreichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er ſtand auf dem Balkone des Palais-royal und ſchlug mit der Hand den Takt zu der Marſeillaiſe, die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er ſich von Delavigne in der Pariſienne beſingen laſſen, und wie er ſich von Horace Vernet malen laſſen auf jenen Gemälden, die in den Gemächern des Palais-royal immer beſonders bedeutungsvoll zur Schau geſtanden. In dieſen Gemächern hatte das Volk während der Reſtauration immer freien Zutritt; und da wandelte es herum des Sonntags und bewunderte, wie bürgerlich Alles dort ausſah, im Gegenſatze zu den Tuilerien, wo kein armer Bürgersmann ſo leicht hinkommen durfte; und mit beſonderer Vorliebe betrachtete man das Gemälde, worauf Ludwig Philipp abgebildet iſt, wie er in der Schweiz als Schullehrer vor der Weltkugel ſteht und den Knaben in der Geographie Unterricht er-

theilt. Die guten Leute dachten Wunder, wie Viel er ſelbſt dabei gelernt haben müſſe! Jetzt ſagt man, Ludwig Philipp habe damals nichts Anderes gelernt, als faire bonne mine à mauvais jeu und allzu große Schätzung des Geldes. Die Glorie ſeines Hauptes iſt verſchwunden, und der Unmuth erblickt darin nur eine Birne.

Die Birne iſt noch immer ſtehender Volkswitz in Spottblättern und Karikaturen. Jene, namentlich „Le Revenant," „Les Cancans," „Le Brid'-Oiſon," „La Mode," und wie das karliſtiſche Ungeziefer ſonſt heißen mag, miſshandeln den König mit einer Unverſchämtheit, die um ſo widerwärtiger iſt, da man wohl weiß, daſs das edle Faubourg ſolche Blätter bezahlt. Man ſagt, die Königin leſe ſie oft und weine darüber; die arme Frau erhält dieſe Blätter durch den unermüdlichen Dienſteifer jener ſchlimmſten Feinde, die unter dem Namen „die guten Freunde" in jedem großen Hauſe zu finden ſind *). Die Birne iſt, wie geſagt, ein ſtehender Witz geworden, und Hunderte von Karikaturen, worauf man ſie erblickt, ſind überall ausgehängt. Hier ſieht man Perier auf

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umsitzenden anpreist und an den Meistbietenden für achtzehn Millionen losschlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne gleich einem Alp auf der Brust des schlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet steht, von der besten Republik träumt. Dann sieht man auch Perier und Sebastiani, Jener als Pierrot, Dieser als dreifarbiger Harlekin gekleidet, durch den tiefsten Koth waten und auf den Schultern eine Querstange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt. Den jungen Heinrich sieht man als frommen Wallfahrter in Pilgertracht, mit Muschelhut und Stab, woran oben eine Birne hängt, gleich einem abgeschnittenen Kopfe.

Ich will wahrlich den Unfug dieser Fratzenbilder nicht vertreten, am allerwenigsten wenn sie die Person des Fürsten selbst betreffen. Ihre unaufhörliche Menge ist aber *) eine Volksstimme und bedeutet Etwas. Einigermaßen verzeihlich werden solche Karikaturen, wenn sie, keine bloße Beleidigung der Persönlichkeit beabsichtigend, nur die Täuschung rügen, die man gegen das Volk verübt.

*) „ist aber vielleicht ꝛc.“ steht in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Dann ist auch ihre Wirkung grenzenlos. Seit eine Karikatur erschienen ist, worauf ein dreifarbiger Papagei dargestellt ist, der auf jede Frage, die man an ihn richtete, abwechselnd „Valmy“ oder „Jemappes“ antwortet, seitdem hütet sich Ludwig Philipp, diese Worte so wiederholentlich wie sonst vorzubringen. Er fühlt wohl, in diesen Worten lag immer ein Versprechen, und wer sie im Munde führte, durfte keine Quasilegitimität nachsuchen, durfte keine aristokratischen Institutionen beibehalten, durfte nicht auf diese Weise den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungestraft beleidigen lassen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp musste vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron stützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er musste ihn mit republikanischen Institutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbescholtensten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mussten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mussten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp musste erfüllen, was sein ganzes Leben symbolisch versprochen hatte. Wie einst in der Schweiz, musste er wieder als Schulmeister vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: Seht diese hübschen Länder, die Menschen darin sind

Alle frei, sind Alle gleich, und wenn ihr Kleinen Das nicht im Gedächtnisse behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philipp musste an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen derselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identificieren, und wie einer seiner Vorgänger ein kühnes L'état c'est moi! aussprach, so musste er mit noch größerem Selbstbewusstsein ausrufen: La liberté c'est moi!

Er hat es nicht gethan. Wir wollen nun die Folgen abwarten. Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit lässt sich nichts Bestimmtes voraussagen. Vor den schönen Frühlingstagen wird gewarnt. Die Karlisten meinen, erst im Herbste werde der neue Thron zusammenbrechen; geschehe es nicht, so werde er sich alsdann noch vier bis fünf Jahre halten. Die Republikaner wollen sich auf bestimmte Prophezeiungen nicht mehr einlassen; genug, sagen sie, die Zukunft gehört uns. Und darin haben sie vielleicht Recht. Obgleich sie bis jetzt immer die Düpes der Karlisten und Bonapartisten gewesen, so mag doch die Zeit kommen, wo die Thätigkeit dieser beiden Parteien nur den Interessen der Republikaner gefrommt haben wird. Sie rechnen auch auf diese Thätigkeit der Karlisten und Bonapartisten um so mehr, da

sie selbst weder durch Geld noch durch Sympathie die Massen in Bewegung setzen können. Das Geld aber fließt jetzt in goldenen Strömen aus dem Faubourg St. Germain, und was feil ist, wird gekauft. Leider ist Dessen zu Paris immer Viel am Markte, und man glaubt, daſs die Karlisten in diesem Monate große Fortschritte gemacht. Viele Männer, die immer großen Einfluſs auf das Volk ausgeübt, sollen gewonnen sein. Die frommen Umtriebe der Schwarzröckchen in den Provinzen sind bekannt; Das schleicht und zischt überall herum, und lügt im Namen Gottes. Überall wird das Bild des Mirakeljungen aufgestellt, und man sieht ihn in den sentimentalsten Posituren. Hier liegt er auf den Knien und betet für das Heil Frankreichs und seiner unglücklichen Unterthanen sehr rührend; dort klettert er auf den Bergen Schottlands, gekleidet in hochländischer Tracht, ohne Beinkleider. Matin, sagte ein Ouvrier, der mit mir dieſes Bild an einem Kupferstichladen betrachtete, on le représente sans-culotte, mais nous savons bien qu'il est jésuite. Auf einem ähnlichen Bild ist er weinend mit seinem Schwesterchen dargestellt, und darunter stehen gefühlvolle Verse:

O! que j'ai douce souvenance
Du beau pays de mon enfance, etc.

Lieder und Gedichte, die den jungen Heinrich feiern, cirkulieren in großer Anzahl*), und sie werden gut bezahlt. Wie es einst in England eine jakobitische Poesie gab, so giebt es jetzt hier eine karlistische.

Indessen, die bonapartistische Poesie ist weit bedeutender und wichtiger und bedrohlicher für die Regierung. Es giebt keine Grisette in Paris, die nicht Béranger's Lieder singt und fühlt. Das Volk versteht am besten diese bonapartistische Poesie, und darauf spekulieren die Dichter, und auf die Dichter spekulieren wieder andere Leute**). Victor Hugo schreibt jetzt ein großes Heldengedicht auf den alten

*) Der Schluss des Satzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) In der ältesten französischen Ausgabe fehlte der folgende Satz. In der neuesten heißt es dagegen: „und darauf spekulieren die Dichter, die kleinen und großen, welche die Begeisterung der Masse zu Gunsten ihrer Popularität ausbeuten. Victor Hugo zum Beispiel, dessen Leier noch von dem Weihgesang Karl's X. ertönt, beginnt jetzt mit jener romantischen Kühnheit, die seinen Genius charakterisiert, den Kaiser zu feiern."

Der Herausgeber.

Napoleon, und die väterlichen Verwandten des jungen Napoleon's stehen in Briefwechsel mit eben solchen Volksdichtern, die als Tyrtäen des Bonapartismus bekannt sind, und deren begeisternde Leier man zur rechten Zeit zu benutzen hofft. Man ist nämlich der Meinung, daſs der Sohn des Mannes nur zu erscheinen brauche, um der jetzigen Regierung ein Ende zu machen. Man weiß, daſs der Name Napoleon das Volk hinreißt und die Armee entwaffnet. Die besonnenen, echten Demokraten sind jedoch keineswegs geneigt, in die allgemeine Huldigung einzustimmen. Der Name Napoleon ist ihnen freilich lieb und werth, weil er fast synonym geworden mit dem Ruhme Frankreichs und dem Siege der dreifarbigen Fahne. In Napoleon sehen sie den Sohn der Revolution; in dem jungen Reichstadt sehen sie nur den Sohn eines Kaisers, durch dessen Anerkennung sie dem Principe der Legitimität huldigen würden. Dieses wäre jedenfalls eine lächerliche Inkonsequenz. Eben so lächerlich ist die Meinung, daſs der Sohn, wenn er auch nicht die Größe seines Vaters erreiche, doch gewiſs nicht ganz aus der Art geschlagen, und immer ein kleiner Napoleon sei. Ein kleiner Napoleon! Als ob die Vendomesäule nicht eben durch ihre Größe unsere Bewunderung erregte. Eben weil sie so groß ist und

ſtark, will ſich das Volk an ſie lehnen in dieſer vagen, ſchwankenden Zeit, wo die Vendomeſäule das Einzige in Frankreich iſt, was feſt ſteht.

Um dieſe Säule drehen ſich alle Gedanken des Volks. Sie iſt ſein unverwüſtliches eiſernes Geſchichtsbuch, und es lieſt darauf ſeine eigenen Heldenthaten. Beſonders aber lebt in ſeiner Erinnerung die ſchmähliche Art, wie von den Deutſchen das Standbild dieſer Säule miſshandelt worden, wie man dem armen Kaiſer die Füße abgeſägt, wie man ihm gleich einem Diebe einen Strick um den Hals gebunden und ihn herabgeriſſen von ſeiner Höhe. Die guten Deutſchen haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat ſeine Sendung auf dieſer Erde, unbewuſſt erfüllt er ſie und hinterläſſt ein Symbol dieſer Erfüllung. So ſollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber uneingedenk dieſer Sendung, wollte er durch den Sieg ſich ſelbſt verherrlichen, und egoiſtiſch erhaben ſtellt er ſein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zuſammengegoſſenen Kanonen der Vendomeſäule. Da hatten die Deutſchen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der uſurpierten Höhe, von der Höhe der Vendomeſäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt

dieſer Platz, und ſeit den Juliustagen flattert ſie dort ſiegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufſetzt auf die Vendomeſäule, ſo ſteht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäſar, ſondern als ein durch Unglück geſühnter und durch Tod gereinigter Repräſentant der Revolution, als ein Sinnbild der ſiegenden Volksgewalt.

Da ich eben von dem jungen Napoleon und dem jungen Heinrich geſprochen, ſo muſs ich auch des jungen Herzogs von Orleans Erwähnung thun. In den Bilderläden ſieht man ſie hier gewöhnlich neben einander hängen, und unſere Pamphletiſten diskutieren beſtändig dieſe drei ſonderbaren Legitimitäten. Daſs letztere auch außerdem ein Hauptthema des öffentlichen Geſchwätzes ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Es iſt zu weitläuftig und unfruchtbar, als daſs ich es auch hier erörtern möchte. Jede Auskunft über die perſönlichen Eigenſchaften des Herzogs von Orleans ſcheint mir wichtiger zu ſein, da ſich an die Perſönlichkeit des jungen Fürſten ſo viele Intereſſen der nächſten Wirklichkeit knüpfen. Die praktiſchere Frage iſt nicht, ob er das Recht hat, den Thron zu beſteigen, ſondern ob er die Kraft dazu hat, ob ſeine Partei dieſer Kraft vertrauen darf, und was, da er in jedem Falle eine

wichtige Rolle spielen muſs, von seinem Charakter zu erwarten steht. Über letztern sind aber die Meinungen verschieden, ja entgegengesetzt. Die Einen sagen, der Herzog von Orleans sei gänzlich borniert, geistesblöde, stumpfsinnig, sogar in seiner Familie heiße er grand poulot, dabei sei er dennoch mit absolutistischen Neigungen behaftet, manchmal bekomme er sogar Anfälle von Herrschwuth, so habe er z. B. halsstarrig darauf bestanden, daſs ihn sein Vater zur Zeit der Ouvrier-Emeuten nach Lyon gehen lasse, denn sonst käme ihm der Herzog von Reichstadt zuvor u. s. w. Andere hingegen sagen, Se. königliche Hoheit der Kronprinz sei lauter Herzensgüte, Wohlgesinnung und Bescheidenheit; er sei ein sehr vernünftiger junger Mensch, der die angemessenste Erziehung und den besten Unterricht genossen; er sei voll Muth, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, wie er denn oft seinem Vater ein liberales System dringend anrathe; er sei ganz ohne Falsch und Groll, er sei die Liebenswürdigkeit selbst, und räche sich an seinen Feinden am liebsten dadurch, daſs er ihnen beim Tanze die hübschen Mädchen wegkapere*). Ich brauche wohl nicht zu sagen, daſs solch wohlwollendes Urtheil von den

*) In der neuesten französischen Ausgabe ist der Schluſs dieses Absatzes verändert, wie folgt: „Das erstere Urtheil ist

Anhängern der Dynastie, das böswillige aber von dessen Gegnern herrührt. Diesen ist eben so wenig wie Jenen zu trauen.

Ich kann also über den jungen Fürsten nichts Bestimmtes mittheilen, als was ich selbst gesehen habe, nämlich wie sein Äußeres beschaffen ist. Hier muss ich der Wahrheit gemäß eingestehen, er sieht gut aus. Eine etwas längliche, nicht eigentlich magere, sondern vielmehr stakige Gestalt; ein länglicher schmaler Kopf an einem langen Halse; ebenfalls längliche, aber ganz regelmäßige, edle Gesichtszüge; brave, freie Stirne; gerade, gutgemessene Nase; ein schöner, frischer Mund mit sanftgewölbten, bittenden Lippen; kleine, bläuliche, sonderbar unbedeutende, gedankenlose Augen, die wie kleine Dreiecke geformt sind; braunes Haar und ein lichtblonder Backenbart, der, unter dem Kinne fortlaufend, fast wie ein goldener Rahmen das rosig gesunde, blühende Jünglingsgesicht umschließt. Ich glaube in den Lineamenten dieser Gestalt viel Zukunft lesen zu können, jedoch nicht allzu heitere Zukunft. Glücklichsten Falls geht dieser junge Mensch einem sehr großen Martyrthume entgegen; er soll König wer-

---

von der Böswilligkeit diktiert. Sollte das andere wahrer sein? Fast glaub' ich's."

Der Herausgeber.

den. Wenn er auch mit dem Geiſte die Dinge nicht durchſchaut, ſo ſcheint er ſie doch inſtinktartig zu ahnen; die thieriſche Natur, ſo zu ſagen der Leib, ſcheint von trüber Vorahnung befangen zu ſein, und daher offenbart ſich eine gewiſſe Melancholie in ſeinem äußern Weſen. Trübſam träumeriſch läſſt er zuweilen das ſchmale längliche Haupt von dem langen Halſe herabhängen. Der Gang iſt ſchläfrig und hinzögernd, wie der eines Menſchen, der immer noch zu früh zu kommen glaubt. Seine Sprache iſt ſchleppend oder in kurzen Lauten abgebrochen, wie im Halbſchlummer. Hierin liegt jene angedeutete Melancholie, oder vielmehr die melancholiſche Signatur der Zukunft. Übrigens hat ſein Äußeres etwas ſchlicht Bürgerliches. Dieſe Eigenſchaft tritt vielleicht um ſo bedeutender hervor, da man bei ſeinem Bruder, dem Herzog von Nemours, das Gegentheil zu bemerken glaubt. Dieſer iſt ein hübſcher, ſehr geſcheiter Junge; ſchlank, aber nicht groß; äußerſt zart gebaut; weißes nettes Geſichtchen; geiſtreich leicht hingeworfener Blick; etwas bourboniſch gebogene Naſe; ein feiner Blondin von einem altadligen Anſehen. Es ſind nicht die anmaßenden Züge eines hannövriſchen Krautjunkers, ſondern eine gewiſſe Vornehmheit des Erſcheinens und des Gehabens, wie ſie nur unter dem gebildetſten hohen

Adel gefunden wird. Da dieſe Sorte täglich an Zahl abnimmt oder durch Mesalliancen ausartet, ſo iſt das ariſtokratiſche Ausſehen des Herzogs von Nemours ſehr bemerkbar. Bei ſeinem Anblicke hörte ich mal Jemand ſagen: „Dieſes Geſicht wird in einigen Jahren großes Aufſehen in Amerika machen.“

VI.

Paris, den 19. April 1832.

Nicht den Werkstätten der Parteien will ich ihren banalen Maßstab entborgen, um Menschen und Dinge damit zu messen, noch viel weniger will ich Werth und Größe derselben nach träumenden Privatgefühlen bestimmen, sondern ich will so viel als möglich parteilos das Verständnis der Gegenwart befördern, und den Schlüssel der lärmenden Tagesräthsel zunächst in der Vergangenheit suchen. Die Salons lügen, die Gräber sind wahr. Aber ach! die Todten, die kalten Sprecher der Geschichte, reden vergebens zur tobenden Menge, die nur die Sprache der Leidenschaft versteht.

Freilich, nicht vorsätzlich lügen die Salons. Die Gesellschaft der Gewalthaber glaubt wirklich an die ewige Dauer ihrer Macht, wenn auch die

Annalen der Welthistorie und das feurige Mene-Tekel der Tagesblätter, und sogar die laute Volksstimme auf der Straße ihre Warnungen aussprechen. Auch die Oppositionskoterien lügen eigentlich nicht mit Absicht; sie glauben ganz bestimmt zu siegen, wie überhaupt die Menschen immer Das glauben, was sie wünschen; sie berauschen sich im Champagner ihrer Hoffnungen; jedes Missgeschick deuten sie als ein nothwendiges Ereignis, das sie dem Ziele desto näher bringe; am Vorabende ihres Untergangs strahlt ihre Zuversicht am brillantesten, und der Gerichtsbote, der ihnen ihre Niederlage gesetzlich ankündigt, findet sie gewöhnlich im Streite über die Vertheilung der Bärenhaut. Daher die einseitigen Irrthümer, denen man nicht entgehen kann, wenn man der einen oder der andern Partei nahe steht; jede täuscht uns, ohne es zu wollen, und wir vertrauen am liebsten unsern gleichgesinnten Freunden. Sind wir selber vielleicht so indifferenter Natur, daſs wir, ohne sonderliche Vorneigung, mit allen Parteien beständig verkehren, so verwirrt uns die süffisante Sicherheit, die wir bei jeder Partei erblicken, und unser Urtheil wird aufs unerquicklichste neutralisiert. Indifferentisten solcher Art, die selbst ohne eigene Meinung sind, ohne Theilnahme an den Interessen der Zeit, und die nur erlauschen

wollen, was eigentlich vorgehe, und daher das Geschwätze aller Salons erhorchen, und die Chroniquescandaleuse jeder Partei bei der andern aufgabeln, solchen Indifferentisten begegnet's wohl, dass sie überall nur Personen und keine Dinge, oder vielmehr in den Dingen nur die Personen sehen, dass sie den Untergang der ersten prophezeien, weil sie die Schwäche der Letztern erkannt haben, und dass sie dadurch ihre respektiven Kommittenten zu den bedenklichsten Irrnissen und Fehlgriffen verleiten.

Ich kann nicht umhin, auf das Misverhältnis, das jetzt in Frankreich zwischen den Dingen (d. h. den geistigen und materiellen Interessen) und den Personen (d. h. den Repräsentanten dieser Interessen) stattfindet, hier besonders aufmerksam zu machen. Dies war ganz anders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo die Menschen noch kolossal bis zur Höhe der Dinge hinaufragten, so dass sie in den Revolutionsgeschichten gleichsam das heroische Zeitalter bilden, und als solches jetzt von unsrer republikanischen Jugend gefeiert und geliebt werden. Oder täuscht uns in dieser Hinsicht derselbe Irrthum, den wir bei Madame Rolland finden, die in ihren Memoiren gar bitter klagt, dass unter den Männern ihrer Zeit kein einziger bedeutend sei? Die arme Frau kannte nicht ihre eigene Größe,

und merkte daher nicht, daſs ihre Zeitgenoſſen ſchon groß genug waren, wenn ſie ihr ſelbſt Nichts an geiſtiger Statur nachgaben. Das ganze franzöſiſche Volk iſt jetzt ſo gewaltig in die Höhe gewachſen, daſs wir vielleicht ungerecht ſind gegen ſeine öffentlichen Repräſentanten, die nicht ſonderlich aus der Menge hervorragen, aber darum doch nicht klein genannt werden dürfen. Man kann jetzt vor lauter Wald die Bäume nicht ſehen. In Deutſchland erblicken wir das Gegentheil, eine überreichliche Menge Krüppelholz und Zwergtannen, und dazwiſchen hie und da eine Rieſeneiche, deren Haupt ſich bis in die Wolken erhebt — während unten am Stamme die Würmer nagen.

Der heutige Tag iſt ein Reſultat des geſtrigen. Was dieſer gewollt hat, müſſen wir erforſchen, wenn wir zu wiſſen wünſchen, was jener will. Die Revolution iſt eine und dieſelbe; nicht, wie uns die Doktrinäre einreden möchten, nicht für die Charte ſchlug man ſich in der großen Woche, ſondern für dieſelben Revolutionsintereſſen, denen man ſeit vierzig Jahren das beſte Blut Frankreichs geopfert hatte. Damit man aber den Schreiber dieſer Blätter nicht für einen jener Prädikanten anſehe, die unter Revolution nur Umwälzung und wieder Umwälzung verſtehen, und die zufälligen Erſcheinungen

für das Wesentliche der Revolution halten, will ich so genau als möglich den Hauptbegriff feststellen.

Wenn die Geistesbildung und die daraus entstandenen Sitten und Bedürfnisse eines Volkes nicht mehr im Einklange sind mit den alten Staatsinstitutionen, so tritt es mit diesen in einen Nothkampf, der die Umgestaltung derselben zur Folge hat und eine Revolution genannt wird. So lange die Revolution nicht vollendet ist, so lange jene Umgestaltung der Institutionen nicht ganz mit der Geistesbildung und den daraus hervorgegangenen Sitten und Bedürfnissen des Volkes übereinstimmt, so lange ist gleichsam das Staatssiechthum nicht völlig geheilt, und das krank überreizte Volk wird zwar manchmal in die schlaffe Ruhe der Abspannung versinken, wird aber bald wieder in Fieberhitze gerathen, die festesten Bandagen und die gutmüthigste Charpie von den alten Wunden abreißen, die edelsten Krankenwärter zum Fenster hinauswerfen, und sich so lange schmerzhaft und mißbehaglich hin und her wälzen, bis es sich in die angemessenen Institutionen von selbst hineingefunden haben wird.

Die Fragen, ob Frankreich jetzt zur Ruhe gelangt, oder ob wir neuen Staatsveränderungen entgegensehen, und endlich, welch ein Ende das Alles nehmen wird — diese Fragen sollten eigentlicher

lauten: Was trieb die Franzosen, eine Revolution zu beginnen, und haben sie Das erreicht, was sie bedurften? Die Beantwortung dieser Fragen zu befördern, will ich den Beginn der Revolution in meinen nächsten Artikeln besprechen. Es ist Dieses ein doppelt nützliches Geschäft, da, indem man die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären sucht, zu gleicher Zeit offenbar wird, wie diese, die Vergangenheit, erst durch jene, die Gegenwart, ihr eigentlichstes Verständnis findet, und jeder neue Tag ein neues Licht auf sie wirft, wovon unsere bisherigen Handbuchschreiber keine Ahnung hatten. Diese glaubten, die Akten der Revolutionsgeschichte seien geschlossen, und sie hatten schon über Menschen und Dinge ihr letztes Urtheil gefällt — da brüllten plötzlich die Kanonen der großen Woche, und die Göttinger Fakultät merkte, dass von ihrem akademischen Spruchkollegium an eine höhere Instanz apelliert worden, und dass nicht bloß die französische Specialrevolution noch nicht vollendet sei, sondern dass erst die weit umfassendere Universalrevolution ihren Anfang genommen habe. Wie mussten sie erschrecken, diese friedlichen Leute, als sie eines frühen Morgens die Köpfe zum Fenster hinausstreckten und den Umsturz des Staates und ihrer Kompendien erblickten, und trotz der Schlafmützen die Töne der

Marseiller Hymne in ihre Ohren drangen. Wahrlich, daſs 1830 die dreifarbige Fahne einige Tage lang auf den Thürmen von Göttingen flatterte, Das war ein burschikoser Spaß, den sich die Weltgeschichte gegen das hochgelahrte Philisterthum der Georgia Augusta erlaubt hat. In dieser allzu ernsten Zeit bedarf es wohl solcher aufheiternden Erscheinungen.

So Viel zur Bevorwortung eines Artikels, der sich mit vergangenheitlichen Beleuchtungen beschäftigen mag. Die Gegenwart ist in diesem Augenblicke das Wichtigere, und das Thema, das sie mir zur Besprechung darbietet, ist von der Art, daſs überhaupt jedes Weiterschreiben davon abhängt.

(Ich will ein Fragment des Artikels, der hier angekündigt worden, in der Beilage mittheilen. In einem nächsten Buche mag dann die später geschriebene Ergänzung nachfolgen*). Ich wurde in dieser Arbeit viel gestört, zumeist durch das grauenhafte Schreien meines Nachbars, welcher an der Cholera starb. Überhaupt muſs ich bemerken, daſs die damaligen Umstände auch auf die folgenden Blätter mißlich eingewirkt; ich bin mir zwar nicht bewusst, die mindeste Unruhe empfunden zu haben, aber es ist doch sehr störsam,

*) Dieser Satz, sowie auch die Beilage zu Artikel VI, fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

wenn Einem beſtändig das Sichelwetzen des Todes allzu vernehmbar ans Ohr klingt. Ein mehr körperliches als geiſtiges Unbehagen, deſſen man ſich doch nicht erwehren konnte, würde mich mit den andern Fremden ebenfalls von hier verſcheucht haben; aber mein beſter Freund lag hier krank darnieder. Ich bemerke Dieſes, damit man mein Zurückbleiben in Paris für keine Bravade anſehe. Nur ein Thor konnte ſich darin gefallen, der Cholera zu trotzen. Es war eine Schreckenszeit, weit ſchauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen ſo raſch und ſo geheimnisvoll ſtattfanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unſichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. „Wir werden Einer nach dem Andern in den Sack geſteckt!“ ſagte ſeufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verſcheiden eines Bekannten meldete. Das Wort „in den Sack ſtecken“ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen, und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbeiging und in der geräumigen Halle das luſtige Volk ſah, die ſpringend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaſchen von Franzöſinnen, die dort lachend und ſchäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich, daſs hier während der Cholerazeit, hoch auf einander geſchichtet, viele hundert weiße Säcke ſtanden, die lauter Leichname enthielten, und daſs man hier ſehr wenige, aber deſto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter mit unheimlicher Gleichgültigkeit ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und Dieſe wieder, während ſie ſolche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten oder gar ſich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert, wobei nicht ſelten ein ſonderbares

Gezänk entstand. Ich erinnere mich, daß zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir standen, und der Eine mich frug, ob ich ihm nicht sagen könne, in welchem Sacke sein Vater sei.

Die folgende Mittheilung hat vielleicht das Verdienst, daß sie gleichsam ein Bülletin ist, welches auf dem Schlachtfelde selbst und zwar während der Schlacht geschrieben worden, und daher unverfälscht die Farbe des Augenblicks trägt. Thukydides, der Historienschreiber, und Boccacio, der Novellist, haben uns freilich bessere Darstellungen dieser Art hinterlassen; aber ich zweifle, ob sie genug Gemüthsruhe besessen hätten, während die Cholera ihrer Zeit am entsetzlichsten um sie her wüthete, sie gleich als schleunigen Artikel für die Allgemeine Zeitung von Korinth oder Pisa so schön und meisterhaft zu beschreiben.

Ich werde bei den folgenden Blättern einem Grundsatz treu bleiben, den ich auch bei dem ganzen Buche ausübe, nämlich daß ich Nichts an diesen Artikeln ändere, daß ich sie ganz so abdrucken lasse, wie ich sie ursprünglich geschrieben, daß ich nur hie und da irgend ein Wort einschalte oder ausmerze, wenn Dergleichen in meiner Erinnerung dem ursprünglichen Manuskript entspricht. Solche kleine Reminiscenzen kann ich nicht abweisen, aber sie sind sehr selten, sehr geringfügig und betreffen nie eigentliche Irrthümer, falsche Prophezeiungen und schiefe Ansichten, die hier nicht fehlen dürfen, da sie zur Geschichte der Zeit gehören. Die Ereignisse selbst bilden immer die beste Berichtigung*).)

---

*) Dieser Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Ich rede von der Cholera, die seitdem hier herrscht, und zwar unumschränkt, und die ohne Rücksicht auf Stand und Gesinnung tausendweise ihre Opfer niederwirft.

Man hatte jener Pestilenz um so sorgloser entgegen gesehen, da aus London die Nachricht angelangt war, daſs sie verhältnismäßig nur Wenige hingerafft. Es schien anfänglich sogar darauf abgesehen zu sein, sie zu verhöhnen, und man meinte, die Cholera werde eben so wenig wie jede andere große Reputation sich hier in Ansehen erhalten können. Da war es nun der guten Cholera nicht zu verdenken, daſs sie aus Furcht vor dem Ridikül zu einem Mittel griff, welches schon Robespierre und Napoleon als probat befunden, daſs sie nämlich, um sich in Respekt zu setzen, das Volk decimiert. Bei dem großen Elende, das hier herrscht, bei der kolossalen Unsauberkeit, die nicht bloß bei den ärmern Klassen zu finden ist, bei der Reizbarkeit des Volks überhaupt, bei seinem grenzenlosen Leichtsinne, bei dem gänzlichen Mangel an Vorkehrungen und Vorsichtsmaßregeln, musste die Cholera hier rascher und furchtbarer als anderswo um sich greifen. Ihre Ankunft war den 29. März officiell bekannt gemacht worden, und da Dieses der Tag der Mi-carême und das Wetter sonnig und lieblich war, so tum-

melten sich die Pariser um so lustiger auf den Boulevards, wo man sogar Masken erblickte, die in karikierter Missfarbigkeit und Ungestalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit selbst verspotteten. Desselben Abends waren die Redouten besuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte fast die lauteste Musik, man erhitzte sich beim Chahut, einem nicht sehr zweideutigen Tanze, man schluckte dabei allerlei Eis und sonstig kaltes Getrinke — als plötzlich der lustigste der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verspürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Gesicht zum Vorscheine kam. Man merkte bald, dass Solches kein Spaß sei, und das Gelächter verstummte, und mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralhospitale, wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verschieden. Da man in der ersten Bestürzung an Ansteckung glaubte, und die ältern Gäste des Hôtel-Dieu ein gräßliches Angstgeschrei erhoben, so sind jene Todten, wie man sagt, so schnell beerdigt worden, dass man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrenkleider auszog, und lustig, wie sie gelebt haben, liegen sie auch lustig im Grabe.

Nichts gleicht der Verwirrung, womit jetzt plötzlich Sicherungsanstalten getroffen wurden. Es bildete sich eine Commission sanitaire, es wurden überall Bureaux de sécours eingerichtet, und die Verordnung in Betreff der Salubrité publique sollte schleunigst in Wirksamkeit treten. Da kollidierte man zuerst mit den Interessen einiger tausend Menschen, die den öffentlichen Schmutz als ihre Domäne betrachten. Dieses sind die sogenannten Chiffonniers, die von dem Kehricht, der sich des Tags über vor den Häusern in den Kothwinkeln aufhäuft, ihren Lebensunterhalt ziehen. Mit großen Spitzkörben auf dem Rücken und einem Hakenstock in der Hand schlendern diese Menschen, bleiche Schmutzgestalten, durch die Straßen, und wissen Mancherlei, was noch brauchbar ist, aus dem Kehricht aufzugabeln und zu verkaufen. Als nun die Polizei, damit der Koth nicht lange auf den Straßen liegen bleibe, die Säuberung derselben in Entreprise gab, und der Kehricht, auf Karren verladen, unmittelbar zur Stadt hinausgebracht ward aufs freie Feld, wo es den Chiffonniers freistehen sollte, nach Herzenslust darin herum zu fischen, da klagten diese Menschen, dass sie, wo nicht ganz brotlos, doch wenigstens in ihrem Erwerbe *geschmälert* worden, dass dieser Erwerb ein verjährtes

Recht sei, gleichsam ein Eigenthum, dessen man sie nicht nach Willkür berauben könne. Es ist sonderbar, daſs die Beweisthümer, die sie in dieser Hinsicht vorbrachten, ganz dieselben sind, die auch unsere Krautjunker, Zunftherren, Gildemeister, Zehntenprediger, Fakultätsgenossen und sonstige Vorrechtsbeflissene vorzubringen pflegen, wenn die alten Misſbräuche, wovon sie Nutzen ziehen, der Kehricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden sollen, damit durch den verjährten Moder und Dunst unser jetziges Leben nicht verpestet werde. Als ihre Protestationen Nichts halfen, suchten die Chiffonniers gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben; sie versuchten eine kleine Kontrerevolution, und zwar in Verbindung mit alten Weibern, den Revendeuses, denen man verboten hatte, das übelriechende Zeug, das sie größtentheils von den Chiffonniers erhandeln, längs den Kais zum Wiederverkaufe auszukramen. Da sahen wir nun die widerwärtigste Emeute — die neuen Reinigungskarren wurden zerschlagen und in die Seine geschmissen; die Chiffonniers barrikadierten sich bei der Porte St. Denis; mit ihren großen Regenschirmen fochten die alten Trödelweiber auf dem Chatelet; der Generalmarsch erscholl; Casimir Perier ließ seine Myrmidonen aus ihren Boutiken heraustrommeln;

der Bürgerthron zitterte; die Rente fiel; die Karliſten jauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichſten Alliierten gefunden, Lumpenſammler und alte Trödelweiber, die ſich jetzt mit denſelben Principien geltend machten als Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbkehrichtsintereſſen der Verfaultheiten aller Art.

Als die Emeute der Chiffonniers durch bewaffnete Macht gedämpft worden, und die Cholera noch immer nicht ſo wüthend um ſich griff, wie gewiſſe Leute es wünſchten, die bei jeder Volksnoth und Volksaufregung, wenn auch nicht den Sieg ihrer eigenen Sache, doch wenigſtens den Untergang der jetzigen Regierung erhoffen, da vernahm man plötzlich das Gerücht, die vielen Menſchen, die ſo raſch zur Erde beſtattet würden, ſtürben nicht durch eine Krankheit, ſondern durch Gift. Gift, hieß es, habe man in alle Lebensmittel zu ſtreuen gewuſſt, auf den Gemüſemärkten, bei den Bäckern, bei den Fleiſchern, bei den Weinhändlern. Je wunderlicher die Erzählungen lauteten, deſto begieriger wurden ſie vom Volke aufgegriffen, und ſelbſt die kopfſchüttelnden Zweifler muſſten ihnen Glauben ſchenken, als des Polizeipräfekten Bekanntmachung erſchien. Die Polizei, welcher hier, wie überall, weniger daran gelegen iſt, die Verbrechen

zu vereiteln, als vielmehr sie gewusst zu haben, wollte entweder mit ihrer allgemeinen Wissenschaft prahlen, oder sie gedachte bei jenen Vergiftungsgerüchten, sie mögen wahr oder falsch sein, wenigstens von der Regierung jeden Argwohn abzuwenden; genug, durch ihre unglückselige Bekanntmachung, worin sie ausdrücklich sagte, dass sie den Giftmischern auf der Spur sei, ward das böse Gerücht officiell bestätigt, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteste Todesbestürzung.

Das ist unerhört, schrieen die ältesten Leute, die selbst in den grimmigsten Revolutionszeiten keine solche Frevel erfahren hatten. Franzosen, wir sind entehrt! riefen die Männer, und schlugen sich vor die Stirne. Die Weiber mit ihren kleinen Kindern, die sie angstvoll an ihr Herz drückten, weinten bitterlich und jammerten, dass die unschuldigen Würmchen in ihren Armen stürben. Die armen Leute wagten weder zu essen noch zu trinken, und rangen die Hände vor Schmerz und Wuth. Es war, als ob die Welt unterginge. Besonders an den Straßenecken, wo die rothangestrichenen Weinläden stehen, sammelten und beriethen sich die Gruppen, und dort war es meistens, wo man die Menschen, die verdächtig aussahen, durchsuchte, und wehe ihnen, wenn man irgend etwas Verdächtiges in ihren Taschen

fand! Wie wilde Thiere, wie Raſende, fiel dann das Volk über ſie her. Sehr Viele retteten ſich durch Geiſtesgegenwart; Viele wurden durch die Entſchloſſenheit der Kommunalgarden, die an jenem Tage überall herumpatrouillierten, der Gefahr entriſſen; Andere wurden ſchwer verwundet und verſtümmelt; ſechs Menſchen wurden aufs unbarmherzigſte ermordet. Es giebt keinen gräßlicheren Anblick, als ſolchen Volkszorn, wenn er nach Blut lechzt und ſeine wehrloſen Opfer hinwürgt. Dann wälzt ſich durch die Straßen ein dunkles Menſchenmeer, worin hie und da die Ouvriers in Hemdärmeln, wie weiße Sturzwellen, hervorſchäumen, und Das heult und brauſt, gnadenlos, heidniſch, dämoniſch. An der Straße St. Denis hörte ich den alt berühmten Ruf „A la lanterne!“ und mit Wuth erzählten mir einige Stimmen, man hänge einen Giftmiſcher. Die Einen ſagten, er ſei ein Karliſt, man habe ein brevet du lis in ſeiner Taſche gefunden; die Andern ſagten, er ſei ein Prieſter, ein Solcher ſei Alles fähig. Auf der Straße Vaugirard, wo man zwei Menſchen, die ein weißes Pulver bei ſich gehabt, ermordete, ſah ich einen dieſer Unglücklichen, als er noch etwas röchelte, und eben die alten Weiber ihre Holzſchuhe von den Füßen zogen und ihn damit ſo lange auf den Kopf

ſchlugen, bis er todt war. Er war ganz nackt und blutrünſtig zerſchlagen und zerquetſcht; nicht bloß die Kleider, ſondern auch die Haare, die Scham, die Lippen und die Naſe waren ihm abgeriſſen, und ein wüſter Menſch band dem Leichname einen Strick um die Füße, und ſchleifte ihn damit durch die Straße, während er beſtändig ſchrie: Voilà le Cholera-morbus! Ein wunderſchönes, wuthblaſſes Weibsbild mit entblößten Brüſten und blutbedeckten Händen ſtand dabei und gab dem Leichname, als er ihr nahe kam, noch einen Tritt mit dem Fuße. Sie lachte und bat mich, ihrem zärtlichen Handwerke einige Francs zu zollen, damit ſie ſich dafür ein ſchwarzes Trauerkleid kaufe; denn ihre Mutter ſei vor einigen Stunden geſtorben, an Gift.

Des andern Tags ergab ſich aus den öffentlichen Blättern, daſs die unglücklichen Menſchen, die man ſo grauſam ermordet hatte, ganz unſchuldig geweſen, daſs die verdächtigen Pulver, die man bei ihnen gefunden, entweder aus Kampher oder Chlorüre oder ſonſtigen Schutzmitteln gegen die Cholera beſtanden, und daſs die vorgeblich Vergifteten ganz natürlich an der herrſchenden Seuche geſtorben waren. Das hieſige Volk, das, wie das Volk überall, raſch in Leidenſchaft gerathend, zu Greueln verleitet werden kann, kehrt jedoch eben ſo

rasch zur Milde zurück, und bereut mit rührendem Kummer seine Unthat, wenn es die Stimme der Besonnenheit vernimmt. Mit solcher Stimme haben die Journale gleich des andern Morgens das Volk zu beschwichtigen und zu besänftigen gewusst, und es mag als ein Triumph der Presse signalisiert werden, dass sie im Stande war, dem Unheile, welches die Polizei angerichtet, so schnell Einhalt zu thun. Rügen muss ich hier das Benehmen einiger Leute, die eben nicht zur untern Klasse gehören und sich doch vom Unwillen so weit hinreißen ließen, dass sie die Partei der Karlisten öffentlich der Giftmischerei bezichtigten. So weit darf die Leidenschaft uns nie führen; wahrlich, ich würde mich sehr lange bedenken, ehe ich gegen meine giftigsten Feinde solche gräßliche Beschuldigung ausspräche*). Mit Recht, in dieser Hinsicht, beklagten sich die Karlisten. Nur dass sie dabei so laut schimpfend sich gebärdeten, könnte mir Argwohn einflößen; Das ist sonst nicht die Sprache der Unschuld. Aber es hat, nach der Überzeugung der Bestunterrichteten, gar keine Vergiftung stattgefunden. Man hat vielleicht Scheinvergiftungen angezettelt, man hat vielleicht wirklich

*) Der Schluss dieses Absatzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

einige Elende gedungen, die allerlei unschädliche Pulver auf die Lebensmittel streuten, um das Volk in Unruhe zu setzen und aufzureizen; war dieses Letztere der Fall, so muss man dem Volke sein tumultuarisches Verfahren nicht zu hoch anrechnen, um so mehr da es nicht aus Privathass entstand, sondern „im Interesse des allgemeinen Wohls, ganz nach den Principien der Abschreckungstheorie." Ja, die Karlisten waren vielleicht in die Grube gestürzt, die der Regierung gegraben; nicht dieser, noch viel weniger den Republikanern, wurden die Vergiftungen allgemein zugeschrieben, sondern jener Partei, die, „immer durch die Waffen besiegt, durch feige Mittel sich immer wieder erhob, die immer nur durch das Unglück Frankreichs zu Glück und Macht gelangte, und die jetzt, die Hilfe der Kosaken entbehrend, wohl leichtlich zu gewöhnlichem Gifte ihre Zuflucht nehmen konnte." So ungefähr äußerte sich der „Constitutionel."

Was ich selbst an dem Tage, wo jene Todtschläge stattfanden, an besonderer Einsicht gewann, Das war die Überzeugung, dass die Macht der ältern Bourbonen nie und nimmermehr in Frankreich gedeihen wird. Ich hatte aus den verschiedenen Menschengruppen die merkwürdigsten Worte gehört, ich

hatte tief hinabgeſchaut in das Herz des Volkes — es kennt ſeine Leute.

Seitdem iſt hier Alles ruhig; l'ordre règne à Paris, würde Horatius Sebaſtiani ſagen. Eine Todtenſtille herrſcht in ganz Paris. Ein ſteinerner Ernſt liegt auf allen Geſichtern. Mehrere Abende lang ſah man ſogar auf den Boulevards wenig Menſchen, und dieſe eilten einander ſchnell vorüber, die Hand oder ein Tuch vor dem Munde. Die Theater ſind wie ausgeſtorben. Wenn ich in einen Salon trete, ſind die Leute verwundert, mich noch in Paris zu ſehen, da ich doch hier keine nothwendigen Geſchäfte habe. Die meiſten Fremden, namentlich meine Landsleute, ſind gleich abgereiſt. Gehorſame Eltern hatten von ihren Kindern Befehl erhalten, ſchleunigſt nach Hauſe zu kommen. Gottesfürchtige Söhne erfüllten unverzüglich die zärtliche Bitte ihrer lieben Eltern, die ihre Rückkehr in die Heimat wünſchten; ehre Vater und Mutter, damit du lange lebeſt auf Erden! Bei Andern erwachte plötzlich eine unendliche Sehnſucht nach dem theuern Vaterlande, nach den romantiſchen Gauen des ehrwürdigen Rheins, nach den geliebten Bergen, nach dem holdſeligen Schwaben, dem Lande der frommen Minne, der Frauentreue, der gemüthlichen Lieder und der geſündern Luft. Man ſagt,

auf dem Hôtel-de-Ville seien seitdem über 120,000 Pässe ausgegeben worden. Obgleich die Cholera sichtbar zunächst die ärmere Klasse angriff, so haben doch die Reichen gleich die Flucht ergriffen. Gewissen Parvenüs war es nicht zu verdenken, dass sie flohen; denn sie dachten wohl, die Cholera, die weit her aus Asien komme, weiß nicht, dass wir in der letzten Zeit viel Geld an der Börse verdient haben, und sie hält uns vielleicht noch für einen armen Lump, und lässt uns ins Gras beißen. Herr Aguado, einer der reichsten Bankiers und Ritter der Ehrenlegion, war Feldmarschall bei jener großen Retirade. Der Ritter soll beständig mit wahnsinniger Angst zum Kutschenfenster hinausgesehen und seinen blauen Bedienten, der hinten aufstand, für den leibhaftigen Tod, den Cholera morbus, gehalten haben.

Das Volk murrte bitter, als es sah, wie die Reichen flohen, und bepackt mit Ärzten und Apotheken sich nach gesündern Gegenden retteten. Mit Unmuth sah der Arme, dass das Geld auch ein Schutzmittel gegen den Tod geworden. Der größte Theil des Justemilieu und der haute finance ist seitdem ebenfalls davon gegangen und lebt auf seinen Schlössern. Die eigentlichen Repräsentanten des Reichthums, die Herren von Rothschild, sind jedoch

ruhig in Paris geblieben, hierdurch beurkundend, daſs ſie nicht bloß in Geldgeſchäften großartig und kühn ſind. Auch Caſimir Perier zeigte ſich großartig und kühn, indem er nach dem Ausbruche der Cholera das Hôtel-Dieu beſuchte; ſogar ſeine Gegner muſſte es betrüben, daſs er in der Folge Deſſen, bei ſeiner bekannten Reizbarkeit, ſelbſt von der Cholera ergriffen worden. Er iſt ihr jedoch nicht unterlegen, denn er ſelber iſt eine ſchlimmere Krankheit. Auch der junge Kronprinz, der Herzog von Orleans, welcher in Begleitung Perier's das Hoſpital beſuchte, verdient die ſchönſte Anerkennung. Die ganze königliche Familie hat ſich in dieſer troſtloſen Zeit ebenfalls rühmlich bewieſen. Beim Ausbruche der Cholera verſammelte die gute Königin ihre Freunde und Diener, und vertheilte unter ihnen Leibbinden von Flanell, die ſie meiſtens ſelbſt verfertigt hat. Die Sitten der alten Chevalerie ſind nicht erloſchen; ſie ſind nur ins Bürgerliche umgewandelt; hohe Damen verſehen ihre Kämpen jetzt mit minder poetiſchen, aber geſündern Schärpen. Wir leben ja nicht mehr in den alten Helm- und Harniſchzeiten des kriegeriſchen Ritterthums, ſondern in der friedlichen Bürgerzeit der warmen Leibbinden und Unterjacken; wir leben nicht mehr im eiſernen Zeitalter, ſondern im flanellenen. Flanell iſt wirklich jetzt der beſte

Panzer gegen die Angriffe des schlimmsten Feindes, gegen die Cholera. Venus würde heutzutage, sagt „Figaro," einen Gürtel von Flanell tragen. Ich selbst stecke bis am Halse in Flanell und dünke mich dadurch cholerafest. Auch der König trägt jetzt eine Leibbinde vom besten Bürgerflanell.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass er, der Bürgerkönig, bei dem allgemeinen Unglücke viel Geld für die armen Bürger hergegeben und sich bürgerlich mitfühlend und edel benommen hat. — Da ich mal im Zuge bin, will ich auch den Erzbischof von Paris loben, welcher ebenfalls im Hôtel-Dieu, nachdem der Kronprinz und Perier dort ihren Besuch abgestattet, die Kranken zu trösten kam. Er hatte längst prophezeit, dass Gott die Cholera als Strafgericht schicken werde, um ein Volk zu züchtigen, „welches den allerchristlichsten König fortgejagt und das katholische Religionsprivilegium in der Charte abgeschafft hat." Jetzt, wo der Zorn Gottes die Sünder heimsucht, will Herr von Quelen sein Gebet zum Himmel schicken und Gnade erflehen, wenigstens für die Unschuldigen; denn es sterben auch viele Karlisten. Außerdem hat Herr von Quelen, der Erzbischof, sein Schloss Conflans angeboten zur Errichtung eines Hospitals. Die Regierung hat aber dieses Anerbieten abgelehnt, da dieses

Schloss in wüstem, zerstörtem Zustande ist, und die Reparaturen zu Viel kosten würden. Außerdem hatte der Erzbischof verlangt, dass man ihm in diesem Hospitale freie Hand lassen müsse. Man durfte aber die Seelen der armen Kranken, deren Leiber schon an einem schrecklichen Übel litten, nicht den quälenden Rettungsversuchen aussetzen, die der Erzbischof und seine geistlichen Gehilfen beabsichtigten; man wollte die verstockten Revolutionssünder lieber ohne Mahnung an ewige Verdammnis und Höllenqual, ohne Beicht' und Ölung, an der bloßen Cholera sterben lassen. Obgleich man behauptet, dass der Katholicismus eine passende Religion sei für so unglückliche Zeiten wie die jetzigen, so wollen doch die Franzosen sich nicht mehr dazu bequemen, aus Furcht, sie würden diese Krankheitsreligion alsdann auch in glücklichen Tagen behalten müssen.

Es gehen jetzt viele verkleidete Priester im Volke herum, und behaupten, ein geweihter Rosenkranz sei ein Schutzmittel gegen die Cholera. Die Saint-Simonisten rechnen zu den Vorzügen ihrer Religion, dass kein Saint-Simonist an der herrschenden Krankheit sterben könne; denn da der Fortschritt ein Naturgesetz sei, und der sociale Fortschritt im Saint-Simonismus liege, so dürfe, so lange

die Zahl seiner Apostel noch unzureichend ist, keiner von denselben sterben. Die Bonapartisten behaupten, wenn man die Cholera an sich verspüre, so solle man gleich zur Vendomesäule hinaufschauen, man bleibe alsdann am Leben. So hat Jeder seinen Glauben in dieser Zeit der Noth. Was mich betrifft, ich glaube an Flanell. Gute Diät kann auch nicht schaden, nur muss man wieder nicht zu Wenig essen, wie gewisse Leute, die des Nachts die Leibschmerzen des Hungers für Cholera halten. Es ist spaßhaft, wenn man sieht, mit welcher Poltronerie die Leute jetzt bei Tische sitzen, und die menschenfreundlichsten Gerichte mit Misstrauen betrachten, und tiefseufzend die besten Bissen hinunterschlucken. Man soll, haben ihnen die Ärzte gesagt, keine Furcht haben und jeden Ärger vermeiden; nun aber fürchten sie, dass sie sich mal unversehens ärgern möchten, und ärgern sich wieder, dass sie desshalb Furcht haben. Sie sind jetzt die Liebe selbst, und gebrauchen oft das Wort mon Dieu, und ihre Stimme ist hingehaucht milde, wie die einer Wöchnerin. Dabei riechen sie wie ambulante Apotheken, fühlen sich oft nach dem Bauche, und mit zitternden Augen fragen sie jede Stunde nach der Zahl der Todten. Dass man diese Zahl nie genau wusste, oder vielmehr dass man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl über-

zeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und steigerte die Angst ins Unermeßliche. In der That, die Journale haben seitdem eingestanden, daſs in einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitausend Menschen gestorben sind. Das Volk ließ sich nicht officiell täuschen und klagte beständig, daſs mehr Menschen stürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daſs eine alte Frau auf dem Faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenster sitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; sie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf sie selbst, als der Morgen anbrach, von dem Froste und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verschied. Wo man nur hinsah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholischer aussieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, mussſte man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit schwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug aussahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich sah Särge in Fiakern fortbringen; man legte sie in die Mitte, so daſs aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausstanden. Widerwärtig war es anzuschauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichsam

als Todten-Omnibusse, als omnibus mortuis, herumfuhren, und sich in den verschiedenen Straßen die Särge aufladen ließen, und sie dutzendweise zur Ruhestätte brachten.

Die Nähe eines Kirchhofs, wo die Leichenzüge zusammentrafen, gewährte erst recht den trostlosesten Anblick. Als ich einen guten Bekannten besuchen wollte und eben zur rechten Zeit kam, wo man seine Leiche auflud, erfasste mich die trübe Grille, eine Ehre, die er mir mal erwiesen, zu erwiedern, und ich nahm eine Kutsche und begleitete ihn nach Père-la-Chaise. Hier nun, in der Nähe dieses Kirchhofs, hielt plötzlich mein Kutscher still, und als ich aus meinen Träumen erwachend mich umsah, erblickte ich Nichts als Himmel und Särge. Ich war unter einige hundert Leichenwagen gerathen, die vor dem engen Kirchhofsthore gleichsam Queue machten, und in dieser schwarzen Umgebung, unfähig mich herauszuziehen, musste ich einige Stunden ausdauern. Aus Langerweile frug ich den Kutscher nach dem Namen meiner Nachbarleiche, und, wehmüthiger Zufall! er nannte mir da eine junge Frau, deren Wagen einige Monate vorher, als ich zu Lointier nach einem Balle fuhr, in ähnlicher Weise einige Zeit neben dem meinigen stille halten musste. Nur dass die junge Frau damals mit ihrem

haſtigen Blumenköpfchen und lebhaften Mondſcheingeſichtchen öfters zum Kutſchenfenſter hinausblickte, und über die Verzögerung ihre holdeſte Misslaune ausdrückte. Jetzt war ſie ſehr ſtill und vielleicht blau. Manchmal jedoch, wenn die Trauerpferde an den Leichenwagen ſich ſchaudernd unruhig bewegten, wollte es mich bedünken, als regte ſich die Ungeduld in den Todten ſelbſt, als ſeien ſie des Wartens müde, als hätten ſie Eile, ins Grab zu kommen; und wie nun gar an dem Kirchhofsthor ein Kutſcher dem andern vorauseilen wollte und der Zug in Unordnung gerieth, die Gendarmen mit blanken Säbeln dazwiſchen fuhren, hie und da ein Schreien und Fluchen entſtand, einige Wagen umſtürzten, die Särge auseinanderfielen, die Leichen hervorkamen, da glaubte ich die entſetzlichſte aller Emeuten zu ſehen, eine Todtenemeute.

Ich will, um die Gemüther zu ſchonen, hier nicht erzählen, was ich auf dem Père-la-Chaiſe geſehen habe. Genug, gefeſteter Mann wie ich bin, konnte ich mich doch des tiefſten Grauens nicht erwehren. Man kann an den Sterbebetten das Sterben lernen und hernach mit heiterer Ruhe den Tod erwarten; aber das Begrabenwerden unter die Choleraleichen, in die Kalkgräber, Das kann man nicht lernen. Ich rettete mich ſo raſch als möglich auf

den höchsten Hügel des Kirchhofs, wo man die Stadt so schön vor sich liegen sieht. Eben war die Sonne untergegangen, ihre letzten Strahlen schienen wehmüthig Abschied zu nehmen, die Nebel der Dämmerung umhüllten wie weiße Laken das kranke Paris, und ich weinte bitterlich über die unglückliche Stadt, die Stadt der Freiheit, der Begeisterung und des Martyrthums, die Heilandstadt, die für die weltliche Erlösung der Menschheit schon so Viel gelitten!

VII.

Paris, den 12. Mai 1832.

Die geschichtlichen Rückblicke, die der vorige Artikel angekündigt, müssen vertagt werden. Die Gegenwart hat sich unterdessen so herbe geltend gemacht, daſs man sich wenig mit der Vergangenheit beschäftigen konnte. — Das große allgemeine Übel, die Cholera, entweicht zwar allmählich, aber es hinterläſst viel Betrübung und Bekümmernis. Die Sonne scheint zwar lustig genug, die Menschen gehen wieder lustig spazieren und kosen und lächeln; aber die vielen schwarzen Trauerkleider, die man überall sieht, lassen keine rechte Heiterkeit in unserem Gemüthe aufkommen. Eine krankhafte Wehmuth scheint jetzt im ganzen Volke zu herrschen, wie bei Leuten, die ein schweres Siechthum überstanden. Nicht bloß auf der Regierung, sondern auch auf der Opposi-

tion liegt eine fast sentimentale Mattigkeit. Die Begeisterung des Hasses erlischt, die Herzen versumpfen, im Gehirne verblassen die Gedanken, man betrachtet einander gutmüthig gähnend, man ist nicht mehr böse auf einander, man wird sanftlebig, liebsam, vertröstet, christlich; deutsche Pietisten könnten jetzt hier gute Geschäfte machen.

Man hatte früher Wunder geglaubt, wie schnell sich die Dinge ändern würden, wenn Casimir Perier sie nicht mehr leite. Aber es scheint, als sei unterdessen das Übel inkurabel geworden; nicht einmal durch den Tod Perier's kann der Staat genesen.

Dass Perier durch die Cholera fällt, durch ein Weltunglück, dem weder Kraft noch Klugheit widerstehen kann, muss auch seine abgesagtesten Gegner missstimmen. Der allgemeine Feind hat sich in ihre Bundesgenossenschaft gedrängt, nnd von solcher Seite kann ihnen auch die wirksamste Hilfleistung nicht sehr behagen. Perier hingegen gewinnt dadurch die Sympathie der Menge, die plötzlich einsieht, dass er ein großer Mann war. Jetzt, wo er durch Andere ersetzt werden soll, musste diese Größe bemerkbar werden. Vermochte er auch nicht mit Leichtigkeit den Bogen des Odysseus zu spannen, so hätte er doch vielleicht, wo es Noth that, mit An-

ſtrengung aller ſeiner Spannkraft, das Werk vollbracht. Wenigſtens können jetzt ſeine Freunde prahlen, er hätte, intervenierte nicht die Cholera, alle ſeine Vorſätze durchgeführt. Was wird aber aus Frankreich werden? Nun ja, Frankreich iſt jene harrende Penelope, die täglich webt und täglich ihr Gewebe wieder zerſtört, um nur Zeit zu gewinnen bis zur Ankunft des rechten Mannes. Wer iſt dieſer rechte Mann? Ich weiß es nicht. Aber ich weiß, er wird den großen Bogen ſpannen können, er wird den frechen Freiern den Schmaus verleiden, er wird ſie mit tödlichen Bolzen bewirthen, er wird die doktrinären Mägde, die mit ihnen Allen gebuhlt haben, aufhängen, er wird das Haus ſäubern von der großen Unordnung, und mit Hilfe der weiſen Göttin eine beſſere Wirthſchaft einführen. Wie unſer jetziger Zuſtand, wo die Schwäche regiert, ganz der Zeit des Direktoriums ähnelt, ſo werden wir auch unſeren achtzehnten Brumaire erleben, und der rechte Mann wird plötzlich unter die erblaſſenden Machthaber treten und ihnen die Endſchaft ihrer Regierung ankündigen. Man wird alsdann über Verletzung der Konſtitution ſchreien, wie einſt im Rathe der Alten, als ebenfalls der rechte Mann kam, welcher das Haus ſäuberte. Aber wie Dieſer entrüſtet ausrief: „Konſtitution! Ihr wagt

es noch, euch auf die Konstitution zu berufen, ihr, die ihr sie verletzt habt am 18. Fructidor, verletzt am 22. Floreal, verletzt am 30. Prairial!" so wird der rechte Mann auch jetzt Tag und Datum anzugeben wissen, wo die Justemilieu-Ministerien die Konstitution verletzt haben.

Wie wenig die Konstitution nicht bloß in die Gesinnung der Regierung, sondern auch des Volks eingedrungen, ergiebt sich hier jedesmal, wenn die wichtigsten konstitutionellen Fragen zur Sprache kommen. Beide, Volk und Regierung, wollen die Konstitution nach ihren Privatgefühlen auslegen und ausbeuten. Das Volk wird hierzu missleitet durch seine Schreiber und Sprecher, die, entweder aus Unwissenheit oder Parteisucht, die Begriffe zu verkehren suchen; die Regierung wird dazu missleitet durch jene Fraktion der Aristokratie, die, aus Eigennutz ihr zugethan, den jetzigen Hof bildet und noch immer, wie unter der Restauration, das Repräsentativsystem als einen modernen Aberglauben betrachtet, woran das Volk nun einmal hänge, den man ihm auch nicht mit Gewalt rauben dürfe, den man jedoch unschädlich mache, wenn man den neuen Namen und Formen, ohne dass die Menge es merke, die alten Menschen und Wünsche unterschiebt. Nach den Begriffen solcher Leute ist Derjenige der

größte Minister, der mit den neuen konstitutionellen Formeln eben so Viel auszurichten vermag, wie man sonst mit den alten Formeln des Regimes durchzusetzen wusste. Ein solcher Minister war Villèle, an den man jedoch jetzt, als nämlich Perier erkrankte, nicht zu denken gewagt. Indessen man hatte Muth genug, an Decazes zu denken. Er wäre auch Minister geworden, wenn der neue Hof nicht gefürchtet hätte, dass er alsdann durch die Glieder des alten Hofes bald verdrängt würde. Man fürchtete, er möchte die ganze Restauration mit sich ins Ministerium bringen. Nächst Decazes hatte man Herrn Guizot besonders im Auge*). Auch Diesem wird Viel zugetraut, wo es gilt, unter konstitutionellen Namen und Formen die absolutesten Gelüste zu verbergen. Denn dieser Quasivater der neuern Doktrinäre, dieser Verfasser einer englischen Geschichte und einer französischen Synonymik, versteht aufs meisterhafteste, durch parlamentarische Beispiele aus England die illegalsten Dinge mit einem ordre légal zu bekleiden, und durch das plump gelehrte Wort den hochfliegenden Geist der Franzosen zu unterdrücken. Aber man sagt, während er mit dem

*) Die beiden folgenden Sätze fehlen in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Könige, welcher ihm ein Portefeuille antrug, etwas feurig sprach, habe er plötzlich die ignobelsten Wirkungen der Cholera verspürt, und, schnell in der Rede abbrechend, sei er geschieden mit der Äußerung, er könne dem Drange der Zeit nicht widerstehen. Guizot's Durchfall bei der Wahl eines neuen Ministers wird von Andern noch komischer erzählt*). Mit Dupin, den man immer als Perier's Nachfolger betrachtet hatte und dem man viel Kraft und Muth zutraut, begannen jetzt die Unterhandlungen. Aber diese scheiterten ebenfalls, indem Dupin sich manche Beschränkungen nicht gefallen lassen wollte, die zunächst die Präsidentur des Konseils betrafen. Mit der erwähnten Präsidentur des Konseils hat es eine eigene Bewandtnis. Der König hat nämlich sich selber sehr oft diese Präsidentur zugetheilt, namentlich im Beginne seiner Regierung; Dieses war für die Minister immer ein fataler Umstand, und die damaligen Misshelligkeiten sind meistens daraus hervorgegangen. Perier allein hat sich solchen Eingriffen zu widersetzen gewusst; er entzog dadurch die Geschäfte dem allzu großen Einflusse des Hofes, der unter allen Regierungen die Könige

*) Dieser Satz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

lenkt; und man ſagt, daſs die Nachricht von Perier's Krankheit nicht allen Freunden der Tuilerien unangenehm geweſen ſei. Der König ſchien jetzt gerechtfertigt, wenn er ſelbſt die Präſidentur des Konſeils übernahm. Als Solches offenkundig ward, entſtand in Salons und Journalen die leidenſchaftlichſte Polemik über die Frage, ob der König das Recht habe, dem Konſeil zu präſidieren?

Hiebei kam nun viel Chikane und noch mehr Unwiſſenheit zum Vorſcheine. Da ſchwatzten die Leute, was ſie nur jemals halb gehört und gar nicht verſtanden hatten, und Das rauſchte und ſpritzte ihnen aus dem Munde wie ein politiſcher Waſſerfall. Die Einſicht der meiſten Journale war ebenfalls nicht von der brillanteſten Art. Nur der „National" zeichnete ſich aus. Man hörte auch wieder die alte Streitformel, die er in der letzten Zeit der Reſtauration vorgebracht hatte: Le roi règne, mais ne gouverne pas. Die dreiundeinhalb Menſchen, die ſich damals in Deutſchland mit Politik beſchäftigten, überſetzten dieſen Satz, wenn ich nicht irre, mit den Worten: „Der König herrſcht, aber er regiert nicht." Ich bin jedoch gegen das Wort „herrſchen"; es trägt nach meinen Gefühlen eine Färbung von Abſolutismus. Und doch ſollte eben

dieſer Satz den Unterſchied beider Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, bezeichnen.

Worin beſteht dieſer Unterſchied? Wer politiſch reinen Herzens iſt, darf auch jenſeits des Rheins dieſe Frage aufs beſtimmteſte erörtern. Durch das abſichtliche Umgehen derſelben hat man eben auf der einen Seite dem keckſten Jakobinismus, auf der andern Seite dem feigſten Knechtſinn Vorſchub geleiſtet.

Da die Theorie des Abſolutismus, von dem verächtlichen gelehrten Salmaſius bis herunter auf den Herrn Jarke, der nicht gelehrt iſt, meiſtens von verdächtigen Schriftſtellern vertheidigt worden, ſo hat die Verrufenheit der Anwälte über alle Maßen der Sache ſelber geſchadet. Wer ſeinen ehrlichen Namen lieb hat, darf kaum wagen, ſie öffentlich zu verfechten, und wäre er noch ſo ſehr von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt. Und doch iſt die Lehre von der abſoluten Gewalt eben ſo honett und eben ſo vertretbar wie jede andere politiſche Meinung. Nichts iſt widerſinniger, als wie jetzt ſo oft geſchieht, den Abſolutismus mit dem Deſpotismus zu verwechſeln. Der Deſpot handelt nach der Willkür ſeiner Laune, der abſolute Fürſt handelt nach Einſicht und Pflichtgefühl. Das Charakteriſtiſche eines abſoluten Königs iſt hiebei, daſs Alles im

Staate durch ſeinen Selbſtwillen geſchieht. Da aber nur wenige Menſchen einen Selbſtwillen haben, da vielmehr die meiſten Menſchen, ohne es zu wiſſen, nur Das wollen, was ihre Umgebung will, ſo herrſcht gewöhnlich dieſe an der Stelle der abſoluten Könige. Die Umgebung eines Königs nennen wir Hof, und Höflinge ſind es alſo, die in denjenigen abſoluten Monarchien herrſchen, wo die Fürſten nicht von allzu ſtörriger Natur und dadurch dem fremden Einfluſſe unzugänglich ſind. Die Kunſt der Höfe beſteht darin, die ſanften Fürſten ſo zu härten, daſs ſie eine Keule werden in der Hand des Höflings, und die wilden Fürſten ſo zu ſänftigen, daſs ſie ſich willig zu jedem Spiele, zu allen Poſituren und Aktionen hergeben, wie die Löwen des Herrn Martin. Ach! faſt auf dieſelbe Weiſe, wie Dieſer den König der Thiere zu zähmen weiß, indem er nämlich des Nachts ſeinem Käfige naht, ihn mit dunkler Hand in menſchliche Laſter einweiht, und nachher am Tage, den Geſchwächten ganz gehorſam findet, ſo wiſſen die Höflinge manchen König der Menſchen, wenn er allzu ſträubſam und wild iſt, durch entnervende Lüſte zu zähmen, und ſie beherrſchen ihn durch Maitreſſen, Köche, Komödianten, üppige Muſik, Tanz und ſonſtigen Sinnenrauſch. Nur zu oft ſind abſolute Fürſten die ab-

hängigsten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme Derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am gehässigsten beurtheilt sieht, so würde man vielleicht gerührt werden von den gerechtesten Klagen über unerhörte Verführungskünste und trübselige Verkehrung der menschlich schönsten Gefühle. Außerdem liegt in der unumschränkten Gewalt eine so schauerliche Macht der bösen Versuchung, dass nur die alleredelsten Menschen ihr widerstehen können. Wer keinem Gesetze unterworfen ist, Der entbehrt der heilsamsten Schutzwehr; denn die Gesetze sollen uns nicht bloß gegen Andere, sondern auch gegen uns selbst schützen. Der Glaube, dass ihre Macht ihnen von Gott verliehen sei, ist daher bei den absoluten Fürsten nicht nur verzeihlich, sondern auch nothwendig. Ohne solchen Glauben wären sie die Unglücklichsten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menschen zu sein, sich der übermenschlichsten Versuchung und übermenschlichsten Verantwortlichkeit ausgesetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den absoluten Königen, die wir in der Geschichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum sich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, sie mussten zuweilen büßen für die Sünden ihrer Völker, sie waren

zugleich Opfer und Opferpriester, sie waren heilig, sacer in der antiken Bedeutung der Todesweihe. So sehen wir Könige des Alterthums, die in Pestzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk sühnten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verschuldung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinsternis in China eintritt, erschrickt der Kaiser, und denkt darüber nach, ob er etwa durch irgend eine Sünde solche allgemeine Verdüsterung verschuldet habe, und er thut Buße, damit sich für seine Unterthanen der Himmel wieder lichte. Bei den Völkern, wo der Absolutismus noch in so heiliger Strenge herrscht, und Das ist auch bei den nordwestlichen Nachbarn der Chinesen bis an die Elbe der Fall, würde es zu missbilligen sein, wenn man ihnen die repräsentative Verfassungsdoktrin predigen wollte; eben so tadelhaft ist es aber, wenn man im größten Theile des übrigen Europas, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürsten und Völkern erloschen ist, den Absolutismus dociert.

Indem ich das Wesen des Absolutismus dadurch bezeichnete, dass in der absoluten Monarchie der Selbstwille des Königs regiert, bezeichne ich das Wesen der repräsentativen, der konstitutionellen Monarchie um so leichter, wenn ich sage, diese

unterscheide sich von jener dadurch, dass an die Stelle des königlichen Selbstwillens die Institution getreten ist. An die Stelle eines Selbstwillens, der leicht missleitet werden kann, sehen wir hier eine Institution, ein System von Staatsgrundsätzen, die unveränderlich sind. Der König ist hier eine Art moralischer Person im juristischen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenschaften seiner physischen Umgebung, als vielmehr den Bedürfnissen seines Volks, er handelt nicht mehr nach den losen Wünschen des Hofes, sondern nach festen Gesetzen. Desshalb sind die Höflinge in allen Ländern dem konstitutionellen Wesen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltausendjährige Macht durch die tieferdachte, ingeniöse Einrichtung, dass der König gleichsam nur die Idee der Gewalt repräsentiert, dass er zwar seine Minister wählen könne, jedoch nicht er, sondern Diese regieren, dass Diese aber nur so lange regieren können, als sie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem Letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, dass der König nicht selbst regiert, kann ihn auch bei schlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieser wird in konstitutionellen Staaten nur die Folge haben, dass der König andere und zwar

populäre Minister erwählt, von denen man ein besseres Regiment erwartet; statt daſs in absoluten Staaten, wo der König selbst regiert, ihn unmittelbar selbst der Unmuth des Volks trifft, und dieses, um sich zu helfen, genöthigt ist, den Staat umzustürzen. Dadurch daſs der König nicht selbst regiert, ist das Heil des Staates unabhängig von seiner Persönlichkeit, der Staat wird da nicht mehr durch jeden Zufall, durch jede allerhöchste oder allerniedrigste Leidenschaft gefährdet, und gewinnt eine Sicherung, wovon die frühern Staatsweisen gar keine Ahnung hatten*); denn von Xenophon bis Fenelon erschien ihnen die Erziehung eines Fürsten als die Hauptsache; sogar der große Aristoteles muſs in seiner Politik darauf hinzielen, und der größere Plato weiß nichts Besseres vorzuschlagen, als die Philosophen auf den Thron zu setzen oder die Fürsten zu Philosophen zu machen. Dadurch, daſs der König nicht selbst regiert, ist er auch nicht verantwortlich, ist er unverletzlich, inviolable, und nur seine Minister können wegen schlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und bestraft werden. Der Kommentator der englischen Konstitution, Blackstone,

*) Der Schluſs dieses Satzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

begeht einen Misgriff, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu dessen Prärogativen zählt. Diese Ansicht schmeichelt einem Könige mehr, als sie ihm nützt. In den Ländern des politischen Protestantismus, in konstitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürsten vielmehr in der Vernunft begründet wissen, und diese gewährt hinlängliche Gründe für ihre Unverletzlichkeit, wenn man annimmt, dass sie nicht selbst handeln können, und also deshalb nicht zurechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht bestrafbar sind, wie Jeder, der nicht selbst handelt. Der Grundsatz: „The king cannot do wrong“ mag also, in so fern man die Unverantwortlichkeit darauf gründet, nur dadurch seine Gültigkeit erlangen, dass man hinzusetzt: because he does nothing. Aber an der Stelle des konstitutionellen Königs handeln die Minister, und daher sind Diese verantwortlich. Sie handeln selbständig, dürfen jedes königliche Ansinnen, womit sie nicht übereinstimmen, geradezu abweisen, und im Fall dem Könige ihre Regierungsart misfällt, sich ganz zurückzuziehen. Ohne solche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Minister, die sie durch die Kontrasignatur bei jedem Regierungsakte sich aufbürden, eine heillose Ungerechtigkeit, eine Grausamkeit, ein Widersinn, es wäre gleichsam die

Lehre vom Sündenbocke in das Staatsrecht eingeführt. Aus demſelben Grund ſind die Miniſter eines abſoluten Fürſten ganz unverantwortlich, außer gegen Dieſen ſelbſt; wie Dieſer nur Gott, ſo ſind Jene nur ihrem unumſchränkten Herrn Rechenſchaft ſchuldig*). Sie ſind nur ſeine untergebenen Gehilfen, ſeine getreuen Diener, und müſſen ihm unbedingt gehorchen. Ihre Kontraſignatur dient nur, die Echtheit der Ausfertigung und der fürſtlichen Unterſchrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürſten viele ſolcher Miniſter angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand de Miragny vertheidigte ſich in einem ſolchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Miniſter ſind nur wie Hände und Füße, wir müſſen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieſes iſt jetzt todt, und ſeine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und wir dürfen nicht ſprechen.“

Nach dieſen wenigen Andeutungen über den Unterſchied der beiden Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, wird es Jedem einleuchtend ſein, daſs der Streit über die Präſidentur, wie er in den hieſigen Verhältniſſen zum Vorſcheine kam,

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

minder die Frage betreffen sollte, ob der König das Konseil präsidieren darf? als vielmehr, in wiefern er es präsidieren darf? Es kommt nicht darauf an, dass ihm die Charte die Präsidentur nicht verbietet, oder ein Paragraph derselben ihm solche sogar zu erlauben scheint; sondern es kommt darauf an, ob er nur honoris causa, zu seiner eigenen Belehrung, ganz passiv, ohne aktive Theilnahme präsidiert, oder ob er als Präsident seinen Selbstwillen geltend macht in der Leitung und Ausführung der Staatsgeschäfte. Im ersten Falle mag es ihm immerhin erlaubt sein, sich täglich einige Stunden lang in der Gesellschaft von Herrn Barthe*), Louis, Sebastiani ꝛc. zu ennuyieren, im andern Falle muss ihm jedoch dieses Vergnügen streng verboten bleiben. In diesem letztern Falle würde er, durch seinen Selbstwillen regierend, sich dem absoluten Königthume nähern, wenigstens würde er selbst als ein verantwortlicher Minister betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale, dass es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal seine Gesichtsmuskeln regieren könne,

*) Dieser Name fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

wie Sebastiani, für die selbstwilligen Regierungsakte des Königs verantwortlich sein müsse. Das ist jedenfalls eine schlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert sich dabei an das terroristische Wort: La responsabilité c'est la mort. Mit einer Inofficiosität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieser Gelegenheit, namentlich von dem „National," die Verantwortlichkeit des Königs behauptet, und in Folge Dessen seine Inviolabilität geleugnet. Dieses ist immer für Ludwig Philipp eine misbehagliche Mahnung, und dürfte wohl einiges Nachsinnen in seinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten, es wäre wünschenswerth, dass er gar Nichts thue, wobei nur im mindesten das Princip von der Inviolabilität zur Diskussion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erschüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir seine Lage billig ermessen, möchte doch nicht unbedingt zu tadeln sein, dass er beim Regieren ein bischen nachzuhelfen sucht. Er weiß, seine Minister sind keine Genies; das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach. Die faktische Erhaltung seiner Macht scheint ihm die Hauptsache. Das Princip von der Inviolabilität muss für ihn nur ein sekundäres Interesse haben. Er weiß, dass Ludwig XVI., kopflosen

Andenkens, ebenfalls inviolabel gewesen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Bewandtnis. Das Princip der Inviolabilität ist durchaus unverletzlich. Es gleicht dem Edelstein in dem Ringe des Don Luis Fernando Perez Akaiba, welcher Stein die wunderbare Eigenschaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchsten Kirchthurme herabfiel, so blieb der Stein unverletzt.

Um jedoch dem fatalen Missstand einigermaßen abzuhelfen, hat Ludwig Philipp eine Interimspräsidentur gestiftet, und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieser wurde jetzt auch Minister des Innern, und an seiner Stelle wurde Herr Girod de l'Ain Minister des Kultus. Man braucht diese beiden Leute nur anzusehen, um mit Sicherheit behaupten zu können, dass sie keiner Selbständigkeit sich erfreuen, und dass sie nur als kontrasignierende Hampelmänner agieren. Der Eine, Monsieur le comte de Montalivet, ist ein wohlgeformter junger Mann, fast aussehend wie ein hübscher Schuljunge, den man durch ein Vergrößerungsglas sieht. Der Andere, Herr Girod de l'Ain, zur Genüge bekannt als Präsident der Deputiertenkammer, wo er jederzeit durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen die Interessen des Königs zu fördern gewusst,

ist das Devouement selbst. Er ist ein untersetzter Mann von weichem Fleische, gehäbigem Bäuchlein, steifsamen Beinchen, einem Herzen von Papiermaché, und er sieht aus wie ein Braunschweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund, der den Kindern Brezeln mitbringt und die Hunde streichelt*).

Vom Marschall Soult, dem Kriegsminister, will man wissen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, dafs er unterdessen beständig intriguirt, um zur Präsidentur des Konseils zu gelangen. Letztere ist überhaupt das Ziel vieler Bestrebnisse im Ministerium selbst, und die Ränke, die sich dabei durchkreuzen, vereiteln nicht selten die besten Anordnungen, und es entstehen Gegnerschaft, Zwist und Zerwürfnisse, die scheinbar in der verschiedenen Meinung, eigentlich aber in der übereinstimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Präsidentur. Präsident des Konseils ist ein bestimmter Titel, der von den übrigen Ministern etwas allzu scharf scheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Minister gilt hier die

*) Die Worte: „von weichem Fleische — von Papiermaché“ und der ganze nächstfolgende Absatz fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

hängigsten Sklaven ihrer Umgebung, und könnte man die Stimme Derjenigen vernehmen, die man in der öffentlichen Meinung am gehässigsten beurtheilt sieht, so würde man vielleicht gerührt werden von den gerechtesten Klagen über unerhörte Verführungskünste und trübselige Verkehrung der menschlich schönsten Gefühle. Außerdem liegt in der unumschränkten Gewalt eine so schauerliche Macht der bösen Versuchung, dass nur die alleredelsten Menschen ihr widerstehen können. Wer keinem Gesetze unterworfen ist, Der entbehrt der heilsamsten Schutzwehr; denn die Gesetze sollen uns nicht bloß gegen Andere, sondern auch gegen uns selbst schützen. Der Glaube, dass ihre Macht ihnen von Gott verliehen sei, ist daher bei den absoluten Fürsten nicht nur verzeihlich, sondern auch nothwendig. Ohne solchen Glauben wären sie die Unglücklichsten der Sterblichen, die, ohne mehr als Menschen zu sein, sich der übermenschlichsten Versuchung und übermenschlichsten Verantwortlichkeit ausgesetzt hätten. Eben jener Glaube an ein göttliches Mandat gab den absoluten Königen, die wir in der Geschichte bewundern, eine Herrlichkeit, wozu das neuere Königthum sich nimmermehr erheben wird. Sie waren weltliche Vermittler, sie mussten zuweilen büßen für die Sünden ihrer Völker, sie waren

zugleich Opfer und Opferpriester, sie waren heilig, sacer in der antiken Bedeutung der Todesweihe. So sehen wir Könige des Alterthums, die in Pestzeiten mit ihrem eigenen Blute das Volk sühnten, oder das allgemeine Unglück als eine Strafe für eigene Verschuldung betrachteten. Noch jetzt, wenn eine Sonnenfinsternis in China eintritt, erschrickt der Kaiser, und denkt darüber nach, ob er etwa durch irgend eine Sünde solche allgemeine Verdüsterung verschuldet habe, und er thut Buße, damit sich für seine Unterthanen der Himmel wieder lichte. Bei den Völkern, wo der Absolutismus noch in so heiliger Strenge herrscht, und Das ist auch bei den nordwestlichen Nachbarn der Chinesen bis an die Elbe der Fall, würde es zu missbilligen sein, wenn man ihnen die repräsentative Verfassungsdoktrin predigen wollte; eben so tadelhaft ist es aber, wenn man im größten Theile des übrigen Europas, wo der Glaube an das göttliche Recht bei Fürsten und Völkern erloschen ist, den Absolutismus dociert.

Indem ich das Wesen des Absolutismus dadurch bezeichnete, dass in der absoluten Monarchie der Selbstwille des Königs regiert, bezeichne ich das Wesen der repräsentativen, der konstitutionellen Monarchie um so leichter, wenn ich sage, diese

unterscheide sich von jener dadurch, dass an die Stelle des königlichen Selbstwillens die Institution getreten ist. An die Stelle eines Selbstwillens, der leicht misleitet werden kann, sehen wir hier eine Institution, ein System von Staatsgrundsätzen, die unveränderlich sind. Der König ist hier eine Art moralischer Person im juristischen Sinne, und er gehorcht jetzt weniger den Leidenschaften seiner physischen Umgebung, als vielmehr den Bedürfnissen seines Volks, er handelt nicht mehr nach den losen Wünschen des Hofes, sondern nach festen Gesetzen. Desshalb sind die Höflinge in allen Ländern dem konstitutionellen Wesen heimlich oder gar öffentlich gram. Letzteres brach ihre vieltausendjährige Macht durch die tieferdachte, ingeniöse Einrichtung, dass der König gleichsam nur die Idee der Gewalt repräsentiert, dass er zwar seine Minister wählen könne, jedoch nicht er, sondern Diese regieren, dass Diese aber nur so lange regieren können, als sie im Sinne der Majorität der Volksvertreter regieren, indem Letztere die Regierungsmittel, z. B. die Steuern, verweigern können. Dadurch, dass der König nicht selbst regiert, kann ihn auch bei schlechter Regierung der Volksunmuth nicht unmittelbar treffen; dieser wird in konstitutionellen Staaten nur die Folge haben, dass der König andere und zwar

populäre Minister erwählt, von denen man ein besseres Regiment erwartet; statt dass in absoluten Staaten, wo der König selbst regiert, ihn unmittelbar selbst der Unmuth des Volks trifft, und dieses, um sich zu helfen, genöthigt ist, den Staat umzustürzen. Dadurch dass der König nicht selbst regiert, ist das Heil des Staates unabhängig von seiner Persönlichkeit, der Staat wird da nicht mehr durch jeden Zufall, durch jede allerhöchste oder allerniedrigste Leidenschaft gefährdet, und gewinnt eine Sicherung, wovon die frühern Staatsweisen gar keine Ahnung hatten*); denn von Xenophon bis Fenelon erschien ihnen die Erziehung eines Fürsten als die Hauptsache; sogar der große Aristoteles muss in seiner Politik darauf hinzielen, und der größere Plato weiß nichts Besseres vorzuschlagen, als die Philosophen auf den Thron zu setzen oder die Fürsten zu Philosophen zu machen. Dadurch, dass der König nicht selbst regiert, ist er auch nicht verantwortlich, ist er unverletzlich, inviolable, und nur seine Minister können wegen schlechter Regierung angeklagt, verurtheilt und bestraft werden. Der Kommentator der englischen Konstitution, Blackstone,

*) Der Schluss dieses Satzes fehlt in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

begeht einen Missgriff, wenn er die Unverantwortlichkeit des Königs zu dessen Prärogativen zählt. Diese Ansicht schmeichelt einem Könige mehr, als sie ihm nützt. In den Ländern des politischen Protestantismus, in konstitutionellen Ländern, will man die Rechte der Fürsten vielmehr in der Vernunft begründet wissen, und diese gewährt hinlängliche Gründe für ihre Unverletzlichkeit, wenn man annimmt, dass sie nicht selbst handeln können, und also deshalb nicht zurechnungsfähig, nicht verantwortlich, nicht bestrafbar sind, wie Jeder, der nicht selbst handelt. Der Grundsatz: „The king cannot do wrong“ mag also, in so fern man die Unverantwortlichkeit darauf gründet, nur dadurch seine Gültigkeit erlangen, dass man hinzusetzt: because he does nothing. Aber an der Stelle des konstitutionellen Königs handeln die Minister, und daher sind Diese verantwortlich. Sie handeln selbständig, dürfen jedes königliche Ansinnen, womit sie nicht übereinstimmen, geradezu abweisen, und im Fall dem Könige ihre Regierungsart missfällt, sich ganz zurückzuziehen. Ohne solche Freiheit des Willens wäre die Verantwortlichkeit der Minister, die sie durch die Kontrasignatur bei jedem Regierungsakte sich aufbürden, eine heillose Ungerechtigkeit, eine Grausamkeit, ein Widersinn, es wäre gleichsam die

Lehre vom Sündenbocke in das Staatsrecht eingeführt. Aus demſelben Grund ſind die Miniſter eines abſoluten Fürſten ganz unverantwortlich, außer gegen Dieſen ſelbſt; wie Dieſer nur Gott, ſo ſind Jene nur ihrem unumſchränkten Herrn Rechenſchaft ſchuldig*). Sie ſind nur ſeine untergebenen Gehilfen, ſeine getreuen Diener, und müſſen ihm unbedingt gehorchen. Ihre Kontraſignatur dient nur, die Echtheit der Ausfertigung und der fürſtlichen Unterſchrift zu beglaubigen. Man hat freilich nach dem Tode der Fürſten viele ſolcher Miniſter angeklagt und verurtheilt; aber immer mit Unrecht. Enguerrand de Miragny vertheidigte ſich in einem ſolchen Falle mit den rührenden Worten: „Wir als Miniſter ſind nur wie Hände und Füße, wir müſſen dem Haupte, dem Könige, gehorchen; dieſes iſt jetzt todt, und ſeine Gedanken liegen mit ihm im Grabe; wir können und wir dürfen nicht ſprechen.“

Nach dieſen wenigen Andeutungen über den Unterſchied der beiden Gewalten, der abſoluten und der konſtitutionellen, wird es Jedem einleuchtend ſein, daſs der Streit über die Präſidentur, wie er in den hieſigen Verhältniſſen zum Vorſcheine kam,

*) Der Schluſs dieſes Abſatzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

minder die Frage betreffen sollte, ob der König das Konseil präsidieren darf? als vielmehr, in wiefern er es präsidieren darf? Es kommt nicht darauf an, dass ihm die Charte die Präsidentur nicht verbietet, oder ein Paragraph derselben ihm solche sogar zu erlauben scheint; sondern es kommt darauf an, ob er nur honoris causa, zu seiner eigenen Belehrung, ganz passiv, ohne aktive Theilnahme präsidiert, oder ob er als Präsident seinen Selbstwillen geltend macht in der Leitung und Ausführung der Staatsgeschäfte. Im ersten Falle mag es ihm immerhin erlaubt sein, sich täglich einige Stunden lang in der Gesellschaft von Herrn Barthe*), Louis, Sebastiani ꝛc. zu ennuyieren, im andern Falle muss ihm jedoch dieses Vergnügen streng verboten bleiben. In diesem letztern Falle würde er, durch seinen Selbstwillen regierend, sich dem absoluten Königthume nähern, wenigstens würde er selbst als ein verantwortlicher Minister betrachtet werden können. Ganz richtig behaupteten einige Journale, dass es Unrecht wäre, wenn ein Mann, der auf dem Todbette läge, wie Perier, oder der nicht einmal seine Gesichtsmuskeln regieren könne,

*) Dieser Name fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

wie Sebastiani, für die selbstwilligen Regierungsakte des Königs verantwortlich sein müsse. Das ist jedenfalls eine schlimme Streitfrage, die eine hinlänglich grelle Bedeutung hat; denn Mancher erinnert sich dabei an das terroristische Wort: La responsabilité c'est la mort. Mit einer Inofficiosität, die ich nicht billigen darf, wird bei dieser Gelegenheit, namentlich von dem „National," die Verantwortlichkeit des Königs behauptet, und in Folge Dessen seine Inviolabilität geleugnet. Dieses ist immer für Ludwig Philipp eine missbehagliche Mahnung, und dürfte wohl einiges Nachsinnen in seinem Haupte hervorbringen. Seine Freunde meinten, es wäre wünschenswerth, dass er gar Nichts thue, wobei nur im mindesten das Princip von der Inviolabilität zur Diskussion kommen und dadurch in der öffentlichen Meinung erschüttert werden könnte. Aber Ludwig Philipp, wenn wir seine Lage billig ermessen, möchte doch nicht unbedingt zu tadeln sein, dass er beim Regieren ein bischen nachzuhelfen sucht. Er weiß, seine Minister sind keine Genies; das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach. Die faktische Erhaltung seiner Macht scheint ihm die Hauptsache. Das Princip von der Inviolabilität muss für ihn nur ein sekundäres Interesse haben. Er weiß, dass Ludwig XVI., kopflosen

Andenkens, ebenfalls inviolabel gewesen. Es hat überhaupt in Frankreich mit der Inviolabilität eine eigene Bewandtnis. Das Princip der Inviolabilität ist durchaus unverletzlich. Es gleicht dem Edelstein in dem Ringe des Don Luis Fernando Perez Akaiba, welcher Stein die wunderbare Eigenschaft hatte: wenn ein Mann, der ihn am Finger trug, vom höchsten Kirchthurme herabfiel, so blieb der Stein unverletzt.

Um jedoch dem fatalen Missstand einigermaßen abzuhelfen, hat Ludwig Philipp eine Interimspräsidentur gestiftet, und den Herrn Montalivet damit bekleidet. Dieser wurde jetzt auch Minister des Innern, und an seiner Stelle wurde Herr Girod de l'Ain Minister des Kultus. Man braucht diese beiden Leute nur anzusehen, um mit Sicherheit behaupten zu können, dass sie keiner Selbständigkeit sich erfreuen, und dass sie nur als kontrasignierende Hampelmänner agieren. Der Eine, Monsieur le comte de Montalivet, ist ein wohlgeformter junger Mann, fast aussehend wie ein hübscher Schuljunge, den man durch ein Vergrößerungsglas sieht. Der Andere, Herr Girod de l'Ain, zur Genüge bekannt als Präsident der Deputiertenkammer, wo er jederzeit durch Verlängerung oder Abkürzung der Sitzungen die Interessen des Königs zu fördern gewusst,

ist das Devouement selbst. Er ist ein untersetzter Mann von weichem Fleische, gehäbigem Bäuchlein, steifsamen Beinchen, einem Herzen von Papiermaché, und er sieht aus wie ein Braunschweiger, der auf den Märkten mit Pfeifenköpfen handelt, oder auch wie ein Hausfreund, der den Kindern Brezeln mitbringt und die Hunde streichelt*).

Vom Marschall Soult, dem Kriegsminister, will man wissen, oder vielmehr man weiß von ihm ganz genau, dafs er unterdessen beständig intriguirt, um zur Präsidentur des Konseils zu gelangen. Letztere ist überhaupt das Ziel vieler Bestrebnisse im Ministerium selbst, und die Ränke, die sich dabei durchkreuzen, vereiteln nicht selten die besten Anordnungen, und es entstehen Gegnerschaft, Zwist und Zerwürfnisse, die scheinbar in der verschiedenen Meinung, eigentlich aber in der übereinstimmenden Eitelkeit ihren Grund haben. Jeder ehrgeizt nach der Präsidentur. Präsident des Konseils ist ein bestimmter Titel, der von den übrigen Ministern etwas allzu scharf scheidet. So z. B. bei der Frage von der Verantwortlichkeit der Minister gilt hier die

*) Die Worte: „von weichem Fleische — von Papiermaché“ und der ganze nächstfolgende Absatz fehlen in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

Ansicht, daſs der Präsident für Fehler in der Tendenz des Ministeriums, jeder andere Minister aber nur für die Fehler seines Departements verantwortlich sei. — Diese Unterscheidung und überhaupt die officielle Ernennung eines Präsidenten des Konseils ist ein hemmendes und verwirrendes Gebrechen. Wir finden dieses nicht bei den Engländern, deren konstitutionelle Formen doch immer als Muster dienen; die Präsidentur, wenn ich nicht irre, existiert bei ihnen keineswegs als officieller Titel. „Der erste Lord des Schatzes" ist zwar gewöhnlich Präsident, aber nicht als Solcher. Der natürliche, wenn auch durch kein Gesetz bestimmte, Präsident ist immer derjenige Minister, dem der König den Auftrag gegeben, ein Ministerium zu bilden, d. h. unter seinen Freunden und Bekannten Diejenigen als Minister zu wählen, die mit ihm in politischer Meinung übereinstimmen und zugleich die Majorität im Parlamente haben würden*). — Solchen

*) In der Augsb. Allg. Zeitung lautet der Schluſs dieses Absatzes, wie folgt: „So sahen wir in den letzten Tagen, wo Lord Grey sich zurückziehen musste, daſs der König dem Herzoge von Wellington Auftrag gab, ein neues Ministerium zu bilden. — Ich kann nicht umhin, beiläufig zu erwähnen: als ich jüngst in diesen Blättern (Anfangs März) jene Wendung der Dinge aufs bestimmteste voraus-

Auftrag hat jetzt der Herzog von Wellington erhalten; Lord Grey und seine Whigs unterliegen — für den Augenblick.

---

sagte, hat nicht wenig Widerspruch mich von allen Seiten belästigt, und manche Staatsmänner zuckten mitleidig die Achsel über den deutschen Propheten. Ach! ich habe die traurige Genugthuung, daſs meine Prophezeiung in Erfüllung gegangen; Lord Grey und seine Whigs unterlagen, wenn auch nur auf einen Augenblick, und „der Teufel muſste wieder eine Kirche bauen.““

Der Herausgeber.

VIII.

Paris, den 27. Mai 1832.

Casimir Perier hat Frankreich erniedrigt, um die Börsenkourse zu heben. Er wollte die Freiheit von Europa verkaufen um den Preis eines kurzen schmählichen Friedens für Frankreich. Er hat den Sbirren der Knechtschaft und dem Schlechtesten in uns selber, dem Eigennutze, Vorschub geleistet, so dass Tausend der edelsten Menschen zu Grunde gingen durch Kummer und Elend und Schimpf und Selbstentwürdigung. Er hat die Todten in den Juliusgräbern lächerlich gemacht, [die armen Todten der großen Woche, die sich nicht für die jüngere Linie der Bourbonen geschlagen,] und er hat den Lebenden so entsetzlich das Leben verleidet, dass sie selbst diese Todten beneiden mussten. Er hat das heilige Feuer gelöscht, die Tempel geschlossen, die

Götter gekränkt, die Herzen gebrochen; [er hat Frankreich geistig entwaffnet, während er den Feinden desselben Zeit gönnte, sich mit materiellen Waffen zehnfach mächtiger aufs bedrohlichste zu rüsten.] Und dennoch würde ich dafür stimmen, daſs Casimir Perier beigesetzt werde in das Pantheon, in das große Haus der Ehre, welches die goldne Aufschrift führt: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Denn Casimir Perier war ein großer Mann; er besaß seltene Talente und seltene Willenskraft, und was er that, that er in gutem Glauben, daſs es dem Vaterlande nutze, und er that es mit Aufopferung seiner Ruhe, seines Glücks und seines Lebens. Das ist es eben, nicht für den Nutzen und den Erfolg ihrer Thaten muſs das Vaterland seinen großen Männern danken, sondern für den Willen und die Aufopferung, die sie dabei bekundet. Selbst wenn sie gar Nichts gewollt und gethan hätten für das Vaterland, müsste dieſes seine großen Männer nach ihrem Tode ehren; denn sie haben es durch ihre Größe verherrlicht. Wie die Sterne eine Zierde des Himmels sind, so zieren große Menschen ihre Heimat, ja die ganze Erde. Die Herzen großer Menschen sind aber die Sterne der Erde, und ich glaube, wenn man von oben herabsähe auf unsern Planeten, würden uns diese Herzen wie klare Lichter,

gleich den Sternen des Himmels, entgegenstrahlen. Vielleicht von so hohem Standpunkte würde man erkennen, wie viel' herrliche Sterne auf dieser Erde zerstreut sind, wie viele derselben in obskuren Wüsten unbekannt und einsam leuchten, wie schöngestirnt unser deutsches Vaterland, wie glänzend, wie strahlend Frankreich ist, diese Milchstraße großer Menschenherzen! [Mit Casimir Perier erlischt ein großer Stern. Ja, obgleich dieser Stern, dem die Finanzkönige des Morgenlandes so gläubig folgten, ein Heil verkündete, das nicht den Armen, sondern den Reichen galt, und ein Unglücksstern war für die Söhne der Freiheit, wollen wir dennoch mit gerechtem Herzen seine Größe anerkennen und bezeugen.]

Frankreich hat in der letzten Zeit viele Sterne erster Größe verloren. Viele Helden aus der Revolutions- und Kaiser-Zeit hat die Cholera hingerafft. Viele bedeutende Staatsmänner, worunter Martignac der ausgezeichnetste, sind durch andere Krankheiten gestorben. Die Freunde der Wissenschaft betrauerten besonders den Tod Champollion's, der so viele ägyptische Könige erfunden hat, und den Tod Cuvier's, der so viele andere große Thiere entdeckt, die gar nicht mehr existieren, und unserer alten Mutter Erde aufs ungalanteste nachgewiesen

hat, daſs ſie viele tauſend Jahre älter iſt, als wofür ſie ſich bisher ausgegeben. „Läh Tähte ſanne won!“ (les têtes s'en vont) quäkte Herr Sebaſtiani, als er den Tod Perier's erfuhr, und auch er werde bald ſterben, quäkte er hinzu*).

Der Tod Perier's hat hier geringere Senſation erregt, als zu erwarten ſtand. Nicht einmal auf der Börſe. Ich konnte nicht umhin, an dem Tage, wo Perier geſtorben, nach der Place de la Bourſe zu gehen. Da ſtand der große Marmortempel, wo Perier wie ein Gott und ſein Wort wie ein Orakel verehrt worden, und ich fühlte an die Säulen, die hundert koloſſalen Säulen, die draußen ragen, und ſie waren alle unbewegt und kalt, wie die Herzen jener Menſchen, für welche Perier ſo Viel gethan hat. O der trübſeligen Zwerge! Nie wird wieder ein Rieſe ſich für ſie opfern und, um ihre Zwergintereſſen zu fördern, ſeine großen Brüder verlaſſen. Dieſe Kleinen mögen immerhin ſpotten über die Rieſen, die, arm und ungeſchlacht, auf den Bergen ſitzen, während ſie, die Kleinen, begünſtigt durch ihre Statur, in die engen Gruben der Berge hineinkriechen, und dort die edlen Metalle hervor-

*) Dieſer Satz fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.
Der Herausgeber.

klopfen, oder den noch kleineren Gnomen, den Metallariis, abgewinnen können. Steigt nur immer hinab in eure Gruben, haltet euch nur fest an der Leiter, und kümmert euch nicht darum, daſs die Sprossen immer schmutziger werden, je tiefer ihr hinabsteigt zu den kostbarsten Stollen des Reichthums!

Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich die Börse betrete, das schöne Marmorhaus, erbaut im edelsten griechischen Stile, und geweiht dem nichtswürdigsten Geschäfte, dem Staatspapierenschacher. Es ist das schönste Gebäude von Paris; Napoleon hat es bauen lassen. In demselben Stile und Maßstabe ließ er einen Tempel des Ruhms bauen. Ach! der Tempel des Ruhms ist nicht fertig geworden; die Bourbonen verwandelten ihn in eine Kirche, und weihten diese der reuigen Magdalene; aber die Börse steht fertig in ihrem vollendetsten Glanze, und ihrem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, daſs ihre edlere Nebenbuhlerin, der Tempel des Ruhms, noch immer unvollendet und noch immer in schmählichster Verhöhnung der reuigen Magdalene geweiht bleibt. Hier in dem ungeheuren Raume der hochgewölbten Börsenhalle, hier ist es, wo der Staatspapierenschacher mit allen seinen grellen Gestalten und Mißstönen wogend und brausend sich bewegt,

wie ein Meer des Eigennutzes, wo aus den wüsten Menschenwellen die großen Bankiers gleich Haifischen hervorschnappen, wo ein Ungethüm das andere verschlingt, und wo oben auf der Galerie, gleich lauernden Raubvögeln auf einer Meerklippe, sogar spekulierende Damen bemerkbar sind. Hier ist es jedoch, wo die Interessen wohnen, die in dieser Zeit über Krieg und Frieden entscheiden.

Daher ist die Börse auch für uns Publicisten so wichtig. Es ist aber nicht leicht, die Natur jener Interessen nach jedem einwirkenden Ereignisse genau zu begreifen und die Folgen danach würdigen zu können. Der Kours der Staatspapiere und des Diskontos ist freilich ein politischer Thermometer, aber man würde sich irren, wenn man glaubte, dieser Thermometer zeige den Siegesgrad der einen oder der anderen großen Fragen, die jetzt die Menschheit bewegen. Das Steigen oder Fallen der Kourse beweist nicht das Steigen oder Fallen der liberalen oder servilen Partei, sondern die größere oder geringere Hoffnung, die man hegt für die Pacifikation Europas, für die Erhaltung des Bestehenden oder vielmehr für die Sicherung der Verhältnisse, wovon die Auszahlung der Staatsschuldzinsen abhängt.

In dieser beschränkten Auffassung bei allen möglichen Vorkommenheiten sind die Börsenspeku-

lanten bewunderungswürdig. Ungestört von allen geistigen Aufregungen, haben sie ihren Sinn allein auf alles Faktische gewendet, und fast mit thierischem Gefühle, wie Wetterfrösche, erkennen sie, ob irgend ein Ereignis, das scheinbar beruhigend aussieht, nicht eine Quelle künftiger Stürme sein wird, oder ob ein großes Missgeschick nicht am Ende dazu diene, die Ruhe zu konsolidieren. Bei dem Falle Warschau's frug man nicht: Wie viel Unheil wird für die Menschheit dadurch entstehen? sondern: Wird der Sieg des Kantschus die Unruhestifter, d. h. die Freunde der Freiheit, entmuthigen? Durch die Bejahung dieser Frage stieg der Kours. Erhielte man heute an der Börse plötzlich die telegraphische Nachricht, dass Herr Talleyrand an eine Vergeltung nach dem Tode glaube, so würden die französischen Staatspapiere gleich um zehn Procent fallen; denn man könnte fürchten, er werde sich mit Gott zu versöhnen suchen*), und dem Ludwig Philipp und dem ganzen Juste-milieu entsagen und sie sakrificieren, und die schöne Ruhe,

*) „er werde auf Ludwig Philipp und das ganze Juste-milieu sein bekanntes: Talleyrand hat's gegeben, Talleyrand hat's genommen, der Name Talleyrand sei gelobt!" anwenden, und die schöne Ruhe ꝛc." schließt dieser Satz in der Augsb. Allg. Zeitung.

Der Herausgeber.

deren wir jetzt genießen, aufs Spiel ſetzen. Weder Sein noch Nichtſein, ſondern Ruhe oder Unruhe iſt die große Frage der Börſe. Darnach richtet ſich auch der Diskonto. In unruhiger Zeit iſt das Geld ängſtlich, zieht ſich in die Kiſten der Reichen wie in eine Feſtung zurück, hält ſich eingezogen — der Diskonto ſteigt. In ruhiger Zeit wird das Geld wieder ſorglos, bietet ſich preis, zeigt ſich öffentlich, iſt ſehr herablaſſend — der Diskonto iſt niedrig. So ein alter Louisd'or hat mehr Verſtand als ein Menſch, und weiß am beſten, ob es Krieg oder Frieden giebt. Vielleicht durch den guten Umgang mit Geld haben die Leute der Börſe ebenfalls eine Art von politiſchem Inſtinkte bekommen, und während in der letzten Zeit die tiefſten Denker nur Krieg erwarteten, blieben ſie ganz ruhig und glaubten an die Erhaltung des Friedens. Frug man einen Derſelben nach ſeinen Gründen, ſo ließ er ſich, wie Sir John, keine Gründe abzwingen, ſondern behauptete immer: Das iſt meine Idee.

In dieſer Idee iſt die Börſe ſeitdem ſehr erſtarkt, und nicht einmal der Tod Perier's konnte ſie auf eine andere Idee bringen. Freilich, ſie war längſt auf dieſen Fall vorbereitet, und zudem bildet man ſich ein, ſein Friedensſyſtem überlebe ihn und ſtehe feſt durch den Willen des Königs. Aber dieſe

gänzliche Indifferenz bei der Todesnachricht Perier's hat mich widerwärtig berührt. Anstandshalber hätte die Börse doch wenigstens durch eine kleine Baisse ihre Betrübnis an den Tag legen müssen. Aber nein, nicht einmal ein Achtel Procent, nicht einmal ein Achtel Trauerprocent sind die Staatspapiere gefallen bei dem Tode Casimir Perier's, des großen Bankierministers!

Bei Perier's Begräbnis zeigte sich, wie bei seinem Tode, die kühlste Indifferenz. Es war ein Schauspiel wie jedes andere; das Wetter war schön, und Hunderttausende von Menschen waren auf den Beinen, um den Leichenzug zu sehen, der sich lang und gleichgültig über die Boulevards nach Père-La-Chaise dahinzog. Auf vielen Gesichtern ein Lächeln, auf andern die laueste Werkeltagstimmung, auf den meisten nur Ennui. Unzählig viel Militär, wie es sich kaum ziemte für den Friedensheld des Entwaffnungssystems. Viel Nationalgarden und Gendarmen. Dabei auch die Kanoniere mit ihren Kanonen, welche letztere mit Recht trauern konnten, denn sie hatten gute Tage unter Perier, gleichsam eine Sinekur. Das Volk betrachtete Alles mit einer seltsamen Apathie; es zeigte weder Haß noch Liebe; der Feind der Begeisterung wurde begraben, und Gleichgültigkeit bildete den Leichenzug. Die einzigen

wahrhaft Betrübten unter den Leidtragenden waren die beiden Söhne des Verſtorbenen, die in langen Trauermänteln und mit blaſſen Geſichtern hinter dem Leichenwagen gingen. Es ſind zwei junge Menſchen, etwa in den Zwanzigen, unterſetzt, etwas ründlich, von einem Äußern, das vielmehr Wohlhabenheit als Geiſt verräth: ich ſah ſie dieſen Winter auf allen Bällen, luſtig und friſchbäckig. Auf dem Sarge lagen dreifarbige Fahnen, mit ſchwarzem Krepp umflort. Die dreifarbige Fahne hätte juſt nicht zu trauern brauchen bei Caſimir Perier's Tod. Wie ein ſchweigender Vorwurf lag ſie traurig auf ſeinem Sarg, die Fahne der Freiheit, die durch ſeine Schuld ſo viele Beleidigungen erlitten. Wie der Anblick dieſer Fahne, ſo rührte mich auch der Anblick des alten Lafayette bei dem Leichenzuge Perier's, des abtrünnigen Mannes, der doch einſt ſo glorreich mit ihm gekämpft unter jener Fahne.

Meine Nachbarn, die dem Zuge zuſchauten, ſprachen von dem Leichenbegängniſſe Benjamin Conſtant's. Da ich erſt ein Jahr in Paris bin, ſo kenne ich die Betrübnis, die damals das Volk an den Tag legte, nur aus der Beſchreibung. Ich kann mir jedoch von ſolchem Volksſchmerz eine Vorſtellung machen, da ich kurz nachher dem Begräbniſſe des ehemaligen Biſchofs von Blois, des Konventionel

Grégoire, zugesehen. Da waren keine hohen Beamten, keine Infanterie und Kavallerie, keine leeren Trauerwagen voll Hoflakaien, keine Kanonen, keine Gesandten mit bunten Livreen, kein officieller Pomp. Aber das Volk weinte, Schmerz lag auf allen Gesichtern, und obgleich ein starker Regen wie mit Eimern vom Himmel herabgoss, waren doch alle Häupter unbedeckt, und das Volk spannte sich vor den Leichenwagen, und zog ihn eigenhändig nach dem Mont-Parnass. Grégoire, ein wahrer Priester, stritt sein ganzes Leben hindurch für die Freiheit und Gleichheit der Menschen jeder Farbe und jedes Bekenntnisses; er ward immer gehasst und verfolgt von den Feinden des Volks, und das Volk liebte ihn und weinte, als er starb*).

Zwischen zwei und drei Uhr ging der Leichenzug Perier's über die Boulevards; als ich um halb acht von Tische kam, begegnete ich den Soldaten und Wagen, die vom Kirchhofe zurückkehrten. Die Wagen rollten jetzt rasch und heiter; die Trauerflöre waren von der dreifarbigen Fahne abgenommen; diese und die Harnische der Küraſſiere glänzten im lustigsten Sonnenschein; die rothen Trompeter,

*) Obiger Absatz fehlt in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

auf weißen Roſſen dahintrabend, bliesen luſtig die Marſeillaiſe; das Volk, bunt geputzt und lachend, tänzelte nach den Theatern; der Himmel, der lange umwölkt geweſen, war jetzt ſo lieblich blau, ſo ſonnenduftig; die Bäume glänzten ſo grünvergnügt; die Cholera und Caſimir Perier waren vergeſſen, und es war Frühling.

Nun iſt der Leib begraben, aber das Syſtem lebt noch. Oder iſt es wirklich wahr, daſs jenes Syſtem nicht eine Schöpfung Perier's iſt, ſondern des Königs? Einige Philippiſten haben dieſe Meinung zuerſt geäußert, damit man der ſelbſtändigen Kraft des Königs vertraue; damit man nicht wähne, er ſtehe rathlos an dem Grabe ſeines Beſchützers; damit man an der Aufrechthaltung des bisherigen Syſtems nicht zweifle. Viele Feinde des Königs bemächtigen ſich jetzt dieſer Meinung; es kommt ihnen ganz erwünſcht, daſs man jenes unpopuläre Syſtem früher als den 13. März datiert, und ihm einen allerhöchſten Stifter zuſchreibt, dem dadurch die allerhöchſte Verantwortlichkeit erwächſt. Freunde und Feinde vereinigen ſich hier manchmal, um die Wahrheit zu verſtümmeln. Entweder ſchneiden ſie ihr die Beine ab, oder ziehen ſie ſo in die Länge, daſs ſie ſo dünn wird wie eine Lüge. Der Parteigeiſt iſt ein Prokruſtes, der die Wahrheit ſchlecht

bettet. Ich glaube nicht, daſs Perier bei dem ſogenannten Syſteme vom 13. März nur ſeinen ehrlichen Namen hergeopfert, und daſs Ludwig Philipp der eigentliche Vater ſei. Er leugnet vielleicht die Vaterſchaft bei dieſem bedenklichen Kinde, eben ſo wie jener Bauerburſche, der naiv hinzuſetzte: Mais pour dire la vérité, je n'y ai pas nui. Alle Beleidigungen, die Frankreich bisher erdulden muſſte, kommen jetzt auf Rechnung des Königs. Der Fußtritt, den der kranke Löwe noch zuletzt in Rom, von der Eſelin des Herrn, erhalten hat, erbittert die Franzoſen aufs unleidlichſte. Man thut ihm aber Unrecht; Ludwig Philipp läſſt ungern eine Beleidigung hingehen, und möchte ſich gerne ſchlagen, nur nicht mit Jedem; z. B. er würde ſich nicht gern mit Rufsland ſchlagen, aber ſehr gern mit den Preußen, mit denen er ſich ſchon bei Valmy geſchlagen, und die er daher nicht ſehr zu fürchten ſcheint. Man will nämlich nie Furcht an ihm bemerkt haben, wenn von Preußen und deſſen bedrohlicher Ritterthümlichkeit die Rede iſt. Ludwig Philipp Orleans, der Enkel des heiligen Ludwig, der Sprößling des älteſten Königſtammes, der größte Edelmann der Chriſtenheit, pflegt dann jovial bürgerlich zu ſcherzen, wie es doch betrübend ſei, daſs die Uckermärkſche

Kamarilla so gar vornehm und adelstolz auf ihn, den armen Bürgerkönig, herabsehe.

Ich kann nicht umhin, hier zu erwähnen, daſs man niemals an Ludwig Philipp den Grand Seigneur merkt, und daſs in der That das französische Volk keinen bürgerlicheren Mann zum Könige wählen konnte. Eben so Wenig liegt ihm daran, ein legitimer König zu sein, und, wie man sagt, die Guizot'sche Erfindung der Quasilegitimität war gar nicht nach seinem Geschmack. Er beneidet Heinrich V. nicht im mindesten ob des Vorzugs der Legitimität, und ist durchaus nicht geneigt, deſshalb mit ihm zu unterhandeln oder gar ihm Geld dafür zu bieten; aber Ludwig Philipp ist nun einmal der Meinung, daſs er das Bürgerkönigthum erfunden habe, er hat ein Patent auf diese Erfindung bekommen; er verdient damit jährlich achtzehn Millionen, eine Summe, die das Einkommen der Pariser Spielhäuser fast übertrifft, und er möchte solch einträgliches Geschäft als ein Monopol für sich und seine Nachkommen behalten. Schon im vorigen Artikel habe ich angedeutet, wie die Erhaltung jenes Königmonopols dem Ludwig Philipp über Alles am Herzen liegt, und wie, in Berücksichtigung solcher menschlichen Denkweise, seine Usurpation der Präsidentur im Konseil zu entschuldigen ist. Noch immer hat er

ſich der That nach nicht in die gebührenden Grenzen ſeiner konſtitutionellen Befugnis zurückgezogen, obgleich er der Form nach nicht mehr zu präſidieren wagt. Die eigentliche Streitfrage iſt noch immer nicht geſchlichtet, und wird ſich wohl bis zur Bildung eines neuen Miniſteriums hinzerren. Was aber die Schwäche der Regierung am meiſten offenbart, Das iſt eben, daſs nicht das innere Landesbedürfnis, ſondern ausländiſche Ereigniſſe die Erhaltung, Erneuerung oder Umgeſtaltung des franzöſiſchen Miniſteriums bedingen. Solche Abhängigkeit von fremdländiſchen Intereſſen zeigte ſich betrübſam und offenkundig genug während der letzten Vorfallenheiten in England. Jedes Gerücht, das uns in dieſer letzten Zeit von dort zuwehte, brachte hier eine neue Miniſterkombination in Vorſchlag und Berathung. Man dachte viel an Odilon-Barrot, und man war auf gutem Wege, ſogar an Mauguin zu denken. Als man das brittiſche Staatsſteuer in Wellington's Händen ſah, verlor man ganz den Kopf und man war ſchon im Begriff, des militäriſchen Gleichgewichts halber den Marſchall Soult zum erſten Miniſter zu machen.

Die Freiheit von England und Frankreich wäre alsdann unter das Kommando zweier alten Soldaten gekommen, die, allem ſelbſtändigen Bürgerthume

fremd oder gar feindlich, nie etwas Andres gelernt haben als ſklaviſch zu gehorchen oder deſpotiſch zu befehlen. Soult und Wellington ſind ihrem Charakter nach bloße Condottieri, nur daſs Erſterer in einer edlern Schule das Waffenhandwerk gelernt hat und eben ſo ſehr nach Ruhm wie nach Sold dürſtet. Nichts Geringeres als eine Krone ſollte ihm einſt als Beute zufallen, und, wie man mir verſichert, Soult war einige Tage lang König von Portugal, unter dem Namen Nicolo I., König der Algarven. Die Laune ſeines ſtrengen Oberherrn erlaubte ihm nicht, dieſen königlichen Spaß länger zu treiben. Aber er kann es gewiſs nicht vergeſſen; er hat einſt mit vollen Ohren den ſüßen Majeſtätstitel eingeſogen, mit berauſchten Augen hat er die Menſchen in unterthänigſter Huldigung vor ſich knien ſehen, auf ſeinen gnädigen Händen fühlt er noch die brennenden portugieſiſchen Lippen — und ihm ſollte die Freiheit Frankreichs anvertraut werden! Über den Andern, über Mylord Wellington, brauche ich wohl Nichts zu ſagen. Die letzten Begebenheiten haben bewieſen, daſs ich in meinen frühern Schriften noch immer zu milde von ihm geſprochen. Man hat, verblendet durch ſeine täppiſchen Siege, nie geglaubt, daſs er eigentlich einfältig ſei; aber auch Das haben die jüngſten Ereigniſſe bewieſen. Er iſt

dumm wie alle Menſchen, die kein Herz haben. Denn die Gedanken kommen nicht aus dem Kopfe, ſondern aus dem Herzen. Lobt ihn immerhin, feile Hofpoeten und reimende Schmeichler des toryſchen Hochmuths! Beſinge ihn immerhin, kaledoniſcher Barde, bankerottes Geſpenſt mit der bleiernen Harfe, deren Saiten von Spinnweb! Beſingt ihn, fromme Laureaten, bezahlte Heldenſänger, und zumal beſingt ſeine letzten Heldenthaten! Nie hat ein Sterblicher vor aller Welt Augen ſich in ſo kläglicher Blöße gezeigt. Faſt einſtimmig hat ganz England, eine Jury von zwanzig Millionen freier Bürger, ſein Schuldig ausgeſprochen über den armen Sünder, der wie ein gemeiner Dieb nächtlicher Weile und mit Hilfe liſtiger Hehlerinnen die Kronjuwelen des ſouveränen Volks, ſeine Freiheit und ſeine Rechte, einſtecken wollte. Leſet den „Morning-Chronicle," die „Times" und ſogar jene Sprecher, die ſonſt ſo gemäßigt ſind, und ſtaunt ob der ſcharfrichterlichen Worte, womit ſie den Sieger von Waterloo geſtäupt und gebrandmarkt. Sein Name iſt ein Schimpf geworden. Durch die feigſten Höflingskünſte ſoll es gelungen ſein, ihm auf einige Tage die Gewalt in Händen zu ſpielen, die er doch nicht auszuüben wagte. Leigh Hunt vergleicht ihn deßhalb mit einem greiſen Lüſtling, der ein Mädchen verführen wollte, welches in ſolcher

[illegible] eine Freundin um Rath [illegible] und zur Antwort erhielt: Laß ihn nur gewähren, und er wird außer der Sünde seines bösen Willens auch noch die Schande der Ohnmacht auf sich laden.

Ich habe immer diesen Mann gehaßt, aber ich dachte nie, daß er so verächtlich sei. Ich habe überhaupt von Denen, die ich hasse, immer größer gedacht, als sie es verdienten. Und ich gestehe, daß ich den Tories von England mehr Muth und Kraft und großsinnige Aufopferung zutraute, als sie jetzt, wo es Noth that, bewiesen haben. Ja, ich habe mich geirrt in diesem hohen Adel von England, ich glaubte, sie würden wie stolze Römer die Äcker, worauf der Feind kampiert, nicht geringeren Preises wie sonst verkaufen, sie würden auf ihren kurulischen Stühlen die Feinde erwarten — nein! ein panischer Schrecken ergriff sie, als sie sahen, daß John Bull etwas ernsthaft sich gebärdete, und die Äcker mitsamt den Rotten-boroughs werden jetzt wohlfeiler ausgeboten, und die Zahl der kurulischen Stühle wird vermehrt, damit auch die Feinde gefälligst Platz nehmen. Die Tories vertrauen nicht mehr ihrer eigenen Kraft; sie glauben nicht mehr an sich selbst — ihre Macht ist gebrochen. Freilich, die Whigs sind ebenfalls Aristokraten, Lord Grey ist eben so adelsüchtig wie Lord Wellington; aber

es wird der engliſchen Ariſtokratie wie der franzöſiſchen ergehen — der eine Arm ſchneidet den andern ab.

Es iſt unbegreiflich, daſs die Tories, auf einen nächtlichen Streich ihrer Königin rechnend, ſo ſehr erſchraken, als dieſer gelang und das Volk ſich überall mit lautem Proteſt dagegen erhob. Dies war ja vorauszuſehen, wenn man den Charakter der Engländer und ihre geſetzlichen Widerſtandsmittel in Anſchlag brachte. Das Urtheil über die Reformbill ſtand feſt bei Jedem im Volke. Alles Nachdenken darüber war ein Faktum geworden. Überhaupt haben die Engländer, wo es Händeln gilt, den Vortheil, daſs ſie, als freie Menſchen immer befugt ſich frei auszuſprechen, über jede Frage ein Urtheil in Bereitſchaft haben. Sie urtheilen gleichſam mehr als ſie denken. Wir Deutſche hingegen, wir denken immer, vor lauter Denken kommen wir zu keinem Urtheil; auch iſt es nicht immer rathſam, ſich auszuſprechen; den Einen hält die Furcht vor dem Miſsfallen des Herrn Polizeidirektors, den Andern die Beſcheidenheit oder gar die Blödigkeit davon zurück, ein Urtheil zu fällen; viele deutſche Denker ſind ins Grab geſtiegen, ohne über irgend eine große Frage ein eigenes Urtheil ausgeſprochen zu haben. Die Engländer ſind hingegen beſtimmt,

praktisch, alles Geistige verfestet sich bei ihnen, so daſs ihre Gedanken, ihr Leben und sie selbst eine einzige Thatsache werden, deren Rechte unabweisbar. Ja, sie sind „brutal wie eine Thatsache“ und widerstehen materiell. Ein Deutscher mit seinen Gedanken, seinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus sie hervorgegangen, ist gleichsam selbst nur eine Idee, und wenn diese der Regierung misfällt, so schickt man sie auf die Festung. So saßen sechzig Ideen in Köpenick eingesperrt, und Niemand vermisste sie; die Bierbrauer brauten ihr Bier nach wie vor; die Almanachspressen druckten ihre Kunstnovellen nach wie vor. Zu jener thatsächlichen Widerstandsnatur der Engländer, jenem unbeugsamen Eigensinn bei abgeurtheilten Fragen kommt noch die gesetzliche Sicherheit, womit sie handeln können. Wir vermögen uns keinen Begriff davon zu machen, wie weit die englische Opposition, die Gegnerin der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlaments, auf legalem Wege vorwärts schreiten darf. Die Tage von Wilkes begreift man erst, wenn man England selbst gesehen hat. Die Reisenden, die uns die englische Freiheit schildern wollen, geben uns in dieser Absicht eine Aufzählung von Gesetzen. Aber die Gesetze sind nicht die Freiheit selbst, sondern nur die Grenzen derselben. Man

hat auf dem Kontinente keinen Begriff davon, wie viel intensive Freiheit zuweilen in jenen Grenzen zusammengedrängt ist, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Faulheit und Schläfrigkeit der Grenzwächter. Nur wo sie Schutz geben sollen gegen Willkür der Gewalthaber, sind jene Grenzen fest und wachsam gehütet. Wenn sie überschritten werden von den Gewalthabern, dann steht ganz England auf wie ein einziger Mann, und die Willkür wird zurückgetrieben. Ja, diese Leute warten nicht einmal, bis die Freiheit verletzt worden, sondern wo sie nur im Geringsten bedroht ist, erheben sie sich gewaltig mit Worten und Flinten. Die Franzosen des Julius sind nicht früher aufgestanden, als bis die ersten Keulenschläge der Willkür, die Ordonanzen, ihnen aufs Haupt niederfielen. Die Engländer dieses Maimonds haben nicht den ersten Schlag abgewartet; es war ihnen schon genug, dass dem berühmten Scharfrichter, der schon in andern Ländern die Freiheit hingerichtet, das Schwert in Händen gegeben worden.

Es sind wunderliche Käuze, diese Engländer. Ich kann sie nicht leiden. Sie sind erstens langweilig, und dann sind sie ungesellig, eigensüchtig, sie quäken wie die Frösche, sie sind geborne Feinde aller guten Musik, sie gehen in die Kirche mit ver-

goldeten Gebetbüchern, und ſie verachten uns Deutſche, weil wir Sauerkraut eſſen. Aber als es der engliſchen Ariſtokratie gelang, „das deutſche Weib' the nasty german frow“ durch die Hofdamenſchaft in ihr Intereſſe zu ziehen; als König Wilhelm, der noch des Abends an Lord Grey verſucht, ſo viel' neue Pairs zu ernennen, als zum Durchſetzen der Reformbill nöthig ſei, umgeſtimmt durch die Königin der Nacht, des andern Morgens ſein Wort brach; als Wellington und ſeine Tories mit ihren liberticiden Händen die Staatsgewalt ergriffen: da waren jene Engländer plötzlich gar nicht mehr langweilig, ſondern ſehr intereſſant; ſie waren gar nicht mehr ungeſellig, ſondern ſie vereinigten ſich hunderttauſendweis; ſie wurden ſehr gemeinſinnig: ihre Worte waren gar nicht mehr ſo quäkend, ſondern voll des kühnſten Wohllauts; ſie ſprachen Dinge, die hinreißender klangen als die Melodien von Roſſini und Meyerbeer, und ſie ſprachen gar nicht gebetbücherlich fromm von den Prieſtern der Kirche, ſondern ſie beriethen ſich ganz freigeiſtig, „ob ſie nicht die Biſchöfe zum Henker jagen, und König Wilhelm, mitſammt ſeiner Sauerkrautſippſchaft, nach Hannover zurückſchicken ſollten.“

Ich habe, als ich früher in England war, über Vieles gelacht, aber am herzlichſten über den

Lordmayor, den eigentlichen Bürgermeister des Weichbilds von London, der als eine Ruine des mittelalterlichen Kommunewesens sich in all seiner Perückenmajestät und breiten Zunftwürde erhalten hat. Ich sah ihn in der Gesellschaft seiner Aldermänner; Das sind die gravitätischen Vorstände der Bürgerschaft, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, meistens dicke Krämer, rothe Beefsteakgesichter, lebendige Porterkrüge, aber nüchtern, und sehr reich durch Fleiß und Sparsamkeit, so daſs Viele darunter, wie man mir versichert, über eine Million Pfund Sterling in der englischen Bank liegen haben. Die englische Bank ist ein großes Gebäude in Threadneedle-Street; und würde in England eine Revolution ausbrechen, so kann die Bank in die größte Gefahr gerathen, und die reichen Bürger von London könnten ihr Vermögen verlieren und in einer Stunde zu Bettlern werden. Nichtsdestoweniger, als König Wilhelm sein Wort brach und die Freiheit von England gefährdet stand, da hat der Lordmayor von London seine große Perücke aufgesetzt, und mit seinen dicken Aldermännern machte er sich auf den Weg, und sie sahen dabei so sichermüthig, so amtsruhig aus, als gingen sie zu einem feierlichen Gastmahl in Guildhall; sie gingen aber nach dem Hause der Gemeinen, und protestierten dort aufs

entſchloſſenſte gegen das neue Regiment, und widerſagten dem König, im Fall er es nicht widerriefe, und wollten lieber durch eine Revolution Leib und Gut aufs Spiel ſetzen, als den Untergang der engliſchen Freiheit geſtatten. Es ſind wunderliche Käuze, dieſe Engländer!

Ich werde eines Mannes, den ich auf der linken Seite des Sprechers im engliſchen Unterhauſe ſitzen ſah, nie vergeſſen: denn nie hat mir ein Menſch mehr als dieſer miſsfallen. Er ſitzt dort noch immer. Es iſt eine unterſetzte, ſtämmige Figur, mit einem großen, viereckigen Kopfe, der mit unangenehm aufgeſträubten röthlichen Haaren bedeckt iſt. Das über und über geröthete, breitbäckige Geſicht iſt ordinär, regelmäßig unedel; nüchterne, wohlfeile Augen; kargzugemeſſene Naſe; eine große Strecke von da bis zum Munde, und dieſer kann keine drei Worte ſprechen, ohne daſs eine Zahl dazwiſchenläuft oder wenigſtens von Geld die Rede iſt. Es liegt in ſeinem ganzen Weſen etwas Knickrichtes, Filziges, Schäbiges; kurz, es iſt der echte Sohn Schottlands, Herr Joſeph Hume. Man ſollte dieſe Geſtalt vor jedem Rechenbuche in Kupfer ſtechen. Er gehörte immer zur Oppoſition; die engliſchen Miniſter haben immer beſondere Angſt vor ihm, wenn Geldſummen beſprochen werden.

Sogar als Canning Minister wurde, blieb er auf der Oppositionsbank sitzen, und wenn Canning in seinen Reden eine Zahl zu nennen hatte, frug er jedesmal in leisem Tone den neben ihm sitzenden Huskisson: „How much?“ und wenn Dieser ihm die Zahl souffliert hatte, sprach er sie laut aus, indem er fast lächelnd Joseph Hume dabei ansah; nie hat mir ein Mensch mehr missfallen als dieser. Als aber König Wilhelm sein Wort brach, da erhob sich Joseph Hume hoch und heldenmüthig wie ein Gott der Freiheit, und er sprach Worte, die so gewaltig und so erhaben lauteten wie die Glocke von Sankt Paul, und es war freilich wieder von Geld die Rede, und er erklärte, „dass man keine Steuern bezahlen solle,“ und das Parlament stimmte ein in den Antrag seines großen Bürgers.

Das war es, das entschied; die gesetzliche Verweigerung der Abgaben schreckte die Feinde der Freiheit. Sie wagten nicht den Kampf mit einem einigen Volke, das Leib und Gut aufs Spiel setzte. Sie hatten freilich noch immer ihre Soldaten und ihre Guineen. Aber man traute nicht mehr den rothen Knechten, obgleich sie bisher dem Wellington'schen Stocke so prügeltreu gehorcht. Man vertraute nicht mehr der Ergebenheit

[illegible] Wortführer: denn selbst Englands Nobi-
lity merkt jetzt, „daß nicht Alles in der Welt feil
ist, und daß man auch am Ende nicht Geld
genug hat, Alles zu bezahlen.“ Die Tories gaben
nach. Es war in der That das Feigste, aber auch
das Klügste. Wie kam es aber, daß sie Das ein-
sahen? Haben sie etwa unter den Steinen, womit
man ihnen die Fenster einwarf, zufällig den Stein
der Weisen gefunden?

IX.

Paris, den 16. Junius 1832.

John Bull verlangt jetzt eine wohlfeile Regierung und eine wohlfeile Religion, (cheap government, cheap religion,) und will nicht mehr alle Früchte seiner Arbeit hergeben, damit die ganze Sippschaft jener Herren, die seine Staatsinteressen verwalten oder ihm die christliche Demuth predigen, im stolzesten Überfluss schwelgt. Er hat vor ihrer Macht nicht mehr so viel Ehrfurcht wie sonst, und auch John Bull hat gemerkt: La force des grands n'est que dans la tête des petits. Der Zauber ist gebrochen, seitdem die englische Nobility ihre eigene Schwäche offenbart hat. Man fürchtet sie nicht mehr, man sieht ein, sie besteht aus schwachen Menschen, wie wir Andere. Als der erste Spanier fiel, und die Mexikaner merkten, dass die weißen

Götter, die ſie mit Blitz und Donner bewaffnet ſahen, ebenfalls ſterblich ſeien, wäre Dieſen der Kampf ſchier ſchlecht bekommen, hätten die Feuergewehre nicht den Ausſchlag gegeben. Unſere Feinde aber haben nicht dieſen Vortheil; Barthold Schwarz hat das Pulver für uns Alle erfunden. Vergebens ſcherzt die Kleriſei: Gebt dem Cäſar, was des Cäſar's iſt. Unſere Antwort iſt: Während achtzehn Jahrhunderten haben wir dem Cäſar immer viel zu Viel gegeben; was übrig geblieben, Das iſt jetzt für uns. —

Seit die Reformbill zum Geſetze erhoben iſt, ſind die Ariſtokraten plötzlich ſo großmüthig geworden, daſs ſie behaupten, nicht bloß wer zehn Pfund Sterling Steuer bezahle, ſondern jeder Engländer, ſogar der ärmſte, habe das Recht bei der Wahl eines Parlamentsdeputierten ſeine Stimme zu geben. Sie möchten lieber abhängig werden von dem niedrigſten Bettler- und Lumpengeſindel, als von jenem wohlhabenden Mittelſtand, der nicht ſo leicht zu beſtechen iſt, und der für ſie auch keine ſo tiefe Sympathie fühlt wie der Pöbel. Letzterer iſt jenen Hochgeborenen wenigſtens wahlverwandt; ſie haben Beide, der Adel und der Pöbel, den größten Abſcheu vor gewerbfleißiger Thätigkeit; ſie ſtreben vielmehr nach Eroberung des fremden Eigenthums oder nach Ge-

ſchenken und Trinkgeldern für gelegentliche Lohndienerei; Schuldenmachen iſt durchaus nicht unter ihrer Würde; der Bettler und der Lord verachten die bürgerliche Ehre; ſie haben eine gleiche Unverſchämtheit, wenn ſie hungrig ſind, und ſie ſtimmen ganz überein in ihrem Haſſe gegen den wohlhabenden Mittelſtand. Die Fabel erzählt: Die oberſten Sproſſen einer Leiter ſprachen einſt hochmüthig zu den unterſten: Glaubt nicht, daſs ihr uns gleich ſeid, ihr ſteckt unten im Kothe, während wir oben frei emporragen, die Hierarchie der Sproſſen iſt von der Natur eingeführt, ſie iſt von der Zeit geheiligt, ſie iſt legitim; ein Philoſoph aber, welcher vorüberging und dieſe hochadlige Sprache hörte, lächelte und drehte die Leiter herum. Sehr oft geſchieht Dieſes im Leben, und dann zeigt ſich, daſs die hohen und die niedrigen Sproſſen der geſellſchaftlichen Leiter in derſelben Lage eine gleiche Geſinnung beurkunden. Die vornehmen Emigranten, die im Auslande in Miſère geriethen, wurden ganz gemeine Bettler in Gefühl und Geſinnung, während das korſikaniſche Lumpengeſindel, das ihren Platz in Frankreich einnahm, ſich ſo frech, ſo hochnaſig, ſo hoffährtig ſpreizte, als wären ſie die älteſte Nobleſſe.

Wie ſehr den Freunden der Freiheit jenes Bündnis der Nobleſſe und des Pöbels gefährlich

iſt, zeigt ſich am widerwärtigſten auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Hier, wie auch in einigen Provinzen von Weſtfrankreich und Süddeutſchland, ſegnet die katholiſche Prieſterſchaft dieſe heilige Alliance. Auch die Prieſter der proteſtantiſchen Kirche ſind überall bemüht, das ſchöne Verhältnis zwiſchen dem Volk und den Machthabern (d. h. zwiſchen dem Pöbel und der Ariſtokratie) zu befördern, damit die Gottloſen (die Liberalen) nicht die Obergewalt gewinnen. Denn ſie urtheilen ſehr richtig: wer ſich frevelhaft ſeiner Vernunft bedient und die Vorrechte der adligen Geburt leuguet, Der zweifelt am Ende auch an den heiligſten Lehren der Religion und glaubt nicht mehr an die Erbſünde, an den Satan, an die Erlöſung, an die Himmelfahrt, er geht nicht mehr nach dem Tiſch des Herrn, und giebt dann auch den Dienern des Herrn keine Abendmahlstrinkgelder oder ſonſtige Gebühr, wovon ihre Subſiſtenz und alſo das Heil der Welt abhängt. Die Ariſtokraten aber haben ihrerſeits eingeſehen, daſs das Chriſtenthum eine ſehr nützliche Religion iſt, daſs Derjenige, der an die Erbſünde glaubt, auch die Erbprivilegien nicht leugnen wird, daſs die Hölle eine ſehr gute Anſtalt iſt, die Menſchen in Furcht zu halten, und daſs Jemand, der ſeinen Gott friſſt, ſehr Viel vertragen kann. Dieſe vor-

nehmen Leute waren freilich einst selbst sehr gottlos und haben durch die Auflösung der Sitten den Umsturz des alten Regimes befördert. Aber sie haben sich gebessert, und wenigstens sehen sie ein, dass man dem Volke ein gutes Beispiel geben muss. Nachdem die alte Orgie ein so schlechtes Ende genommen und auf den süßesten Sündenrausch die bitterste Noth gefolgt war, haben die edlen Herren ihre schlüpfrigen Romane mit Erbauungsbüchern vertauscht, und sie sind sehr devot geworden und keusch, und sie wollen dem Volk ein gutes Beispiel geben. Auch die edlen Damen haben sich mit verwischter Röthe auf den Wangen von dem Boden der Sünde wieder erhoben, und bringen ihre zerzausten Frisuren und ihre zerknitterten Röcke wieder in Ordnung, und predigen Tugend und Anständigkeit und Christenthum, und wollen dem Volke ein gutes Beispiel geben.

(Ich habe hier einige Stücke ausscheiden müssen, die allzu sehr jenem Moderantismus huldigten, der in dieser Zeit der Reaktion nicht mehr rühmlich und passend ist. Ich gebe dafür eine nachträglich geschriebene Note, die ich dem Schlusse dieses Artikels anfüge*).)

*) Die angehängte Note fehlt, sowie obige Bemerkung, in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

Ich liebe die Erinnerung der früheren Revolutionskämpfe und der Helden, die sie gekämpft, ich verehre Diese eben so hoch, wie es nur immer die Jugend Frankreichs vermag, ja, ich habe noch vor den Juliustagen den Robespierre und den Sanctum Justum und den großen Berg bewundert — aber ich möchte dennoch nicht unter dem Regimente solcher Erhabenen leben, ich würde es nicht aushalten können, alle Tage guillotiniert zu werden, und Niemand hat es aushalten können, und die französische Republik konnte nur siegen und siegend verbluten. Es ist keine Inkonsequenz, dass ich diese Republik, enthusiastisch liebe, ohne im geringsten die Wiedereinführung dieser Regierungsform in Frankreich, und noch weniger eine deutsche Übersetzung derselben zu wünschen*). Ja, man könnte sogar, ohne inkonsequent zu sein, zu gleicher Zeit wünschen, dass in Frankreich die Republik wieder eingeführt, und dass in Deutschland hingegen der Monarchismus erhalten bleibe. In der That, wem die Sicherung der Siege, die für das demokratische Princip erfochten worden, mehr als alle andere Interessen am Herzen liegt, dürfte leicht in solchen Fall gerathen.

*) Der Schluss dieses Absatzes fehlt in der neuesten französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Hier berühre ich die große Streitfrage, worüber jetzt in Frankreich so blutig und bitter gestritten wird, und ich muſs die Gründe anführen, weſshalb so viele Freunde der Freiheit immer noch der gegenwärtigen Regierung anhängen, und warum Andere den Umsturz derselben und die Wiedereinführung der Republik verlangen. Jene, die Philippisten, sagen, Frankreich, welches nur monarchisch regiert werden könne, habe an Ludwig Philipp den geeignetsten König; er sei ein sicherer Schützer der erlangten Freiheit und Gleichheit, da er selber in seinen Gesinnungen und Sitten vernünftig und bürgerlich ist; er könne nicht, wie die vorige Dynastie, einen Groll im Herzen tragen gegen die Revolution, da sein Vater und er selber daran Theil genommen; er könne das Volk nicht an die vorige Dynastie verrathen, da er sie, als Verwandter, inniger als Andere haſsen muſs; er könne mit den übrigen Fürsten in Frieden bleiben, da diese seiner hohen Geburt halber ihm seine Illegitimität zu Gute halten, statt daſs sie gleich den Krieg erklärt hätten, wenn ein bloßer Rotürier auf den französischen Thron gesetzt oder gar die Republik proklamiert worden wäre; und doch sei der Frieden nöthig für das Glück Frankreichs. Dagegen behaupten die Republikaner, das stille Glück

des Friedens sei gewiſs ein schönes Gut, es habe jedoch keinen Werth ohne die Freiheit; in dieser Gesinnung hätten ihre Väter die Bastille gestürmt und Ludwig Capet das Haupt abgeschlagen, und mit der ganzen Aristokratie Europas Krieg geführt; dieser Krieg sei noch nicht zu Ende, es sei nur Waffenstillstand, die europäische Aristokratie hege noch immer den tiefsten Groll gegen Frankreich, es sei eine Blutfeindschaft, die nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Macht aufhöre; Ludwig Philipp aber sei ein König, die Erhaltung seiner Krone sei ihm die Hauptsache, er verständige und verschwägere sich mit Königen, und, hin und her gezerrt durch allerlei Hausverhältnisse und zur leidigsten Halbheit verdammt, sei er ein unzulänglicher Vertreter jener heiligsten Interessen, die einst nur die Republik am kräftigsten vertreten konnte und derenthalber die Wiedereinführung der Republik eine Nothwendigkeit sei.

Wer in Frankreich keine theueren Güter besitzt, die durch den Krieg zu Grunde gehen können, mag nun leicht eine Sympathie für jene Kampflustigen empfinden, die dem Siege des demokratischen Princips das stille Glück des Lebens aufopfern, Gut und Blut in die Schanze schlagen, und so lange fechten wollen, bis die Aristokratie in ganz Europa

vernichtet ist. Da zu Europa auch Deutschland gehört, so hegen viele Deutsche jene Sympathie für die französischen Republikaner; aber, wie man oft zu weit geht, so gestaltet sie sich bei Manchen zu einer Vorliebe für die republikanische Form selbst, und da sehen wir eine Erscheinung, die kaum begreifbar, nämlich deutsche Republikaner. Daſs Polen und Italiener, die eben so wie die deutschen Freiheitsfreunde von den französischen Republikanern mehr Heil erwarten als von dem Juſtemilieu, und sie daher mehr lieben, jetzt auch für die republikanische Regierungsform, die ihnen nicht ganz fremd ist, eine Vorliebe empfinden, Das ist sehr natürlich. Aber deutsche Republikaner! man traut seinen Ohren kaum und seinen Augen, und doch sehen wir deren hier und in Deutschland.

Noch immer, wenn ich meine deutschen Republikaner betrachte, reibe ich mir die Augen und sage zu mir selber: Träumst du etwa? Lese ich gar die deutsche Tribüne und ähnliche Blätter, so frage ich mich: Wer ist denn der große Dichter, der dies Alles erfindet? Existiert der Doktor Wirth mit seinem blanken Ehrenschwert? Oder ist er nur ein Phantasiegebilde von Tieck oder Immermann? Dann aber fühle ich wohl, daſs die Poesie sich nicht so hoch versteigt, daſs unsere großen Poeten

dennoch keine so bedeutende Charaktere darstellen können, und daſs der Doktor Wirth wirklich leibt und lebt, ein zwar irrender, aber tapferer Ritter der Freiheit, wie Deutschland deren wenige gesehen seit den Tagen Ulrich's von Hutten.

Ist es wirklich wahr, daſs das stille Traumland in lebendige Bewegung gerathen? Wer hätte Das vor dem Julius 1830 denken können! Goethe mit seinem Eiapopeia, die Pietisten mit ihrem langweiligen Gebetbücherton, die Mystiker mit ihrem Magnetismus hatten Deutschland völlig eingeschläfert, und weit und breit, regungslos, lag Alles und schlief. Aber nur die Leiber waren schlafgebunden; die Seelen, die darin eingekerkert, behielten ein sonderbares Bewuſstsein. Der Schreiber dieser Blätter wandelte damals als junger Mensch durch die deutschen Lande und betrachtete die schlafenden Menschen; ich sah den Schmerz auf ihren Gesichtern, ich studierte ihre Physiognomien, ich legte ihnen die Hand aufs Herz, und sie fingen an nachtwandlerhaft im Schlafe zu sprechen, seltsam abgebrochene Reden, ihre geheimsten Gedanken enthüllend. Die Wächter des Volks, ihre goldenen Nachtmützen tief über die Ohren gezogen, und tief eingehüllt in Schlafröcken von Hermelin, saſsen auf rothen Polsterstühlen, und schliefen ebenfalls, und schnarchten

ſogar. Wie ich ſo dahin wanderte, mit Ränzel und Stock, ſprach ich oder ſang ich laut vor mich hin, was ich den ſchlafenden Menſchen auf den Geſichtern erſpäht oder aus den ſeufzenden Herzen erlauſcht hatte; — es war ſehr ſtill um mich her, und ich hörte Nichts als das Echo meiner eigenen Worte. Seitdem, geweckt von den Kanonen der großen Woche, iſt Deutſchland erwacht, und Jeder, der bisher geſchwiegen, will das Verſäumte ſchnell wieder einholen, und Das iſt ein redſeliger Lärm und ein Gepolter, und dabei wird Tabak geraucht und aus den dunklen Dampfwolken droht ein ſchreckliches Gewitter. Das iſt wie ein aufgeregtes Meer, und auf den hervorragenden Klippen ſtehen die Wortführer; die Einen blaſen mit vollen Backen in die Wellen hinein, und ſie meinen, ſie hätten dieſen Sturm erregt, und je mehr ſie blieſen, deſto wüthender heule die Windsbraut; die Anderen ſind ängſtlich, ſie hören die Staatsſchiffe krachen, ſie betrachten mit Schrecken das wilde Gewoge, und da ſie aus ihren Schulbüchern wiſſen, daſs man mit Öl das Meer beſänftigen könne, ſo gießen ſie ihre Studierlämpchen in die empörte Menſchenfluth, oder, proſaiſch zu ſprechen, ſie ſchreiben ein verſöhnendes Broſchürchen, und wundern ſich, wenn das Mittel nicht hilft, und ſeufzen: Oleum perdidi!

Es iſt leicht vorauszuſehen, daſs die Idee einer Republik, wie ſie jetzt viele deutſche Geiſter erfaſſt, keineswegs eine vorübergehende Grille iſt. Den Doktor Wirth und den Siebenpfeiffer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunſchweig und Groſſe, und Schüler und Savoye, man kann ſie feſtſetzen, und man wird ſie feſtſetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und ſchweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel niſten ſie in den Wipfeln deutſcher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang ſieht man und hört man Nichts von ihnen, bis ſie eines ſchönen Sommermorgens auf dem öffentlichen Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig; nur die Könige ſind ſterblich.

Ich glaube nicht ſo bald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längſt ruhig in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufge-

geben, ohne ſie bis in allen ihren Konſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen?

Zu ſolcher Polemik haben uns die Franzoſen noch ganz beſondere Waffen geliefert; denn wir haben Beide, Franzoſen und Deutſche, in der jüngſten Zeit viel von einander gelernt; jene haben viel deutſche Philoſophie und Poeſie angenommen, wir dagegen die politiſchen Erfahrungen und den praktiſchen Sinn der Franzoſen; beide Völker gleichen jenen homeriſchen Heroen, die auf dem Schlachtfelde Waffen und Rüſtungen wechſeln als Zeichen der Freundſchaft. Daher überhaupt dieſe große Veränderung, die jetzt mit den deutſchen Schriftſtellern vorgeht. In früheren Zeiten waren ſie entweder Fakultätsgelehrte oder Poeten, ſie kümmerten ſich wenig um das Volk, für dieſes ſchrieb Keiner von beiden, und in dem philoſophiſchen, poetiſchen Deutſchland blieb das Volk von der plumpſten Denkweiſe befangen, und wenn es etwa einmal mit ſeinen Obrigkeiten haderte, ſo war nur die Rede von rohen Thatſächlichkeiten, materiellen

Nöthen, Steuerlaſt, Mauth, Wildſchaden, Thorſperre u. ſ. w.; — während im praktiſchen Frankreich das Volk, welches von den Schriftſtellern erzogen und geleitet wurde, viel mehr um ideelle Intereſſen, um philoſophiſche Grundſätze ſtritt. Im Freiheitskriege (lucus a non lucendo) benutzten die Regierungen eine Koppel Fakultätsgelehrte und Poeten, um für ihre Kroninteresſen auf das Volk zu wirken, und dieſes zeigte viel Empfänglichkeit, las den Merkur von Joſeph Görres, ſang die Lieder von E. M. Arndt, ſchmückte ſich mit dem Laube ſeiner vaterländiſchen Eichen, bewaffnete ſich, ſtellte ſich begeiſtert in Reih und Glied, ließ ſich „Sie“ titulieren, landſtürmte und focht und beſiegte den Napoleon; — denn*) gegen die Dummheit kämpfen die Götter ſelbſt vergebens. Jetzt wollen die deutſchen Regierungen jene Koppel wieder benutzen. Aber dieſe hat unterdeſſen immer im dunklen Loch angekettet gelegen und iſt ſehr räudig geworden, in übeln Geruch gekommen, und hat nichts Neues gelernt, und bellt noch immer in der alten Weiſe; das Volk hingegen hat unterdeſſen ganz andere Töne gehört, hohe, herrliche Töne

*) „denn, ſagt Schiller ꝛc.“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

von bürgerlicher Gleichheit, von Menſchenrechten, unveräußerlichen Menſchenrechten, und mit lächelndem Mitleiden, wo nicht gar mit Verachtung, ſchaut es hinab auf die bekannten Kläffer, die mittelalterlichen Rüden, die getreuen Pudel und die frommen Möpſe von 1814.

Nun freilich, die Töne von 1832 möchte ich nicht ſammt und ſonders vertreten. Ich habe mich ſchon oben geäußert in Betreff der befremdlichſten dieſer Töne, nämlich über unſere deutſchen Republikaner. Ich habe den zufälligen Umſtand gezeigt, woraus ihre ganze Erſcheinung hervorgegangen. Ich will hier durchaus nicht ihre Meinungen bekämpfen; Das iſt nicht meines Amtes, und dafür haben ja die Regierungen ihre beſonderen Leute, die ſie dafür beſonders bezahlen. Aber ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung auszuſprechen: der Hauptirrthum der deutſchen Republikaner entſteht dadurch, daſs ſie den Unterſchied beider Länder nicht genau in Anſchlag bringen, wenn ſie auch für Deutſchland jene republikaniſche Regierungsart wünſchen, die vielleicht für Frankreich ganz paſſend ſein möchte. Nicht wegen ſeiner geographiſchen Lage und des bewaffneten Einſpruchs der Nachbarfürſten kann Deutſchland keine Republik werden, wie jüngſt der Großherzog von Baden behauptet hat. Vielmehr ſind

es eben jene geographiſchen Verhältniſſe, die den deutſchen Republikanern bei ihrer Argumentation zu Gute kämen, und was ausländiſche Gefahr betrifft, ſo wäre das vereinigte Deutſchland die furchtbarſte Macht der Welt, und ein Volk, welches ſich unter ſerviliſten Verhältniſſen immer ſo vortrefflich ſchlug, würde, wenn es erſt aus lauter Republikanern beſtünde, ſehr leicht die angedrohten Baſchkiren und Kalmücken an Tapferkeit übertreffen. Aber Deutſchland kann keine Republik ſein, weil es ſeinem Weſen nach royaliſtiſch iſt. Frankreich iſt im Gegentheil ſeinem Weſen nach republikaniſch. Ich ſage hiermit nicht, daſs die Franzoſen mehr republikaniſche Tugenden hätten als wir; nein, dieſe ſind auch bei den Franzoſen nicht im Überfluſs vorhanden. Ich ſpreche nur von dem Weſen, von dem Charakter, wodurch der Republikanismus und der Royalismus ſich nicht bloß von einander unterſcheiden, ſondern ſich auch als grundverſchiedene Erſcheinungen kundgeben und geltend machen.

Der Royalismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daſs es Autoritäten achtet, daſs es an die Perſonen glaubt, die jene Autoritäten repräſentieren, daſs es in dieſer Zuverſicht auch der Perſon ſelbſt anhängt. Der Republikanismus eines Volks beſteht dem Weſen nach darin, daſs der Re-

publikaner an keine Autorität glaubt, daſs er nur die Geſetze hochachtet, daſs er von den Vertretern derſelben beſtändig Rechenſchaft verlangt, ſie mit Miſstrauen beobachtet, ſie kontroliert, daſs er alſo nie den Perſonen anhängt, und dieſe vielmehr, je höher ſie aus dem Volke hervorragen, deſto emſiger mit Widerſpruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten ſucht.

Der Oſtracismus war in dieſer Hinſicht die republikaniſchſte Einrichtung, und jener Athener, welcher für die Verbannung des Ariſtides ſtimmte, „weil man ihn immer den Gerechten nenne," war der echteſte Republikaner. Er wollte nicht, daſs die Tugend durch eine Perſon repräſentiert werde, daſs die Perſon am Ende mehr gelte als die Geſetze, er fürchtete die Autorität eines Namens; — dieſer Mann war der größte Bürger von Athen, und daſs die Geſchichte ſeinen eigenen Namen verſchweigt, charakteriſiert ihn am meiſten. Ja, ſeitdem ich die franzöſiſchen Republikaner ſowohl in Schriften als im Leben ſtudiere, erkenne ich überall als charakteriſtiſche Zeichen jenes Miſstrauen gegen die Perſon, jenen Haſs gegen die Autorität eines Namens. Es iſt nicht kleinliche Gleichheitsſucht, weſshalb jene Menſchen die großen Namen haſſen, nein, ſie fürchten, daſs die Träger ſolcher Namen ihn gegen die

Freiheit mißbrauchen möchten oder vielleicht durch Schwäche und Nachgiebigkeit ihren Namen zum Schaden der Freiheit mißbrauchen laſſen. Deßhalb wurden in der Revolutionszeit ſo viele große populäre Freiheitsmänner hingerichtet, eben weil man in gefährlichen Zuſtänden einen ſchädlichen Einfluß ihrer Autorität befürchtete. Deßhalb höre ich noch jetzt aus manchem Munde die republikaniſche Lehre, daſs man alle liberalen Reputationen zu Grunde richten müſſe, denn dieſe übten im entſcheidenden Augenblick den ſchädlichſten Einfluſs, wie man es zuletzt beim Lafayette geſehen*), dem man „die beſte Republik“ verdanke.

Vielleicht habe ich hier beiläufig die Urſache angedeutet, weſshalb jetzt ſo wenig große Reputationen in Frankreich hervorragen; ſie ſind zum größten Theil ſchon zu Grunde gerichtet. Von den allerhöchſten Perſonen bis zu den allerniedrigſten giebt es hier keine Autorität mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander**), chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidocq,

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

**) „Auguſte“ ſteht in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

von Gaspar Deburau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbischof von Paris, von Monsieur Staub, maître tailleur, bis zu De Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Kock, von Cherubini bis Biffi, von Rossini bis zum kleinsten Maulaffi — Keiner, von welchem Gewerbe er auch sei, hat hier ein unbestrittenes Ansehen. Aber nicht bloß der Glaube an Personen ist hier vernichtet, sondern auch der Glaube an Alles, was existiert. Ja, in den meisten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel selbst setzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, dass man sich die Mühe gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion ist gründlich todt, sie ist bereits in Verwesung übergegangen, die „Mehrheit der Franzosen" will von diesem Leichnam Nichts mehr wissen und hält das Schnupftuch vor die Nase, wenn vom Katholicismus*) die Rede ist. Die alte Moral ist ebenfalls todt, oder vielmehr sie ist nur noch ein Gespenst, das nicht einmal des Nachts erscheint. Wahrlich, wenn ich dieses Volk

*) „von der Kirche" steht in der neuesten französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

betrachte, wie es zuweilen hervorſtürmt, und auf dem Tiſche, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerſchlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brot und neue Spiele verlangt, und ſeine Luſt daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut ſprudeln zu ſehen, dann will es mich bedünken, dieſes Volk glaube nicht einmal an den Tod.

Bei ſolchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfniſſen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt ſie wider ihren Willen zur Republik. Dieſe Menſchen, deren Bedürfniſſen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchiſche Regierungsform entſpricht, ſind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Weſens mit den Bedingniſſen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutſchen aber ſind noch nicht in dieſem Falle, der Glaube an Autoritäten iſt noch nicht bei ihnen erloſchen, und nichts Weſentliches drängt ſie zur republikaniſchen Regierungsform. Sie ſind den Royalismus nicht entwachſen, die Ehrfurcht vor den Fürſten iſt bei ihnen nicht gewaltſam geſtört, ſie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, ſie glauben noch an Perſonen, ſie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit,

an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die Halle'sche Literaturzeitung, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament. Armer Wirth! du hast die Rechnung ohne die Gäste gemacht!

Der Schriftsteller, welcher eine sociale Revolution befördern will, darf immerhin seiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilen; der Tribun hingegen, welcher eine politische Revolution beabsichtigt, darf sich nicht allzu weit von den Massen entfernen. Überhaupt, in der Politik, wie im Leben, muss man nur das Erreichbare wünschen.

Wenn ich oben von dem Republikanismus der Franzosen sprach, so hatte ich, wie schon erwähnt, mehr die unwillkürliche Richtung als den ausgesprochenen Willen des Volks im Sinne. Wie wenig für den Augenblick der ausgesprochene Wille des Volks den Republikanern günstig ist, hat sich den 5. und 6. Junius kundgegeben. Ich habe über diese denkwürdigen Tage schon hinlänglich kummervolle Berichte mitgetheilt, als dass ich mich einer ausführlichen Besprechung derselben nicht überheben dürfte. Auch sind die Akten darüber noch nicht geschlossen, und vielleicht geben uns die kriegsgerichtlichen Verhöre mehr Aufschluss über jene Tage, als wir bisher zu erlangen vermochten. Noch kennt man

nicht die eigentlichen Anfänge des Streites, noch viel weniger die Zahl der Kämpfer. Die Philippisten sind dabei interessiert, die Sache als eine lang vorbereitete Verschwörung darzustellen und die Zahl ihrer Feinde zu übertreiben. Dadurch entschuldigen sie die jetzigen Gewaltmaßregeln der Regierung und gewinnen dadurch den Ruhm einer großen Kriegsthat. Die Opposition hingegen behauptet, daſs bei jenem Aufruhr nicht die mindeste Vorbereitung stattgefunden, daſs die Republikaner ganz ohne Führer und ihre Zahl ganz gering gewesen. Dieses scheint die Wahrheit zu sein. Jedenfalls ist es jedoch für die Opposition ein großes Misgeschick, daſs, während sie in corpore versammelt war und gleichsam in Reih und Glied stand, jener misslungene Revolutionsversuch stattgefunden. Hat aber die Opposition hiedurch an Ansehen verloren, so hat die Regierung dessen noch mehr eingebüßt durch die unbesonnene Erklärung des État de siège. Es ist, als habe sie zeigen wollen, daſs sie, wenn es darauf ankomme, sich noch grandioser zu blamieren wisse, als die Opposition. Ich glaube wirklich, daſs die Tage vom 5. und 6. Junius als ein bloßes Ereignis zu betrachten sind, das nicht besonders vorbereitet war. Jener Lamarque'sche Leichenzug sollte nur eine große Heerschau der Oppo-

sition sein. Aber die Versammlung so vieler streitbarer und streitsüchtiger Menschen gerieth plötzlich in unwiderstehlichen Enthusiasmus, der heilige Geist kam über sie zur unrechten Zeit, sie fingen an zur unrechten Zeit zu weissagen, und der Anblick der rothen Fahne soll wie ein Zauber die Sinne verwirrt haben.

Es hat eine mystische Bewandtnis mit dieser rothen, schwarz umfranzten Fahne, worauf die schwarzen Worte: „La liberté ou la mort!“ geschrieben standen, und die wie ein Banner der Todesweihe über alle Köpfe am Pont d'Austerlitz hervorragte. Mehrere Leute, die den geheimnisvollen Fahnenträger selbst gesehen haben, behaupten, es sei ein langer, magerer Mensch gewesen, mit einem langen Leichengesichte, starren Augen, geschlossenem Munde, über welchem ein schwarzer altspanischer Schnurrbart mit seinen Spitzen an jeder Seite weit hervorstach, eine unheimliche Figur, die auf einem großen schwarzen Klepper gespenstisch unbeweglich saß, während rings umher der Kampf am leidenschaftlichsten wüthete.

Den Gerüchten in Betreff Lafayette's, die mit dieser Fahne in Verbindung stehen, wird jetzt von Dessen Freunden aufs ängstlichste widersprochen. Er soll weder die rothe Fahne noch die rothe Mütze

bekränzt haben. Der arme General sitzt zu Hause und weint über den schmerzlichen Ausgang jener Feier, wobei er wieder, wie bei den meisten Volksaufständen seit Beginn der Revolution, eine Rolle gespielt — immer sonderbarer mit fortgezogen durch die allgemeine Bewegung, und in der guten Absicht, durch seine persönliche Gegenwart das Volk vor allzu großen Exceſſen zu bewahren. Er gleicht dem Hofmeister, der seinem Zögling in die Frauenhäuser folgte, damit er sich dort nicht betrinke, und mit ihm ins Weinhaus ging, damit er wenigstens dort nicht spiele, und ihn sogar in die Spielhäuser begleitete, damit er ihn dort vor Duellen bewahre; — kam es aber zu einem ordentlichen Duell, dann hat der Alte selber sekundiert.

Wenn man auch voraussehen konnte, daſs bei dem Lamarque'schen Begräbnisse, wo ein Heer von Unzufriedenen sich versammelte, einige Unruhen stattfinden würden, so glaubte doch Niemand an den Ausbruch einer eigentlichen Insurrektion. Es war vielleicht der Gedanke, daſs man jetzt so hübsch beisammen sei, was einige Republikaner veranlaſste, eine Insurrektion zu improvisieren. Der Augenblick war keineswegs ungünstig gewählt, eine allgemeine Begeisterung hervorzubringen und selbst die Zagenden zu entflammen. Es war ein Augenblick, der

wenigſtens das Gemüth gewaltſam aufregte und die gewöhnliche Werkeltagsſtimmung und alle kleinen Beſorgniſſe und Bedenklichkeiten daraus verſcheuchte. Schon auf den ruhigen Zuſchauer muſſte dieſer Leichenzug einen großen Eindruck machen, ſowohl durch die Zahl der Leidtragenden, die über hunderttauſend betrug, als auch durch den dunkelmuthigen Geiſt, der ſich in ihren Mienen und Gebärden ausſprach. Erhebend und doch zugleich beängſtigend wirkte beſonders der Anblick der Jugend aller hohen Schulen von Paris, der Amis du peuple und ſo vieler anderer Republikaner aus allen Ständen, die, mit furchtbarem Jubel die Luft erfüllend, gleich Bacchanten der Freiheit vorüberzogen, in den Händen belaubte Stäbe, die ſie als ihre Thyrſen ſchwangen, grüne Weidenkränze um die kleinen Hüte, die Tracht brüderlich einfach, die Augen wie trunken von Thatenluſt, Hals und Wangen rothflammend — ach. auf manchem dieſer Geſichter bemerkte ich auch den melancholiſchen Schatten eines nahen Todes, wie er jungen Helden ſehr leicht geweiſſagt werden kann. Wer dieſe Jünglinge ſah in ihrem übermüthigen Freiheitsrauſch, Der fühlte wohl, daſs viele derſelben nicht lange leben würden. Es war auch ein trübes Vorbedeutnis, daſs der Siegeswagen, dem

jene bacchantiſche Jugend nachzuahmen, keinen lebenden, ſondern einen todten Triumphator trug.

Unglückſeliger Lamarque! wie viel Blut hat deine Leichenfeier gekoſtet! Und es waren nicht gezwungene oder gedungene Gladiatoren, die ſich niedermetzelten, um ein eitel Trauergepränge durch Kampfſpiel zu erhöhen. Es war die blühend begeiſterte Jugend, die ihr Blut hingab für die heiligſten Gefühle, für den großmüthigſten Traum ihrer Seele. Es war das beſte Blut Frankreichs, welches in der Rue Saint-Martin gefloſſen, und ich glaube nicht, daſs man bei den Thermopylen tapferer gefochten, als am Eingange der Gäſschen Saint-Merry und Aubry-des-Bonchers, wo ſich endlich eine Handvoll von einigen ſechzig Republikanern gegen 60,000 Linientruppen und Nationalgarden vertheidigten und ſie zweimal zurückſchlugen. Die alten Soldaten des Napoleon, welche ſich auf Waffenthaten ſo gut verſtehen, wie wir etwa auf chriſtliche Dogmatik, Vermittlung der Extreme, oder Kunſtleiſtungen einer Mimin, behaupten, daſs der Kampf auf der Rue Saint-Martin zu den größten Heldenthaten der neueren Geſchichte gehört. Die Republikaner thaten Wunder der Tapferkeit, und die Wenigen, die am Leben blieben, bäten keineswegs um Schonung. Dieſes beſtätigen alle meine Nachforſchungen, die ich,

wie mein Amt es erheiſcht, gewiſſenhaft angeſtellt. Sie wurden größtentheils mit den Bajonetten erſtochen, von den Nationalgardiſten. Einige Republikaner traten, als aller Widerſtand vergebens war, mit entblößter Bruſt ihren Feinden entgegen und ließen ſich erſchießen. Als das Eckhaus der Rue Saint-Mery eingenommen wurde, ſtieg ein Schüler der Ecole d'Alfort mit der Fahne aufs Dach, rief ſein Vive la république! und ſtürzte nieder, von Kugeln durchbohrt. In ein Haus, deſſen erſte Etage noch von den Republikanern behauptet wurde, drangen die Soldaten und brachen die Treppe ab; jene aber, die ihren Feinden nicht lebend in die Hände fallen wollten, haben ſich ſelber umgebracht, und man eroberte nur ein Zimmer voll Leichen. In der Kirche Saint-Mery hat man mir dieſe Geſchichte erzählt, und ich muſſte mich dort an die Bildſäule des heiligen Sebaſtian anlehnen, um nicht vor innerer Bewegung umzuſinken, und ich weinte wie ein Knabe. Alle Heldengeſchichten, worüber ich als Knabe ſchon ſo viel geweint, traten mir dabei ins Gedächtnis, fürnehmlich aber dacht' ich an Kleomenes, König von Sparta, und ſeine zwölf Gefährten, die durch die Straßen von Alexandrien rannten, und das Volk zur Erkämpfung der Freiheit aufriefen, und keine gleichgeſinnten Herzen fanden, und, um den Tyran-

nenknechten zu entgehen, sich selber tödteten: der schöne Antäos war der Letzte, noch einmal beugte er sich über den todten Kleomenes, den geliebten Freund, und küßte die geliebten Lippen, und stürzte sich dann in sein Schwert.

Über die Zahl Derer, die auf der Rue Saint-Martin gefochten, ist noch nichts Bestimmtes ermittelt. Ich glaube, daß anfangs gegen zweihundert Republikaner dort versammelt gewesen, die aber endlich, wie oben angedeutet, während des Tages vom 6. Juni auf sechzig zusammengeschmolzen waren. Kein Einziger war dabei, der einen bekannten Namen trug, oder den man früher als einen ausgezeichneten Kämpen des Republikanismus gekannt hätte. Es ist Das wieder ein Zeichen, daß, wenn jetzt nicht viele Heldennamen in Frankreich besonders laut erklingen, keineswegs der Mangel an Helden daran Schuld ist. Überhaupt scheint die Weltperiode vorbei zu sein, wo die Thaten der Einzelnen hervorragen; die Völker, die Parteien, die Massen selber sind die Helden der neuern Zeit; die moderne Tragödie unterscheidet sich von der antiken dadurch, daß jetzt die Chöre agieren und die eigentlichen Hauptrollen spielen, während die Götter, Heroen und Tyrannen, die früherhin die handelnden Personen waren, jetzt zu mäßigen Repräsentanten

des Parteiwillens und der Volksthat herabsinken, und zur schwatzenden Betrachtung hingestellt sind, als Thronredner, als Gastmahlpräsidenten, Landtagsabgeordnete, Minister, Tribunen u. s. w. Die Tafelrunde des großen Ludwig Philipp, die ganze Opposition mit ihren comptes rendus, mit ihren Deputationen, die Herren Odilon-Barrot, Lafitte und Arago, wie passiv und geringfelig erscheinen diese abgedroschenen renommierten Leute, diese scheinbaren Notabilitäten, wenn man sie mit den Helden der Rue Saint-Martin vergleicht, deren Namen Niemand kennt, die gleichsam anonym gestorben sind.

Der bescheidene Tod dieser großen Unbekannten vermag nicht bloß uns eine wehmüthige Rührung einzuflößen, sondern er ermuthigt auch unsere Seele, als Zeugnis, dass viele tausend Menschen, die wir gar nicht kennen, bereit stehen, für die heilige Sache der Menschheit ihr Leben zu opfern. Die Despoten aber müssen von heimlichem Grauen erfasst werden bei dem Gedanken, dass sie eine solche unbekannte Schar von Todessüchtigen immer umringt, gleich den vermummten Dienern einer heiligen Fehme. Mit Recht fürchten sie Frankreich, die rothe Erde der Freiheit!

Es ist ein Irrthum, wenn man etwa glaubt, dass die Helden der Rue Saint-Martin zu den

unteren Volksklaſſen gehört, oder gar zum Pöbel, wie man ſich ausdrückt; nein, es waren meiſtens Studenten, ſchöne Jünglinge von der Ecole-d'Alfort, Künſtler, Journaliſten, überhaupt Strebende, darunter auch einige Ouvriers, die unter der groben Jacke ſehr feine Herzen trugen. Bei dem Kloſter Saint-Mery ſcheinen nur junge Menſchen gefochten zu haben; an andern Orten kämpften auch alte Leute. Unter den Gefangenen, die ich durch die Stadt führen ſehen, befanden ſich auch Greiſe, und beſonders auffallend war mir die Miene eines alten Mannes, der nebſt einigen Schülern der Ecole Polytechnique nach der Conciergerie gebracht wurde. Letztere gingen gebeugten Hauptes, düſter und wüſt, das Gemüth zerriſſen wie ihre Kleider; der Alte hingegen ging zwar ärmlich und altfränkiſch, aber ſorgfältig angezogen, mit abgeſchabt ſtrohgelbem Frack und dito Weſte und Hoſe, zugeſchnitten nach der neueſten Mode von 1793, mit einem großen dreieckigen Hut auf dem alten gepuderten Köpfchen, und das Geſicht ſo ſorglos, ſo vergnügt faſt, als ging's zu einer Hochzeit; eine alte Frau lief hinter ihm drein, in der Hand einen Regenſchirm, den ſie ihm nachzubringen ſchien, und in jeder Falte ihres Geſichtes eine Todesangſt, wie man ſie wohl empfinden kann, wenn es heißt, irgend einer unſerer Lieben ſoll vor

ein Kriegsgericht gestellt und binnen vierundzwanzig Stunden erschossen werden. Ich kann das Gesicht jenes alten Mannes gar nicht vergessen. Auf der Morgue sah ich den 8. Junius ebenfalls einen alten Mann, der mit Wunden bedeckt war, und, wie ein neben mir stehender Nationalgarde mir versichert, ebenfalls als Republikaner sehr kompromittiert sei. Er lag aber auf den Bänken der Morgue. Letztere ist nämlich ein Gebäude, wo man die Leichen, die man auf der Straße oder in der Seine findet, hinbringt und ausstellt, und wo man also die Angehörigen, die man vermisst, aufzusuchen pflegt.

An oben erwähntem Tage, den 8. Juni, begaben sich so viele Menschen nach der Morgue, dass man dort Queue machen musste wie vor der großen Oper, wenn Robert-le-Diable gegeben wird. Ich musste dort fast eine Stunde lang warten, bis ich Einlass fand, und hatte Zeit genug, jenes trübsinnige Haus, das vielmehr einem großen Steinklumpen gleicht, ausführlich zu betrachten. Ich weiß nicht, was es bedeutet, dass eine gelbe Holzscheibe mit blauem Mittelgrund, wie eine große brasilianische Kokarde, vor dem Eingang hängt. Die Hausnummer ist 21, vingt-un. Drinnen war es melancholisch anzusehen, wie ängstlich einige Menschen die ausgestellten Todten betrachteten, immer fürchtend,

Denjenigen zu finden, den ſie ſuchten. Es gab dort zwei entſetzliche Erkennungsſcenen. Ein kleiner Junge erblickte ſeinen todten Bruder und blieb ſchweigend, wie angewurzelt, ſtehen. Ein junges Mädchen fand dort ihren todten Geliebten und fiel ſchreiend in Ohnmacht. Da ich ſie kannte, hatte ich das traurige Geſchäft, die Troſtloſe nach Hauſe zu führen. Sie gehörte zu einem Putzladen in meiner Nachbarſchaft, wo acht junge Damen arbeiten, welche ſämmtlich Republikanerinnen ſind. Ihre Liebhaber ſind lauter junge Republikaner. Ich bin in dieſem Hauſe immer der einzige Royaliſt.

Zwiſchennote zu Artikel IX.*)

Geſchrieben den 1. Oktober 1832.

Die im vorſtehenden Artikel unterdrückte Stelle bezog ſich zunächſt auf den deutſchen Adel. Je mehr ich aber die neueſten Tageserſcheinungen überdenke, deſto wichtiger dünkt mir dies Thema, und ich muſs

*) Dieſe Zwiſchennote fehlt, wie ſchon früher bemerkt, in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

mich nächſtens zu einer gründlichen Beſprechung deſſelben entſchließen. Wahrlich, es geſchieht nicht aus Privatgefühlen; ich glaube es in der jüngſten Zeit bewieſen zu haben, daſs meine Befehdung nur die Principien und nicht leiblich unmittelbar die Perſon der Gegner betrifft. Die Enragés des Tages haben mich deſshalb in der letzten Zeit als einen geheimen Bundesgenoſſen der Ariſtokraten verſchrien, und wenn die Inſurrektion vom 5. Junius nicht ſcheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen, mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht. Ich verzeihe ihnen gern dieſe Narrheit, und nur in meinem Tagsbericht vom 7. Junius iſt mir ein Wort darüber entſchlüpft. — Der Parteigeiſt iſt ein eben ſo blindes wie raſendes Thier.

Es iſt aber mit dem deutſchen Adel eine ſehr ſchlimme Sache. Alle Konſtitutionen, ſelbſt die beſte, können uns Nichts helfen, ſo lange nicht das ganze Adelthum bis zur letzten Wurzel zerſtört iſt. Die armen Fürſten ſind ſelbſt in der größten Noth, ihr ſchönſter Wille iſt fruchtlos, ſie müſſen ihren heiligſten Eiden zuwider handeln, ſie ſind gezwungen, der Sache des Volks entgegen zu wirken, mit einem Worte: ſie können den beſchworenen Konſtitutionen nicht treu bleiben, ſo lange ſie nicht von jenen älteren Konſtitutionen befreit ſind, die ihnen

der Adel, als er ſeine waffenherrliche Unabhängigkeit einbüßte, durch die ſeidenen Künſte der Courtiſanerie abzugewinnen wuſſte; Konſtitutionen, die als ungeſchriebene Gewohnheitsrechte tiefer begründet ſind als die gedruckteſten Löſchpapierverfaſſungen: Konſtitutionen, deren Kodex jeder Krautjunker auswendig weiß, und deren Aufrechthaltung unter die beſondere Obhut jeder alten Hofkatze geſtellt iſt; Konſtitutionen, wovon auch der abſoluteſte König nicht das geringſte Titelchen zu verletzen wagt — ich ſpreche von der Etikette.

Durch die Etikette liegen die Fürſten ganz in der Gewalt des Adels, ſie ſind unfrei, ſie ſind unzurechnungsfähig, und die Treuloſigkeit, die einige derſelben bei den letzten Ordonanzen des Bundestags beurkundet, iſt, wenn man ſie billig beurtheilt, nicht ihrem Willen, ſondern ihren Verhältniſſen beizumeſſen. Keine Konſtitution ſichert die Rechte des Volks, ſo lange die Fürſten gefangen liegen in den Etiketten des Adels, der, ſobald die Kaſtenintereſſen ins Spiel kommen, alle Privatfeindſchaften bei Seite ſetzt und als Korps verbündet iſt. Was vermag der Einzelne, der Fürſt, gegen jenes Korps, das in Intriguen geübt iſt, das alle fürſtlichen Schwächen kennt, das unter ſeinen Mitgliedern auch die nächſten Verwandten des Fürſten zählt,

das ausschließlich um dessen Person sein darf, dergestalt, daſs der Fürst seine Edelleute, selbst wenn er sie hasst, durchaus nicht von sich weisen kann, daſs er ihren holden Anblick ertragen muſs, daſs er sich von ihnen ankleiden, die Hände waschen und lecken lassen muſs, daſs er mit ihnen essen, trinken und sprechen muſs — denn sie sind hoffähig, durch Erbrang zu jenen Hofchargen bevorzugt, und alle Hofdamen würden sich empören und dem armen Fürsten sein eigenes Haus verleiden, wenn er nach seines Herzens Gefühlen handelte, und nicht nach den Vorschriften der Etikette. So geschah es, daſs König Wilhelm von England, ein wackerer, guter Fürst, durch die Ränke seiner noblen Umgebung aufs kläglichste gezwungen ward, sein Wort zu brechen und seinen ehrlichen Namen zu opfern und der Achtung und des Vertrauens seines Volkes auf immer verlustig zu werden. So geschah es, daſs einer der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je einen Thron geziert, Ludwig von Baiern, der noch vor drei Jahren der Sache des Volkes so eifrig zugethan war, und allen Unterjochungsversuchen seiner Noblesse so fest widerstand, und ihre frondierende Insolenz und Verleumdungen so heldenmüthig ertrug, daſs Dieser jetzt, müd und entkräftet, in ihre verrätherischen Arme sinkt und sich selber

nutzen wird! Armes Herz, des einst so ruhmredig und stolz war, wie sehr muß dein Muth gebrochen sein, daß du, um von einigen törrigen Unterthanen nicht mehr durch Widerrede inkommodiert zu werden, deine eigene unabhängige Oberherrschaft aufgeben, und selbst ein unterthäniger Vasall wurdest, Vasall deiner natürlichen Feinde, Vasall deiner Schwäger!

Ich wiederhole, alle geschriebene Konstitutionen können uns Nichts helfen, so lange wir das Adelthum nicht von Grund aus vernichten. Es ist nicht damit abgethan, daſs man durch diskutierte, votierte und sanktionierte und promulgierte Gesetze die Privilegien des Adels annulliert; Dieſes ist an mehreren Orten geschehen, und dennoch herrschen dort noch immer die Adelsintereſſen. Wir müſſen die herkömmlichen Miſsbräuche im fürstlichen Haushalt vertilgen, auch für das Hofgesinde eine neue Gesindeordnung einführen, die Etikette zerbrechen, und, um selbst frei zu werden, mit der Fürstenbefreiung, mit der Emancipation der Könige, das Werk beginnen. Die alten Drachen müſſen verscheucht werden von dem Quell der Macht. Wenn ihr Dieſes gethan habt, seid wachsam, damit sie nicht nächtlicherweile wieder heraufkriechen und den Quell vergiften. Einst gehörten wir den Königen, jetzt gehören die Könige uns. Daher müſſen wir sie auch selbst

erziehen, und nicht mehr jenen hochgeborenen Prinzenhofmeistern überlassen, die sie zu den Zwecken ihrer Kaste erziehen und an Leib und Seele verstümmeln. Nichts ist den Völkern gefährlicher, als jene frühe Umjunkerung der Kronprinzen. Der beste Bürger werde Prinzenerzieher durch die Wahl des Volks, und wer verrufenen Leumunds ist oder nur im geringsten bescholtten, werde gesetzlich entfernt von der Person des jungen Fürsten. Drängt er sich dennoch hinzu, mit jener unverschämten Zudringlichkeit, die dem Adel in solchen Fällen eigen ist, so werde er gestäupt, auf dem Marktplatz, nach den schönsten Rhythmen, und mit rothem Eisen werde ihm das Metrum aufs Schulterblatt gedruckt. Wenn er etwa behauptet, er habe sich an die Person des jungen Fürsten gedrängt, um für geistreich und witzig gehalten zu werden, und wenn er einen dicken Bauch hat, wie Sir John, so setze man ihn bloß ins Zuchthaus, aber wo die Weiber sitzen.

Indessen, es giebt auch weiße Raben.

Ich werde, wie ich schon in der Vorrede zu Kahldorf's Briefen an den Grafen Moltke*) ange-

*) Diese Vorrede findet sich in Bd. XII der vorliegenden Ausgabe.

Der Herausgeber.

deutet, dieſen Gegenſtand ausführlicher beizubrechen: eine Statiſtik des diplomatiſchen Korps, dem die Intereſſen der Völker anvertraut ſind, wird dabei am intereſſanteſten ſein. Es werden Tabellen beigefügt werden, Verzeichniſſe der verſchiedenen Tugenden deſſelben, in den verſchiedenen Hauptſtädten. Man wird z. B. daraus erſehen, wie in einer der letztern immer der dritte Mann unter der edlen Genoſſenſchaft entweder ein Spieler iſt, oder ein heimathloſer Lohndiener, oder ein Eſcroque, oder der Ruffiano ſeiner eigenen Gattin, oder der Gemahl ſeines Jokeys, oder ein Allerweltsſpion, oder ſonſt ein adliger Taugenichts. Ich habe Behufs dieſer Statiſtik ein ſehr gründliches Quellenſtudium getrieben, und zwar an Tiſchen des Königs Pharo und anderer Könige des Morgenlands, in den Soiréen der ſchönſten Göttinnen des Tanzes und des Geſanges, in den Tempeln der Gourmandiſe und der Galanterie, kurz in den vornehmſten Häuſern Europas.

Ich muſs in Betreff des Grafen Moltke hier nachträglich erwähnen, daſs Derſelbe Juli vorigen Jahres hier in Paris war und mich in einen Federkrieg über den Adel verwickeln wollte, um dem Publikum zu zeigen, daſs ich ſeine Principien miſsverſtanden oder willkürlich entſtellt hätte. Es

schien mir aber grade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen Weise ein Thema öffentlich zu erörtern, das die Tagesleidenschaften so furchtbar ansprechen musste. Ich habe diese Besorgnisse dem Grafen mitgetheilt, und er war verständig genug, Nichts gegen mich zu schreiben. Da ich ihn zuerst angegriffen, hätte ich seine Antwort nicht ignorieren dürfen, und eine Replik hätte wieder von meiner Seite erfolgen müssen. Wegen jener Einsicht verdient der Graf das beste Lob, das ich ihm hiermit zolle, und zwar um so bereitwilliger, da ich in ihm persönlich einen geistreichen und, was noch mehr sagen will, einen wohldenkenden Mann gefunden, der es wohl verdient hätte, in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen nicht wie ein gewöhnlicher Adliger behandelt zu werden. Seitdem habe ich seine Schrift über Gewerbefreiheit gelesen, worin er, wie bei vielen anderen Fragen, den liberalsten Grundsätzen huldigt.

Es ist eine sonderbare Sache mit diesen Adligen! Die Besten unter ihnen können sich von ihren Geburtsinteressen nicht lossagen. Sie können in den meisten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Rotüriers, sie können vielleicht mehr als Diese die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleich-

heit ſind ſie ſehr unempfänglich. Im Grunde iſt kein Menſch ganz liberal, nur die Menſchheit iſt es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus beſitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute ſich alſo in ihrer Geſammtheit aufs beſte ergänzen. Der Graf Moltke iſt gewiſs der feſteſten Meinung, daſs der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches iſt, und er ſtimmt gewiſs für deſſen Abſchaffung. Mynheer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohmchen zu Rotterdam kennen gelernt, iſt durchaus überzeugt, der Sklavenhandel ſei etwas ganz Natürliches und Anſtändiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, ſei etwas Ungerechtes und Widerſinniges, welches jeder honette Staat ganz abſchaffen müſſe.

Daſs ich im Julius 1831 mit dem Grafen Moltke, dem Champion des Adels, keinen Federkrieg führen wollte, wird jeder vernünftig fühlende Menſch zu würdigen wiſſen, wenn er die Natur der Bedrohniſſe erwägt, die damals in Deutſchland laut geworden.

Die Leidenſchaften tobten wilder als je, und es galt damals, dem Jakobinismus eben ſo kühn die Stirne zu bieten wie einſt dem Abſolutismus. Unbeweglich in meinen Grundſätzen, haben ſelbſt

die Ränke des Jakobinismus nicht vermocht, mich hier zu Paris in den dunklen Strudel hineinzureißen, wo deutscher Unverstand mit französischem Leichtsinn rivalisierte. Ich habe keinen Theil genommen an der hiesigen deutschen Association, außer daſs ich ihr bei einer Kollekte für die Unterstützung der freien Presse einige Franks zollte; lange vor den Juniustagen habe ich den Vorstehern jener Association aufs bestimmteste notificiert, daſs ich nicht mit derselben in weiterer Verbindung stehe. Ich kann daher nur mitleidig die Achsel zucken, wenn ich höre, daſs die jesuitisch aristokratische Partei in Deutschland sich zu jener Zeit die größte Mühe gab, mich als einen der Enragés des Tages darzustellen, um mir bei deren Excessen eine kompromittierende Solidarität aufzubürden.

Es war eine tolle Zeit, und ich hatte meine große Noth mit meinen besten Freunden, und ich war sehr besorgt für meine schlimmsten Feinde. Ja, ihr theuern Feinde, ihr wisst nicht, wie viel Angst ich um euch ausgestanden habe. Es war schon die Rede davon, alle verrätherische Junker, verleumderische Pfaffen und sonstige Schurken in Deutschland aufzuknüpfen. Wie durfte ich Das leiden! Galt es nur, euch ein bischen zu züchtigen, euch auf dem Schloſsplatz zu Berlin oder auf dem Schrannenmarkt

zu München in einem gelinden Versmaße mit Ruthen zu ſtreichen, oder euch die trikolore Kokarde auf die Tonſur zu nageln, oder ſonſt ein Späßchen mit euch zu treiben, Das hätte ich ſchon hingehen laſſen. Aber daſs man euch geradezu umbringen wollte, Das litt ich nicht. Euer Tod wäre ja für mich der größte Verluſt geweſen. Ich hätte mir neue Feinde erwerben müſſen, vielleicht unter honetten Leuten, welches einem Schriftſteller in den Augen des Publikums ſehr ſchädlich iſt. Nichts iſt uns erſprießlicher, als wenn wir lauter ſchlechte Kerle zu Feinden haben. Der HERR hat mich unüberſehbar reichlich mit dieſer Sorte geſegnet, und ich bin froh, daſs ſie jetzt in Sicherheit ſind. Ja, laſſt uns ein Te Metternich laudamus ſingen, ihr theuern Feinde! Ihr waret in der größten Gefahr, gehenkt zu werden, und ich hätte euch dann auf immer verloren! Jetzt iſt wieder Alles ſtill, Alles wird beigelegt oder feſtgeſetzt, die Bundesakte wird losgelaſſen, und die Patrioten werden eingeſperrt, und wir ſehen einer langen, ſüßen, ſicheren Ruhe entgegen. Jetzt können wir uns wieder ungeſtört des alten ſchönen Verhältniſſes erfreuen: ich geißle euch wieder nach wie vor, und ihr verleumdet mich wieder nach wie vor. Wie froh bin ich, euch noch ſo ungehenkt zu ſehen! Euer Leben iſt mir theurer, als jemals. Ich kann

mich bei eurem Anblick einer gewissen Rührung nicht erwehren. Ich bitte euch, schont eure Gesundheit; verschluckt nicht euer eigenes Gift, lügt und verleumdet lieber, wo möglich, noch mehr als ihr zu thun pflegt, Das erleichtert das fromme Herz; geht nicht so gebückt und gekrümmt, Das schadet der Brust; geht mal ins Theater, wenn eine Raupach'sche Tragödie gegeben wird, Das heitert auf; versucht eine Abwechselung in euren Privatvergnügungen, besucht auch einmal ein schönes Mädchen; hütet euch aber vor des Seilers Töchterlein!

Ihr flattert jetzt wieder an einem langen Faden; aber wer weiß, eines frühen Morgens hängt ihr an einem kurzen Strick.

Beilage zu Artikel VI. *)

„Siehe zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und der Räuberei sind unsere Großen und Herren, nehmen alle Kreaturen zum Eigenthum, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden, Alles muss ihr sein. (Jes. V.) Darüber lassen sie denn Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen: „Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen;“ es dient aber ihnen nicht. So sie nun alle Menschen verursachen, den armen Ackermann, Handwerkmann, und Alles, was da lebet, schinden und schaben (Mich. III.), so er sich dann vergreift an dem Allerheiligsten, so muss er henken. Da sagt dann der Doktor Lügner: Amen. Die Herren machen Das selber, dass ihnen der arme Mann

*) Diese Beilage fehlt, wie schon bemerkt, in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

feind wird. Die Urſach des Aufruhrs wollen ſie nicht wegthun, wie kann es in der Länge gut werden? So ich Das ſage, werde ich aufrühriſch ſein, wohl hin!“

So ſprach vor dreihundert Jahren Thomas Münzer, einer der heldenmüthigſten und unglücklichſten Söhne des deutſchen Vaterlandes, ein Prediger des Evangeliums, das nach ſeiner Meinung nicht bloß die Seligkeit im Himmel verhieß, ſondern auch die Gleichheit und Brüderſchaft der Menſchen auf Erden befehle. Der Doktor Martinus Luther war anderer Meinung, und verdammte ſolche aufrühreriſche Lehren, wodurch ſein eigenes Werk, die Losreißung von Rom und die Begründung des neuen Bekenntniſſes gefährdet wurde; und vielleicht mehr aus Weltklugheit, denn aus böſem Eifer, ſchrieb er das unrühmliche Buch gegen die unglücklichen Bauern. Pietiſten und ſervile Duckmäuſer haben in jüngſter Zeit dieſes Buch wieder ins Leben gerufen und die neuen Abdrücke ins Land herum verbreitet, einerſeits um den hohen Protektoren zu zeigen, wie die reine lutheriſche Lehre den Abſolutismus unterſtütze, andererſeits um durch Luther's Autorität den Freiheitsenthuſiasmus in Deutſchland niederzudrücken. Aber ein heiligeres Zeugnis, das aus dem Evangelium hervorblutet, widerſpricht der knechtiſchen Ausdeutung

und vernichtet die irrige Autorität; Christus, der für die Gleichheit und Brüderschaft der Menschen gestorben ist, hat sein Wort nicht als Werkzeug des Absolutismus offenbart, und Luther hatte Unrecht und Thomas Münzer hatte Recht. Er wurde enthauptet zu Mödlin. Seine Gefährten hatten ebenfalls Recht, und sie wurden theils mit dem Schwerte hingerichtet, theils mit dem Stricke gehenkt, je nachdem sie adliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Markgraf Casimir von Anspach hat, noch außer solchen Hinrichtungen, auch fünfundachtzig Bauern die Augen ausstechen lassen, die nachher im Lande herumbettelten und ebenfalls Recht hatten. Wie es in Oberöstreich und Schwaben den armen Bauern erging, wie überhaupt in Deutschland viele hunderttausend Bauern, die Nichts als Menschenrechte und christliche Milde verlangten, abgeschlachtet und gewürgt wurden von ihren geistlichen und weltlichen Herren, ist männiglich bekannt. Aber auch Letztere hatten Recht, denn sie waren noch in der Fülle ihrer Kraft, und die Bauern wurden manchmal irre an sich selber durch die Autoritäten eines Luther's und anderer Geistlichen, die es mit den Weltlichen hielten, und durch unzeitige Kontroversen über zweideutige Bibelstellen, und weil sie manchmal Psalmen sangen, statt zu fechten.

Im Jahr der Gnade 1789 begann in Frankreich derselbe Kampf um Gleichheit und Brüderschaft, aus denselben Gründen, gegen dieselben Gewalthaber, nur dass Diese durch die Zeit ihre Kraft verloren und das Volk an Kraft gewonnen und nicht mehr aus dem Evangelium, sondern aus der Philosophie seine Rechtsansprüche geschöpft hatte. Die feudalistischen und hierarchischen Institutionen, die Karl der Große in seinem großen Reiche begründet und die sich in den daraus hervorgegangenen Ländern mannigfaltig entwickelt, diese hatten in Frankreich ihre mächtigen Wurzeln geschlagen, Jahrhunderte lang kräftig geblüht, und wie Alles in der Welt endlich ihre Kraft verloren. Die Könige von Frankreich, verdrießlich ob ihrer Abhängigkeit von dem Adel und von der Geistlichkeit, welche erstere sich ihnen gleich dünkte und welche letztere mehr als sie selbst das Volk beherrschte, hatten allmählich die Selbständigkeit jener beiden Mächte zu vernichten gewusst, und unter Ludwig XIV. war dieses stolze Werk vollendet. Statt eines kriegerischen Feudaladels, der die Könige einst beherrschte und schützte, kroch jetzt um die Stufen des Thrones ein schwächlicher Hofadel, dem nur die Zahl seiner Ahnen, nicht seiner Burgen und Mannen, Bedeutung verlieh; statt starrer ultramonta-

nischer Priester, die mit Beicht und Bann die Könige schreckten, aber auch das Volk im Zaume hielten, gab es jetzt eine gallikanische, so zu sagen mediatisierte Kirche, deren Ämter man im Oeil de boeuf von Versaille oder im Boudoir der Maitressen erschlich, und deren Oberhäupter zu denselben Adligen gehörten, die als Hofdomestiken paradierten, so daß Abt- und Bischofskostüm, Pallium und Mitra als eine andere Art von Hoflivree betrachtet werden konnte: — und ohngeachtet dieser Umwandlung behielt der Adel die Vorrechte, die er einst über das Volk ausgeübt: ja sein Hochmuth gegen letzteres stieg, je mehr er gegen seinen königlichen Herren in Demuth versank: er usurpierte nach wie vor alle Genüsse, drückte und beleidigte nach wie vor; und dasselbe that jene Geistlichkeit, die ihre Macht über die Geister längst verloren, aber ihre Zehnten, ihr Dreigöttermonopol, ihre Privilegien der Geistesunterdrückung und der kirchlichen Tücken noch bewahrt hatte. Was einst im Bauernkrieg die Lehrer des Evangeliums versucht, Das thaten die Philosophen jetzt in Frankreich, und mit besserem Erfolg; sie demonstrierten dem Volke die Usurpationen des Adels und der Kirche; sie zeigten ihm, daß beide kraftlos geworden; — und das Volk jubelte auf, und als am 14. Junius 1789 das Wet-

ter sehr günstig war, begann das Volk das Werk seiner Befreiung, und wer am 14. Junius 1790 den Platz besuchte, wo die alte dumpfe, mürrisch unangenehme Bastille gestanden hatte, fand dort statt dieser ein luftig lustiges Gebäude mit der lachenden Aufschrift: Ici on danse.

Seit siebzehn Jahren sind viele Schriftsteller in Europa unablässig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten sie den Ausbruch der französischen Revolution ganz besonders verursacht. Die jetzigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, sie suchten wieder ihr weiches Plätzchen zu den Füßen der Macht, und gebärdeten sich dabei so servil unschuldig, dass man sie nicht mehr für Schlangen ansah, sondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu gestehen, dass eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meisten befördert und deren Charakter bestimmt haben. Ich rühme sie deshalb, wie man den Arzt rühmt, der eine schnelle Krisis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödlich werden konnte, durch seine Kunst gemildert hat. Ohne das Wort der Gelehrten hätte der hinsiechende Zustand Frankreichs noch unerquicklich länger gedauert; und die

Revolution, die doch am Ende ausbrechen mußte, hätte sich minder edel gestaltet: sie wäre gemein und grausam geworden, statt daß sie jetzt nur tragisch und blutig ward: ja, was noch schlimmer ist, sie wäre vielleicht ins Lächerliche und Dumme ausgeartet, wenn nicht die materiellen Nöthen einen idealen Ausdruck gewonnen hätten: — wie es leider nicht der Fall ist in jenen Ländern, wo nicht die Schriftsteller das Volk verleitet haben, eine Erklärung der Menschenrechte zu verlangen, und wo man eine Revolution macht, um keine Thorsperre zu bezahlen, oder um eine fürstliche Maitresse los zu werden u. s. w. Voltaire und Rousseau sind zwei Schriftsteller, die mehr als alle andere der Revolution vorgearbeitet, die späteren Bahnen derselben bestimmt haben, und noch jetzt das französische Volk geistig leiten und beherrschen. Sogar die Feindschaft dieser beiden Schriftsteller hat wunderbar nachgewirkt; vielleicht war der Parteikampf unter den Revolutionsmännern selbst, bis auf diese Stunde, nur eine Fortsetzung eben dieser Feindschaft*).

---

*) Der Kampf unter den Revolutionsmännern des Konvents war nichts Anders als der geheime Groll des Rousseau'schen Rigorismus gegen die Voltaire'sche Legèreté.

Dem Voltaire geschieht jedoch Unrecht, wenn man behauptet, er sei nicht so begeistert gewesen

---

Die echten Montagnards hegten ganz die Denk- und Gefühlsweise Rousseau's, und als sie die Dantonisten und Hebertisten zu gleicher Zeit guillotinierten, geschah es nicht sowohl weil Jene zu sehr den erschlaffenden Moderantismus predigten und Diese hingegen im zügellosesten Sanskulottismus ausarteten; wie mir jüngst ein alter Bergmann sagte: parcequ'ils étaient tous des hommes pourris, frivoles, sans croyance et sans vertu. Beim Umstürzen des Alten waren die wilden Revolutionsmänner ziemlich einig, als aber etwas Neues gebaut werden sollte, als das Positivste zur Sprache kam, da erwachten die natürlichen Antipathien. Der rousseauisch ernste Schwärmer St. Just hasste alsdann den heiteren geistreichen Fanfaron Desmoulin. Der sittenreine, unbestechliche Robespierre hasste den sinnlichen, geldbefleckten Danton. Maximilian Robespierre heiligen Andenkens war die Inkarnation Rousseau's; er war tief religiös, er glaubte an Gott und Unsterblichkeit, er hasste die Voltaire'schen Religionsspöttereien, die unwürdigen Possen eines Gobel's, die Orgien der Atheisten und das laxe Treiben der Esprits, und er hasste vielleicht Jeden, der witzig war und gern lachte.

Am 19. Thermidor siegte die kurz vorher unterdrückte Voltaire'sche Partei; unter dem Direktorium übte sie ihre Reaktionen gegen den Berg; späterhin, während dem Heldenspiel der Kaiserzeit und während der frommen christlichen Komödie der Restauration konnte sie nur in untergeordneten Rollen sich geltend machen; aber wir sahen sie doch bis auf

wie Rouſſeau; er war nur etwas klüger und gewandter. Die Unbeholfenheit flüchtet ſich immer in den Stoicismus und grollt lakoniſch beim Anblick fremder Geſchmeidigkeit. Alfieri macht dem Voltaire den Vorwurf, er habe als Philoſoph gegen die Großen geſchrieben, während er ihnen als Kammerherr die Fackel vortrug. Der düſtere Piemonteſer bemerkte nicht, daſs Voltaire, indem er dienſtbar den Großen die Fackel vortrug, auch damit zugleich ihre Blöße beleuchtete. Ich will aber Voltaire durchaus nicht von dem Vorwurf der Schmeichelei freiſprechen, er und die meiſten franzöſiſchen Gelehrten krochen wie kleine Hunde zu den Füßen des Adels, und leckten die goldenen Sporen, und lächelten,

---

dieſe Stunde, mehr oder minder thätig, am Staatsruder ſtehen, und zwar repräſentiert von dem ehemaligen Biſchof von Autun, Charles Maurice Talleyrand. Rouſſeau's Partei, unterdrückt ſeit jenem unglückſeligen Tage des Thermidor, lebt arm, aber geiſtig und leiblich geſund, in den Faubourgs St. Antoine und St. Marceau, ſie lebt in der Geſtalt eines Garnier Pagés, eines Cavaignac, und ſo vieler andern edlen Republikaner, die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit. Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieſer Partei mich anſchließen zu können; ich haſſe aber zu ſehr das Laſter, als daſs ich ſie jemals bekämpfen würde.

Anmerkung des Verfaſſers.

wenn sie sich daran die Zunge zerrissen, und ließen sich mit Füßen treten. Wenn man aber die kleinen Hunde mit Füßen tritt, so thut Das ihnen eben so weh wie den großen Hunden. Der heimliche Haß der französischen Gelehrten gegen die Großen muß um so entsetzlicher gewesen sein, da sie, außer den gelegentlichen Fußtritten, auch viele wirkliche Wohlthaten von ihnen genossen hatten. Garat erzählt von Champfort, daß er tausend Thaler, die Ersparnisse eines ganzen arbeitsamen Lebens, aus einem alten Lederbeutel hervorzog und freudig hingab, als im Anfang der Revolution zu einem revolutionären Zwecke Geld gesammelt wurde. Und Champfort war geizig und war immer von den Großen protegiert worden.

Mehr aber noch als die Männer der Wissenschaft haben die Männer der Gewerbe den Sturz des alten Regimes befördert. Glaubten Jene, die Gelehrten, daß an dessen Stelle das Regime der geistigen Kapacitäten beginne, so glaubten Diese, die Industriellen, daß ihnen, dem faktisch mächtigsten und kräftigsten Theil des Volkes, auch gesetzlich die Anerkenntnis ihrer hohen Bedeutung, und also gewiß jede bürgerliche Gleichstellung und Mitwirkung bei den Staatsgeschäften gebühre. Und in der That, da die bisherigen Institutionen auf das alte Kriegs-

weſen und den Kirchenglauben beruhten, welche beide kein wahres Leben mehr in ſich trugen, ſo muſſte die Geſellſchaft auf die beiden neuen Gewalten baſiert werden, worin eben die meiſte Lebenskraft quoll, nämlich auf die Wiſſenſchaft und die Induſtrie. Die Geiſtlichkeit, die geiſtig zurückgeblieben war ſeit Erfindung der Buchdruckerei, und der Adel, der durch die Erfindung des Pulvers zu Grunde gerichtet worden, hätten jetzt einſehen müſſen, daſs die Macht, die ſie ſeit einem Jahrtauſend ausgeübt, ihren ſtolzen, aber ſchwachen Händen entſchwinde und in die verachteten, aber ſtarken Hände der Gelehrten und Gewerbfleißigen übergehe; ſie hätten einſehen müſſen, daſs ſie die verlorene Macht nur in Gemeinſchaft mit eben jenen Gelehrten und Gewerbfleißigen wiedergewinnen könnten; — ſie hatten aber nicht dieſe Einſicht, ſie wehrten ſich thöricht gegen das Unvermeidliche, ein ſchmerzlicher, widerſinniger Kampf begann, die ſchleichende, windige Lüge und der morſche, kranke Stolz fochten gegen die eiſerne Nothwendigkeit, gegen Fallbeil und Wahrheit, gegen Leben und Begeiſterung, und wir ſtehen jetzt noch auf der Wahlſtätte.

Da war ein trübſeliger Miniſter, reſpektabler Bankier, guter Hausvater, guter Chriſt, guter Rechner, der Pantalon der Revolution, Der glaubte ſteif

und fest, das Deficit des Budgets sei der eigentliche Grund des Übels und des Streites; und er rechnete Tag und Nacht, um das Deficit zu heben, und vor lauter Zahlen sah er weder die Menschen noch ihre drohenden Mienen; doch hatte er in seiner Dummheit einen sehr guten Einfall, nämlich die Zusammenberufung der Notabeln. Ich sage: einen sehr guten Einfall, weil er der Freiheit zu Gute kam; ohne jenes Deficit hätte Frankreich sich noch länger im Zustande des missbehaglichsten Siechthums hingeschleppt; jenes Deficit war in der That nicht mit Geld zu bezahlen, nämlich weil es die Krankheit zum Ausbruch trieb; jene Zusammenberufung der Notabeln beschleunigte die Krisis, und also auch die künftige Genesung; und wenn einst die Büste Necker's ins Pantheon der Freiheit aufgestellt wird, wollen wir ihm eine Narrenkappe, bekränzt mit patriotischem Eichenlaub, aufs Haupt setzen. Wahrlich, ist es thöricht, wenn man nur die Personen sieht in den Dingen, so ist es noch thörichter, wenn man in den Dingen nur die Zahlen sieht. Es giebt aber Kleingeister, die aufs pfiffigste beide Irrthümer zu verschmelzen suchen, die sogar in den Personen die Zahlen suchen, womit sie uns die Dinge erklären wollen. Sie sind nicht damit zufrieden, den Julius Cäsar für die Ursache des

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Nationalverſammlung beginnt und ſchließt. Er iſt als Solcher ein Volksheld geworden, man beſpricht ihn täglich, man erblickt ihn überall, gemalt und gemeißelt, man ſieht ihn dargeſtellt auf allen franzöſiſchen Theatern, in allen ſeinen Geſtalten: arm und wild; liebend und haſſend; lachend und knirſchend; ein ſorglos verſchuldeter Gott, dem Himmel und Erde gehörte und der kapabel war, ſeinen letzten Fixſtern und letzten Louisd'or im Faro zu verſpielen; ein Simſon, der die Staatsſäulen niederreißt, um im ſtürzenden Gebäude ſeine mahnenden Philiſter zu verſchütten; ein Herkules, der am Scheidewege ſich mit beiden Damen verſtändigt und in den Armen des Laſters ſich von den Anſtrengungen der Tugend zu erholen weiß; „ein von Genie und Häßlichkeit ſtrahlender Ariel-Kaliban," den die Proſa der Liebe ernüchterte, wenn ihn die Poeſie der Vernunft berauſcht hatte; ein verklärter, anbetungswürdiger Wüſtling der Freiheit; ein Zwitterweſen, das nur Jules Janin ſchildern konnte.

Eben durch die moraliſchen Widerſprüche ſeines Charakters und Lebens iſt Mirabeau der eigentliche Repräſentant ſeiner Zeit, die ebenfalls ſo liederlich und erhaben, ſo verſchuldet und reich war, die ebenfalls im Kerker ſitzend die ſchlüpfrigſten Romane,

aber auch die edelsten Befreiungsbücher geschrieben, und die nachher, obgleich belastet mit der alten Puderperücke und mit einem Stück von der alten, infamen Kette, als Herold des neuen Weltfrühlings auftrat, und dem erblassenden Ceremonienmeister der Vergangenheit die kühnen Worte zurief: Allez dire à votre maître que nous sommes ici par la puissance du peuple, et qu'on ne nous en arrachera que par la force des bajonnettes. Mit diesen Worten beginnt die französische Revolution; kein Bürgerlicher hätte den Muth gehabt, sie auszusprechen, die Zunge der Rotüriers und Vilains war noch gebunden von dem stummen Zauber des alten Gehorsams, und eben nur im Adel, in jener überfrechen Kaste, die niemals wahre Ehrfurcht vor den Königen fühlte, fand die neue Zeit ihr erstes Organ.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, dass man mir jüngst versichert, jene weltberühmten Worte Mirabeau's gehörten eigentlich dem Grafen Volney, der, neben ihm sitzend, sie ihm souffliert habe. Ich glaube nicht, dass diese Sage ganz grundlos erfunden sei, sie widerspricht durchaus nicht dem Charakter Mirabeau's, der die Ideen seiner Freunde eben so gern wie ihr Geld borgte, und der deswegen in vielen Memoiren, namentlich in den

Brissot'schen und in den jüngst erschienenen Memoiren von Dumont, entsetzlich verschrieen wird. Manche seiner Zeitgenossen haben deshalb an der Größe seines Rednertalentes gezweifelt und ihm nur wirksame Saillies, Theaterkoups der Tribüne zugestanden. Es ist jetzt schwer, ihn in dieser Hinsicht zu beurtheilen. Nach dem Zeugnis der Mitlebenden, die man noch über ihn befragen kann, lag der Zauber seiner Rede mehr in seiner persönlichen Erscheinung als in seinen Worten. Besonders wenn er leise sprach, ward man durchschauert von dem wunderbaren Laut seiner Stimme; man hörte die Schlangen zischen, die heimlich unter den oratorischen Blumen krochen. Kam er in Leidenschaft, war er unwiderstehlich. Von Frau von Staël erzählt man, dass sie auf der Galerie der Nationalversammlung saß, als Mirabeau die Tribüne bestieg, um gegen Necker zu sprechen. Es versteht sich, dass eine Tochter wie sie, die ihren Vater anbetete, mit Wuth und Grimm gegen Mirabeau erfüllt war; aber diese feindlichen Gefühle schwanden, je länger sie ihn anhörte, und endlich, als das Gewitter seiner Rede mit schrecklichster Herrlichkeit aufstieg, als die vergifteten Blitze aus seinen Augen schossen, als die weltzerschmetternden Donner aus seiner Seele hervorgrollten — da lag Frau von Staël weit

hinausgelehnt über der Balustrade der Galerie und applaudierte wie toll.

Aber bedeutsamer noch als das Rednertalent des Mannes war Das, was er sagte. Dieses können wir jetzt am unparteiischsten beurtheilen, und da sehen wir, daſs Mirabeau seine Zeit am tiefsten begriffen hat, daſs er nicht sowohl niederzureißen als auch aufzubauen wusste, und daſs er Letzteres besser verstand als die großen Meister, die sich bis auf heutigen Tag an dem großen Werke abmühen. In den Schriften Mirabeau's finden wir die Hauptideen einer konstitutionellen Monarchie, wie sie Frankreich bedurfte; wir entdecken den Grundriſs, obgleich nur flüchtig und mit blassen Linien entworfen; und wahrlich, allen weisen und bangen Regenten Europas empfehle ich das Studium dieser Linien, dieser Staatshilfslinien, die das größte politische Genie unserer Zeit mit prophetischer Einsicht und mathematischer Sicherheit vorgezeichnet hat. Es wäre wichtig genug, wenn man Mirabeau's Schriften in dieser Hinsicht auch für Deutschland ganz besonders zu exploitieren suchte. Seine revolutionären, regierenden Gedanken haben leichtes Verständnis und schnelle Wirkung gefunden. Seine eben so gewaltigen, positiven, konstituie-

renden Gedanken sind weniger verstanden und wirksam geworden.

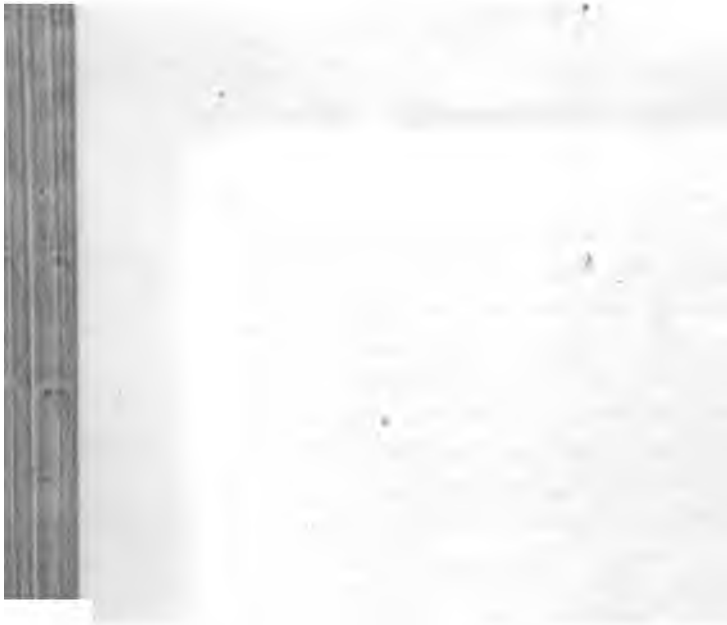
Am wenigsten verstand man Mirabeau's Vorliebe für das Königthum. Was er Diesem an absoluter Gewalt abgewinnen wollte, Das gedachte er ihm durch konstitutionelle Sicherung zu vergüten; ja, er gedachte die königliche Macht noch zu vermehren und zu verstärken, indem er den König aus den Händen der hohen Stände, die ihn durch Hofintriguen und Beichtstuhl faktisch beherrschten, gewaltsam riss, und vielmehr in die Arme des dritten Standes hinein drängte. Mirabeau eben war der Verkünder jenes konstitutionellen Königthums, das nach meinem Bedünken der Wunsch jener Zeit war, und das, mehr oder minder demokratisch formuliert, auch von der Gegenwart, von uns in Deutschland, verlangt wird.

Dieser konstitutionelle Royalismus war es, was dem Leumund des Grafen am meisten geschadet; denn die Revolutionäre, die ihn nicht begriffen, sahen darin einen Abfall und meinten, er habe die Revolution verkauft. Sie schmähten ihn alsdann um die Wette mit den Aristokraten. die ihn hassten, eben weil sie ihn begriffen, weil sie wussten, dass Mirabeau durch die Vernichtung der Privilegienwirthschaft das Königthum auf ihre Kosten retten

und verjüngen wollte. Wie ihn aber die Misère der Privilegierten anwiderte, so musste ihm auch die Roheit der meisten Demagogen fatal sein, um so mehr, da sie in jener wahnwitzig debordierenden Weise, die wir wohl kennen, schon die Republik predigten. Es ist interessant, in den damaligen Blättern zu sehen, zu welchen sonderbaren Mitteln jene Demagogen, die gegen die Popularität des Mirabeau noch nicht öffentlich anzukämpfen wagten, ihre Zuflucht nahmen, um die monarchische Tendenz des großen Tribuns unwirksam zu machen. So z. B. als Mirabeau sich einmal ganz bestimmt royalistisch ausgesprochen hatte, wussten sich diese Leute nicht anders zu helfen, als indem sie aussprengten: da Mirabeau seine Reden öfters nicht selbst mache, sei es ihm passiert, dass er die Rede, die er von einem Freunde erhalten, vorher zu lesen vergessen, und erst auf der Tribüne bemerkt habe, dass dieser ihm perfiderweise eine ganz royalistische Rede untergeschoben.

Ob es Mirabeau gelungen wäre, die Monarchie zu retten und neu zu begründen, darüber wird noch immer gestritten. Die Einen sagen, er starb zu früh; die Andern sagen, er starb eben zur rechten Zeit. Er starb nicht an Gift; denn die Aristokratie hatte ihn eben damals nöthig. Volks-

männer vergiften nicht; der Giftbecher gehört zu der alten Tragödie der Palläſte. Mirabeau ſtarb, weil er zwei Tänzerinnen, Mesdemoiſelles Helisberg und Colombe, und eine Stunde vorher eine Trüffelpaſtete genoſſen hatte. — — — —



Tagesberichte*).

Vorbemerkung.

Über die mißlungene Insurrektion vom 5. und 6. Junius, über diese so bedeutende und folgenreiche Erscheinung, wird man nie viel Wahres und Richtiges erfahren, sintemalen beide Parteien gleich interessiert waren, die bekannten Thatsachen zu entstellen und die unbekannten zu verhüllen. Die folgenden Tagesberichte, geschrieben Angesichts der Begebenheiten, im Geräusch des Parteikampfs, und zwar immer kurz vor Abgang der Post, so schleunig als möglich, damit die Korrespondenten des siegenden

*) Der nachfolgende Theil dieses Bandes fehlt beinahe ganz in den französischen Ausgaben. Die wenigen Stellen, welche sich dort abgedruckt finden, sind betreffenden Ortes bezeichnet.

Der Herausgeber.

Zustemilieu nicht den Vorsprung gewännen — diese flüchtigen Blätter theile ich hier mit, unverändert, in so weit sie auf die Insurrektion vom 5. Junius Bezug haben. Der Geschichtschreiber mag sie vielleicht einst um so gewissenhafter benutzen können, da er wenigstens sicher ist, dass sie nicht nach späteren Interessen verfertigt worden.

Wenn es auch für manche irrige Suppositionen, wie man sie in diesen Blättern findet, keines besonderen Widerrufs bedarf, so kann ich doch nicht umhin, eine einzige derselben zu berichtigen. Der General Lafayette hat nämlich seitdem öffentlich erklärt, dass er es nicht war, welcher am 5. Junius die rothe Fahne und die Jakobinermütze bekränzt hat. Unser alter General hat sich, wie ich erst später erfahren, an jenem Tage ganz seiner würdig gezeigt. Eine leicht begreifliche Diskretion erlaubt mir nicht in diesem Augenblick, einige hierauf bezügliche Umstände zu berichten, die selbst den eingefleischtesten Jakobiner mit Rührung und Ehrfurcht vor Lafayette erfüllen müssten.

Man wird in diesen Blättern, wie im ganzen Buche, vielen widersprechenden Äußerungen begegnen, aber sie betreffen nie die Dinge, sondern immer die Personen. Über erstere muss unser Urtheil feststehen, über Letztere darf es täglich wechseln. So

habe ich über das schlechte System, worin Ludwig Philipp wie in einem Sumpfe steckt, immer dieselbe Meinung ausgesprochen, aber über seine Person urtheilte ich nicht immer in derselben Tonart. Im Beginn war ich gegen ihn gestimmt, weil ich ihn für einen Aristokraten hielt; später, als ich mich von seiner echten Bürgerlichkeit überzeugte, sprach ich schon von ihm viel besser; als er uns durch den État de siège erschreckte, ward ich wieder sehr aufgebracht gegen ihn; Dies legte sich wieder nach den ersten Tagen, als wir sahen, daſs der arme Ludwig Philipp nur in der Betäubung der eignen Angst jenen Misgriff begangen; aber seitdem haben mir die Karlisten durch ihre Schmähungen eine wahre Vorliebe für die Person dieses Königs eingeflößt, und ich könnte diese noch in meinem Herzen steigern, wenn ich ihn mit — — — — — — — — — vergleichen wollte.

Paris, den 5. Juni.

Der Leichenzug von General Lamarque, un convoi d'opposition, wie die Philippiſten ſagen, iſt eben von der Madeleine nach dem Baſtillenplatze gezogen; es waren mehr Leidtragende und Zuſchauer als bei Caſimir Perier's Begräbnis. Das Volk zog ſelbſt den Leichenwagen. Beſonders auffallend in dem Zuge waren die fremden Patrioten, deren Nationalfahnen in einer Reihe getragen wurden. Ich bemerkte darunter auch eine Fahne, deren Farben aus Schwarz, Karmoiſinroth und Gold beſtanden. Um ein Uhr fiel ein ſtarker Regen, der über eine halbe Stunde dauerte; trotzdem blieb eine unabſehbare Volksmenge auf den Boulevards, die Meiſten barhaupt. Als der Zug bis gegen das Variétés-Theater gelangt war, und eben die Kolonne der Amis du peuple vorüberzog, und mehrere der-

ſelben Vive la République! riefen, fiel es einem Polizeiſergeanten ein zu intervenieren; aber man ſtürzte über ihn her, zerbrach ſeinen Degen, und ein gräſslicher Tumult entſtand; er iſt nur mit Noth geſtillt worden. Der Anblick einer ſolchen Störnis, die einige hunderttauſend Menſchen in Bewegung geſetzt, war jedoch merkwürdig und bedenklich genug. [In den Tuilerien wollte man geſtern wiſſen, die Herzogin von Berry ſei in Nantes gefangen. Iſt Dieſes der Fall, ſo geräth Ludwig Philipp in große Verlegenheit, da er die Nichte der Königin, welche Letztere ihm Viel vorjammert, nicht den Gerichten übergeben kann, und dennoch den Argwohn von ſich ablehnen muſs, als ſtände er in freundſchaftlichem Verhältniſſe mit ſeiner Familie in Holyrood. Von Marſchall Bourmont will man beſtimmt wiſſen, er ſei gefangen. Stellt man ihn vor ein Kriegsgericht, ſo ſtirbt er wie Ney, nur minder ruhmvoll und minder bedauert.]

Paris, den 6. Juni.

Ich weiß nicht, ob ich in meinem geſtrigen Briefe erwähnt habe, daſs auf den Abend eine Emeute angeſagt war. Als Lamarque's Leichenzug

über die Boulevards kam und der Auftritt beim Theater des Variétés ſtattfand, konnte man ſchon Schlimmes ahnen. Auf weſſen Seite die Schuld, daſs die Leidenſchaft ſo fürchterlich ausbrach, iſt ſchwer zu ermitteln. Die widerſprechendſten Gerüchte herrſchen noch immer über den Anfang der Feindſeligkeiten, über die Ereigniſſe dieſer Nacht und über die ganze Lage der Dinge. Nur ein Begebnis, welches mir von mehreren Seiten und aufs glaubwürdigſte beſtätigt wird, will ich hier erwähnen. Als Lafayette, deſſen Anweſenheit bei dem Leichenzug überall Enthuſiasmus erregt hatte, auf dem Platze bei dem Pont d'Auſterlitz, wo die Todtenfeier ſtattfand, ſeine Leichenrede geendet hatte, drückte man ihm eine Immortellenkrone aufs Haupt. Zu gleicher Zeit ward auf eine ganz rothe Fahne, welche ſchon vorher viel Aufmerkſamkeit erregt, eine rothe phrygiſche Mütze geſteckt, und ein Schüler der Ecole Polytechnique erhob ſich auf den Schultern der Nebenſtehenden, ſchwenkte ſeinen blanken Degen über jene rothe Mütze und rief: Vive la liberté! nach anderer Ausſage: Vive la République! Lafayette ſoll alsdann ſeinen Immortellenkranz auf die rothe Freiheitsmütze geſetzt haben; viele glaubwürdige Leute behaupten, ſie hätten es mit eigenen Augen geſehen. Es iſt möglich, daſs er durch Zwang

oder Überraſchung dieſe ſymboliſche Handlung gethan; es iſt aber auch möglich, daſs eine dritte Hand dabei im Spiele war, ohne daſs man es in dem großen Menſchengedränge bemerken konnte. Nach dieſer Manifeſtation, ſagen Einige, wollte man die bekränzte rothe Mütze im Triumphe durch die Stadt tragen, und als die Municipalgarden und Sergeants de Ville bewaffneten Widerſtand leiſteten, habe der Kampf begonnen. So Viel iſt gewiſs, als Lafayette, ermüdet von dem vierſtündigem Wege, ſich in einen Fiaker ſetzte, hat das Volk die Pferde deſſelben ausgeſpannt und ſeinen alten treueſten Freund mit eigenen Händen unter ungeheurem Beifallruf über die Boulevards gezogen. Viele Ouvriers hatten junge Bäume aus der Erde geriſſen und liefen damit wie Wilde neben dem Wagen, der in jedem Augenblicke bedroht ſchien, durch das ungefüge Menſchengedränge umgeſtürzt zu werden. Es ſollen zwei Schüſſe den Wagen getroffen haben; ich kann jedoch über dieſen ſonderbaren Umſtand nichts Beſtimmtes angeben.

Viele, die ich ob des Beginns der Feindſeligkeiten befragt habe, behaupten, es habe bei dem Pont d'Auſterlitz wegen der Leiche des todten Helden der blutige Hader begonnen, indem ein Theil der „Patrioten" den Sarg nach dem Pantheon

bringen, ein anderer Theil ihn weiter nach dem nächſten Dorfe begleiten wollte, und die Sergeants de Ville und Municipalgarden ſich dergleichen Vorhaben widerſetzten. So ſchlug man ſich nun mit großer Erbitterung, wie einſt vor dem ſkäiſchen Thore um die Leiche des Patroklus. Auf der Place de la Baſtille iſt viel Blut gefloſſen. Um halb ſieben Uhr kämpfte man ſchon an der Porte St. Denis, wo das Volk ſich barrikadierte. Mehrere bedeutende Poſten wurden genommen; die Nationalgarden, die ſolche beſetzt hatten, widerſtanden nur ſchwach und übergaben ihre Waffen. So bekam das Volk viele Gewehre. Auf der Place Notre Dame des Victoires fand ich großen Kampflärm; die „Patrioten“ hatten drei Poſten an der Bank beſetzt. Als ich mich nach den Boulevards wandte, fand ich dort alle Boutiken geſchloſſen, wenig Volk, darunter gar wenige Weiber, die doch ſonſt bei Emeuten ſehr furchtlos ihre Schauluſt befriedigen; es ſah Alles ſehr ernſthaft aus. Linientruppen und Küraſſiere zogen hin und her, Ordonanzen mit beſorgten Geſichtern ſprengten vorüber, in der Ferne Schüſſe und Pulverdampf. Das Wetter war nicht mehr trübe, und gegen Abend ſehr günſtig. Die Sache ſchien für die Regierung ſehr gefährlich, als es hieß, die Nationalgarden hätten ſich für das Volk erklärt.

Der Irrthum entstand dadurch, daſs viele der „Patrioten“ gestern die Uniform der Nationalgardisten trugen, und die Nationalgarde wirklich einige Zeit unschlüssig war, welche Partei sie unterstützen sollte. Während dieser Nacht haben die Weiber wahrscheinlich ihren Männern demonstriert, daſs man nur die Partei unterstützen müsse, die am meisten Sicherheit für Leib und Gut gewährt, und Dessen gewähre Ludwig Philipp viel mehr als die Republikaner, die sehr arm und überhaupt für Handel und Gewerbe sehr schädlich seien; die Nationalgarde ist also heute ganz gegen die Republikaner; die Sache ist entschieden. C'est un coup manqué, sagt das Volk. Von allen Seiten kommen Linientruppen nach Paris. Auf der Place de la Concorde stehen sehr viele geladene Kanonen, ebenfalls auf der andern Seite der Tuilerien, auf dem Karousellplatz. Der Bürgerkönig ist von Bürgerkanonen umringt; où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? Es ist jetzt vier Uhr, und es regnet stark. Dieses ist den „Patrioten“ sehr ungünstig, die sich groſsentheils im Quartier St. Martin barrikadiert haben und wenig Zuhilfe erhalten. Sie sind von allen Seiten cerniert, und ich höre in diesem Augenblick den stärksten Kanonendonner. Ich vernahm, vor zwei Stunden hätte das Volk noch viele Sieges-

hoffnung gehabt, jetzt aber gelte es nur heroiſch zu ſterben. Das werden Viele. Da ich bei der Porte St. Denis wohne, habe ich die ganze Nacht ſchlaflos zugebracht; faſt ununterbrochen dauerte das Schießen. Der Kanonendonner findet jetzt in meinem Herzen den kummervollſten Wiederhall. Es iſt eine unglückſelige Begebenheit, die noch unglückſeligere Folgen haben wird.

Paris, den 7. Juni.

Als ich geſtern nach der Börſe ging, um meinen Brief in den Poſtkaſten zu werfen, ſtand das ganze Spekulantenvolk unter den Kolonnen vor der breiten Börſentreppe. Da eben die Nachricht anlangte, daſs die Niederlage der „Patrioten“ gewiſs ſei, zog ſich die ſüßeſte Zufriedenheit über ſämmtliche Geſichter; man konnte ſagen, die ganze Börſe lächelte. Unter Kanonendonner gingen die Fonds um zehn Sous in die Höhe. Man ſchoſs nämlich noch bis fünf Uhr; um ſechs Uhr war der ganze Revolutionsverſuch unterdrückt. Die Journale konnten alſo darüber ſchon heute ſo viel Belehrung mittheilen, als ihnen rathſam ſchien. Der „Conſtitutionnel“ und die „Debats“ ſcheinen die Haupt-

züge der Ereigniſſe einigermaßen richtig getroffen zu haben. Nur das Kolorit und der Maßſtab iſt falſch. Ich komme eben von dem Schauplatze des geſtrigen Kampfes, wo ich mich überzeugt habe, wie ſchwer es wäre, die ganze Wahrheit zu ermitteln. Dieſer Schauplatz iſt nämlich eine der größten und volkreichſten Straßen von Paris, die Rue St. Martin, die an der Pforte dieſes Namens auf dem Boulevard beginnt und erſt an der Seine, an dem Pont de Notre Dame, aufhört. An beiden Enden der Straße hörte ich die Anzahl der „Patrioten“ oder, wie ſie heute heißen: der „Rebellen,“ die ſich dort geſchlagen, auf fünfhundert bis tauſend angeben; jedoch gegen die Mitte der Straße ward dieſe Angabe immer kleiner, und ſchmolz endlich bis auf fünfzig. Was iſt Wahrheit! ſagt Pontius Pilatus.

Die Anzahl der Linientruppen iſt leichter zu ermitteln; es ſollen geſtern (ſelbſt dem Journal des Debats zufolge) 40,000 Mann ſchlagfertig in Paris geſtanden haben. Rechnet man dazu wenigſtens 20,000 Nationalgarden, ſo ſchlug ſich jene Handvoll Menſchen gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt; ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: Vive la République!

und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Hätten ſie ſtatt Deſſen: Vive Napoléon! gerufen, ſo würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie ſchwerlich auf ſie geſchoſſen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen. Aber ſie verſchmähten die Lüge. Es waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit. Und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen! Wahrlich, wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, der verbindet ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter dem Namen: „Karliſten“ hinterlaſſen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch Alles bewundere, was ſie bewundern; — aber dennoch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet ſind. Es wäre mir lieber geweſen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären ſtatt jener Republikaner geſtorben.

Die Nationalgardiſten freuen ſich ſehr ihres Sieges. In ihrer Siegestrunkenheit hätten ſie ge-

ſtern Abend faſt mir ſelber, der ich doch zu ihrer Partei gehöre, eine ganz ungeſunde Kugel in den Leib gejagt; ſie ſchoſſen nämlich heldenmüthig auf Jeden, der ihren Poſten zu nahe kam. — Es war ein regnichter, ſternloſer, widerwärtiger Abend. Wenig Licht auf den Straßen, da faſt alle Läden eben ſo wie den Tag über geſchloſſen waren. Heute iſt wieder Alles in bunter Bewegung, und man ſollte glauben, Nichts wäre vorgegangen. Sogar auf der Straße St. Martin ſind alle Läden geöffnet. Trotzdem, daſs man wegen des aufgeriſſenen Pflaſters und der Reſte der Barrikaden dort ſchwer paſſiert, wälzt ſich jetzt aus Neugier eine ungeheure Menſchenmaſſe durch die Straße, die ſehr lang und ziemlich eng iſt, und deren Häuſer ungeheuer hoch gebaut. Faſt überall hat dort der Kanonendonner die Fenſterſcheiben zerbrochen, und überall ſieht man die friſchen Spuren der Kugeln; denn von beiden Seiten wurde mit Kanonen in die Straße hineingeſchoſſen, bis die Republikaner ſich in die Mitte derſelben zuſammengedrängt ſahen. Geſtern ſagte man, in der Kirche St. Mery ſeien ſie endlich von allen Seiten eingeſchloſſen geweſen. Dieſem aber hörte ich am Orte ſelbſt widerſprechen. Ein etwas hervorragendes Haus, Café Leclerque geheißen und an der Ecke des Gäſschens St. Mery

gelegen, ſcheint das Hauptquartier der Republikaner geweſen zu ſein. Hier hielten ſie ſich am längſten, hier leiſteten ſie den letzten Widerſtand. Sie verlangten keine Gnade und wurden meiſtens durch die Bajonette gejagt. Hier fielen die Schüler der Alfort'ſchen Schule. Hier floß das glühendſte Blut Frankreichs. — Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daſs die Republikaner aus lauter jungen Brauſeköpfen beſtanden. Viele alte Leute kämpften mit ihnen. Eine junge Frau, die ich bei der Kirche St. Mery ſprach, klagte über den Tod ihres Großvaters; Dieſer habe ſonſt ſo friedlich gelebt, aber als er die rothe Fahne geſehen und Vive la République! rufen hörte, ſei er mit einer alten Pike zu den jungen Leuten gelaufen und mit ihnen geſtorben. Armer Greis! er hörte den Kuhreigen „des Berges“ und die Erinnerung ſeiner erſten Freiheitsliebe erwachte, und er wollte noch einmal mitträumen den Traum der Jugend! Schlaft wohl!

Die Nachfolgen dieſer geſcheiterten Revolution ſind vorauszuſehen. Über tauſend Menſchen ſind arretiert, darunter auch, wie man ſagt, ein Deputierter, Garnier-Pagès. Die liberalen Journale werden unterdrückt. Das Krämerthum frohlockt, der Egoismus gedeiht, und viele der beſten Men-

schen müssen Trauer anlegen. Die Abschreckungstheorie wird noch mehr Opfer verlangen. Schon ist der Nationalgarde Angst ob ihrer eignen Force; diese Helden erschrecken, wenn sie sich selbst in einem Spiegel sehen. Der König, der große, starke, mächtige Ludwig Philipp, wird viele Ehrenkreuze austheilen. Der bezahlte Witzbold wird die Freunde der Freiheit auch im Grabe schmähen, und Letztere heißen jetzt Feinde der öffentlichen Ruhe, Mörder u. s. w.

Ein Schneider, der heute Morgen auf dem Vendomeplatze es wagte, die gute Absicht der Republikaner zu erwähnen, bekam Prügel von einer starken Frau, die wahrscheinlich seine eigne war. Das ist die Kontrerevolution.

Paris, den 8. Juni.

Es scheint keine ganz rothe, sondern eine roth-schwarz-goldene Fahne gewesen zu sein, die Lafayette bei Lamarque's Todtenfeier mit Immortellen bekränzt hat. Diese fabelhafte Fahne, die Niemand kannte, hatten Viele für eine republikanische gehalten. Ach, ich kannte sie sehr gut, ich dachte gleich: Du lieber Himmel! Das sind ja

unſre alten Burſchenſchaftsfarben, heute geſchieht ein Unglück oder eine Dummheit. Leider geſchah Beides. Als die Dragoner beim Beginn der Feindſeligkeiten auch auf die Deutſchen einſprengten, die jener Fahne folgten, barrikadierten ſich Dieſe hinter die großen Holzbalken eines Schreinerhofs. Später retirierten ſie ſich nach dem Jardin des Plantes, und die Fahne, obgleich in ſehr beſchädigtem Zuſtand, iſt gerettet. Den Franzoſen, die mich über die Bedeutung dieſer roth-ſchwarz-goldenen Fahne befragt, habe ich gewiſſenhaft geantwortet, der Kaiſer Rothbart, der ſeit vielen Jahrhunderten im Kyffhäuſer wohnt, habe uns dieſes Banner geſchickt, als ein Zeichen, daſs das alte große Traumreich noch exiſtiert, und daſs er ſelbſt kommen werde mit Scepter und Schwert. Was mich betrifft, ſo glaube ich nicht, daſs Letzteres ſo bald geſchieht; es flattern noch gar zu viele ſchwarze Raben um den Berg.

Hier in Paris geſtalten ſich die Verhältniſſe minder traumhaft; auf allen Straßen Bajonette und wachſame Militärgeſichter. Ich habe es Anfangs nur für einen unbedeutenden Schreckſchuſs gehalten, daſs man Paris in Belagerungsſtand erklärt; es hieß, man würde dieſe Erklärung gleich wieder zurücknehmen. Aber als ich geſtern Nach-

mittags immer mehr und mehr Kanonen über die Rue Richelieu fahren sah, merkte ich, daſs man die Niederlage der Republikaner benützen möchte, um andern Gegnern der Regierung, namentlich den Journalisten, an den Leib zu kommen. Es ist nun die Frage, ob der „gute Wille“ auch mit hinlänglicher Kraft gepaart ist. Man exploitiert jetzt die Siegesbetäubung der Nationalgardisten, die in Betreff der Republikaner an gewaltsamen Maßregeln Theil genommen, und denen jetzt Ludwig Philipp wieder kameradlich wie sonst die Hand drückt. Da man die Karlisten hasst und die Republikaner misſsbilligt, so unterstützt das Volk den König als den Erhalter der Ordnung, und er ist so populär wie die liebe Nothwendigkeit. Ja, ich habe Vive le roi! rufen hören, als der König über die Boulevards ritt; aber ich habe auch eine hohe Gestalt gesehen, die unfern des Faubourg Montmartre ihm kühn entgegentrat und À bas Louis Philippe! rief. Mehrere Reiter des königlichen Gefolges stiegen gleich von ihren Pferden, ergriffen jenen Protestanten und schleppten ihn mit sich fort.

Ich habe Paris nie so sonderbar schwül gesehen wie gestern Abend. Trotz des schlechten Wetters waren die öffentlichen Orte mit Menschen

gefüllt. In dem Garten des Palais-royal drängten sich die Gruppen der Politiker, und sprachen leise, in der That sehr leise; denn man kann jetzt auf der Stelle vor ein Kriegsgericht gestellt, und in vierundzwanzig Stunden erschossen werden. Ich fange an, mich nach dem Gerichtsschlendrian meines Deutschlands zurückzusehnen. Der gesetzlose Zustand, worin man sich jetzt hier befindet, ist widerwärtig; Das ist ein fataleres Übel als die Cholera. Wie man früher, als letztere grassierte, durch die übertriebenen Angaben der Todtenzahl geängstet wurde, so ängstigt man sich jetzt, wenn man von den ungeheuer vielen Arrestationen, wenn man von geheimen Füsilladen hört, wenn tausenderlei schwarze Gerüchte sich, wie gestern Abend der Fall war, im Dunkeln bewegen. Heute, bei Tageslicht, ist man beruhigter. Man gesteht, dass man sich gestern geängstigt, und man ist vielmehr verdrießlich als furchtsam. Es herrscht jetzt ein Zustemilieu-Terreur!

Die Journale sind gemäßigt in ihren Protestationen, jedoch keineswegs kleinlaut. Der „National“ und der „Temps“ sprechen furchtlos, wie freien Männern ziemt. Mehr als heute in den Blättern steht, weiß ich über die neuesten Ereignisse nicht mitzutheilen. Man ist ruhig und lässt die Dinge

ruhig herankommen. Die Regierung ist vielleicht erschrocken über die ungeheure Macht, die sie in ihren eigenen Händen sieht. Sie hat sich über die Gesetze erhoben; eine bedenkliche Stellung. Denn es heißt mit Recht: Qui est au-dessus de la loi, est hors de la loi. Das Einzige, womit viele wahre Freiheitsfreunde die jetzigen gewaltsamen Maßregeln entschuldigen, ist die Nothwendigkeit, dass die royauté démocratique im Innern erstarken müsse, um nach außen kräftiger zu handeln.

Paris, den 10. Juni.

Gestern war Paris ganz ruhig. Den Gerüchten von den vielen Füsilladen, noch vorgestern Abend von den glaubwürdigsten Leuten verbreitet, wurde von Denen, die der Regierung am nächsten stehen, aufs beruhigendste widersprochen. Nur eine große Anzahl von Verhaftungen wurde eingestanden. Dessen konnte man sich aber auch mit eignen Augen überzeugen; gestern, noch mehr aber vorgestern, sah man überall arretierte Personen von Linienſoldaten oder Kommunalgarden vorbeiführen. Das war zuweilen wie eine Procession; alte und

junge Menſchen, in den kläglichſten Koſtümen, und begleitet von jammernden Angehörigen. Hieß es doch, Jeder werde gleich vor ein Kriegsgericht geſtellt und binnen vierundzwanzig Stunden erſchoſſen zu Vincennes. Überall ſah man Volksgruppen vor den Häuſern, wo Nachſuchungen geſchahen. Dies war hauptſächlich der Fall in den Straßen, die der Schauplatz des Kampfes geweſen, und wo ſich viele der Kämpfer, als ſie an ihrer Sache verzweifelten, verborgen hielten, bis irgend ein Verräther ſie aufſpürte. Längs den Quais ſah man das meiſte Volksgewimmel, gaffend und ſchwatzend, beſonders in der Nähe der Rue St. Martin, die noch immer mit Schauluſtigen gefüllt iſt, und um das Palais de Juſtice, wohin man viele Gefangene führte. Auch an der Morgue drängte man ſich, um die dort ausgeſtellten Todten zu ſehen; dort gab es die ſchmerzlichſten Erkennungsſcenen. Die Stadt gewährte wirklich einen kummervollen Anblick; überall Volksgruppen mit Unglück auf den Geſichtern, patrouillierende Soldaten und Leichenzüge gefallener Nationalgardiſten.

In der Societät iſt man jedoch ſeit vorgeſtern nicht im mindeſten bekümmert; man kennt ſeine Leute, und man weiß, daſs das Juſtemilieu ſich ſelbſt ſehr unbehaglich fühlt in der jetzigen Fülle

seiner Gewalt. Es besitzt jetzt das große Richtschwert, aber es fehlt ihm die starke Hand, die dazu gehört. Bei dem mindesten Streich fürchtet es, sich selbst zu verletzen. Berauscht von dem Siege, den man zunächst dem Marschall Soult verdankte, ließ man sich zu militärischen Maßregeln verleiten, die jener alte Soldat, der noch voll von den Velleitäten der Kaiserzeit, vorgeschlagen haben soll. Nun steht dieser Mann auch faktisch an der Spitze des Ministerraths, und seine Kollegen und die übrigen Justemilieuleute fürchten, dass ihm jetzt auch die so eifrig ambitionierte Präsidentur anheimfalle. Man sucht daher ganz leise einzulenken und sich wieder aus dem Heroismus herauszuziehen; und dahin zielen die nachträglichen milden Definitionen, die man der Ordonanz über die Erklärung des Belagerungszustandes jetzt nachschickt. Man kann es dem Justemilieu ansehen, wie es sich vor seiner eigenen Macht jetzt ängstigt und aus Angst sie krampfhaft in Händen hält, und sie vielleicht nicht wieder losgiebt, bis man ihm Pardon verspricht. Es wird vielleicht in der Verzweiflung einige unbedeutende Opfer fallen lassen; es wird sich vielleicht in den lächerlichsten Grimm hineinlügen, um seine Feinde zu erschrecken; es wird grauenhafte Dummheiten begehen; es wird — es ist unmöglich vorauszu-

ſehen, was nicht Alles die Furcht vermag, wenn ſie ſich in den Herzen der Gewalthaber barrikadiert hat und ſich rings von Tod und Spott cerniert ſieht. Die Handlungen eines Furchtſamen, wie die eines Genies, liegen außerhalb aller Berechnung. Indeſſen, das höhere Publikum fühlt hier, daſs der außergeſetzliche Zuſtand, worein man es verſetzt, nur eine Formel iſt. Wo die Geſetze im Bewuſſtſein des Volks leben, kann die Regierung ſie nicht durch eine plötzliche Ordonanz vernichten. Man iſt hier de facto ſeines Leibes und ſeines Eigenthums immer noch ſicherer als im übrigen Europa, mit Ausnahme Englands und Hollands. Obgleich Kriegsgerichte inſtituiert ſind, herrſcht hier noch immer mehr faktiſche Preſsfreiheit, und die Journaliſten ſchreiben hier über die Maßregeln der Regierung noch immer viel freier, als in manchen Staaten des Kontinents, wo die Preſsfreiheit durch papierne Geſetze ſanktioniert iſt.

Da die Poſt heute, Sonntag, ſchon dieſen Mittag abgeht, kann ich über heute Nichts mittheilen. Auf die Journale muſs ich bloß verweiſen. Ihr Ton iſt weit wichtiger als Das, was ſie ſagen. Übrigens ſind ſie gewiſs wieder voll von Lügen. — Seit früheſtem Morgen wird unaufhörlich getrommelt. Es iſt heute große Revue. Mein Be-

dienter sagt mir, daſs die Boulevards, überhaupt die ganze Strecke von der Barrière du Trone bis an die Barrière de l'Etoile, mit Linientruppen und Nationalgarden bedeckt sind. Ludwig Philipp, der Vater des Vaterlandes, der Besieger der Catilina's vom 5. Juni, Cicero zu Pferde, der Feind der Guillotine und des Papiergeldes, der Erhalter des Lebens und der Boutiken, der Bürgerkönig, wird sich in einigen Stunden seinem Volke zeigen; ein lautes Lebehoch wird ihn begrüßen; er wird sehr gerührt sein; er wird Vielen die Hand drücken, und die Polizei wird es an besonderen Sicherheitsmaßregeln und an Extra-Enthusiasmus nicht fehlen lassen.

Paris, den 11. Juni.

Ein wunderschönes Wetter begünstigte die gestrige Heerschau. Auf den Boulevards, von der Barrière du Trone bis zur Barrière de l'Etoile, standen vielleicht 50,000 Nationalgarden und Linientruppen, und eine unzählige Menge von Zuschauern war auf den Beinen oder an den Fenstern, neugierig erwartend, wie der König aussehen und das Volk ihn empfangen werde, nach so außeror-

denklichen Ereigniſſen. Um ein Uhr gelangten Se. Majeſtät mit Ihrem Generalſtab in die Nähe der Porte Saint-Denis, wo ich auf einer umgeſtürzten Therme ſtand, um genauer beobachten zu können. Der König ritt nicht in der Mitte, ſondern an der rechten Seite, wo Nationalgarden ſtanden, und den ganzen Weg entlang lag er ſeitwärts vom Pferde herabgebeugt, um überall den Nationalgarden die Hand zu drücken; als er zwei Stunden ſpäter deſſelben Wegs zurückkehrte, ritt er an der linken Seite, wo er daſſelbe Manöver fortſetzte, ſo daſs ich mich nicht wundern würde, wenn er in Folge dieſer ſchiefen Haltung heute die größten Bruſtſchmerzen empfindet, oder ſich gar eine Rippe verrenkt hat. Jene außerordentliche Geduld des Königs war wirklich unbegreifbar. Dabei muſſte er beſtändig lächeln. Aber unter der dicken Freundlichkeit jenes Geſichtes, glaube ich, lag viel Kummer und Sorge. Der Anblick des Mannes hat mir tiefes Mitleid eingeflößt. Er hat ſich ſehr verändert, ſeit ich ihn dieſen Winter auf einem Ball in den Tuilerien geſehen. Das Fleiſch ſeines Geſichtes, damals roth und ſchwellend, war geſtern ſchlaff und gelb, ſein ſchwarzer Backenbart war jetzt ganz ergraut, ſo daſs es ausſieht, als wenn ſogar ſeine Wangen ſich ſeitdem geänſtigt ob gegenwärtiger und künf-

tiger Schläge des Schickſals; wenigſtens war es ein Zeichen des Kummers, daſs er nicht daran gedacht hat, ſeinen Backenbart ſchwarz zu färben. Der dreieckige Hut, der mit ganzer Vorderbreite ihm tief in die Stirne gedrückt ſaß, gab ihm außerdem ein ſehr unglückliches Anſehen. Er bat gleichſam mit den Augen um Wohlwollen und Verzeihung. Wahrlich, dieſem Mann war es nicht anzuſehen, daſs er uns Alle in Belagerungsſtand erklärt hat. Es regte ſich daher auch nicht der mindeſte Unwille gegen ihn, und ich muſs bezeugen, daſs großer Beifallruf ihn überall begrüßte; beſonders haben ihm Diejenigen, denen er die Hand gedrückt, ein raſendes Lebehoch nachgeſchrien, und aus tauſend Weibermäulern erſcholl ein gellendes: Vive le roi! Ich ſah eine alte Frau, die ihren Mann in die Rippen ſtieß, weil er nicht laut genug geſchrien. Ein bitteres Gefühl ergriff mich, wenn ich dachte, daſs das Volk, welches jetzt den armen händedrückenden Ludwig Philipp umjubelt, dieſelben Franzoſen ſind, die ſo oft den Napoleon Bonaparte vorbeireiten ſahen mit ſeinem marmornen Cäſargeſicht und ſeinen unbewegten Augen und „unnahbaren“ [Herrſcher-] Händen.

Nachdem Ludwig Philipp die Heerſchau gehalten, oder vielmehr das Heer betaſtet hatte, um

ſich zu überzeugen, daſs es wirklich exiſtiert, dauerte der militäriſche Lärm noch mehrere Stunden. Die verſchiedenen Korps ſchrien ſich beſtändig Komplimente zu, wenn ſie an einander vorübermarſchierten. Vive la ligne! rief die Nationalgarde, und jene ſchrie dagegen Vive la garde nationale! Sie fraterniſierten. Man ſah einzelne Linienſoldaten und Nationalgarden in ſymboliſcher Umarmung; eben ſo, als ſymboliſche Handlung, theilten ſie mit einander ihre Würſte, ihr Brot und ihren Wein. Es ereignete ſich nicht die geringſte Unordnung.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daſs der Ruf: Vive la liberté! der häufigſte war, und wenn dieſe Worte von ſo vielen tauſend bewaffneten Leuten aus voller Bruſt hervorgejauchzt wurden, fühlte man ſich ganz heiter beruhigt, trotz des Belagerungsſtandes und der inſtituierten Kriegsgerichte. Aber Das iſt es eben, Ludwig Philipp wird ſich nie ſelbſtwillig der öffentlichen Meinung entgegenſtellen, er wird immer ihre dringendſten Gebote zu erlauſchen ſuchen und immer danach handeln. Das iſt die wichtige Bedeutung der geſtrigen Revue. Ludwig Philipp fühlte das Bedürfnis, das Volk in Maſſe zu ſehen, um ſich zu überzeugen, daſs es ihm ſeine Kanonenſchüſſe und Ordonanzen nicht übelgenommen und ihn nicht für einen argen Ge-

waltkönig hält, und kein sonstiges Missverständnis stattfindet. Das Volk wollte sich aber auch seinen Ludwig Philipp genau betrachten, um sich zu überzeugen, dass er noch immer der unterthänige Höfling seines souveränen Willens ist, und ihm noch immer gehorsam und ergeben geblieben. Man konnte deshalb ebenfalls sagen, das Volk habe den König die Revue passieren lassen, es habe Königschau gehalten, und habe bei dessen Manöver seine allerhöchste Zufriedenheit geäußert.

Paris, den 12. Juni.

Die große Revue war gestern das allgemeine Tagesgespräch. Die Gemäßigten sahen darin das beste Einverständnis zwischen dem König und den Bürgern. Viele erfahrene Leute wollen jedoch diesem schönen Bunde nicht trauen, und weissagen ein Zerwürfnis zwischen dem König und den Bürgern, das leicht stattfinden kann, sobald einmal die Interessen des Thrones mit den Interessen der Boutik in Konflikt gerathen. Jetzt freilich stützen sie sich wechselseitig, und König und Bürger sind mit einander zufrieden. Wie man mir erzählt, war die Place Vendome vorgestern Nachmittag der Schauplatz, wo man jene schöne Übereinstimmung am besten

bemerken konnte; der König war erheitert durch den Jubel, womit er auf den Boulevards empfangen worden; und als die Kolonnen der Nationalgarden ihm vorbeidefilierten, traten einzelne derselben ohne Umstände aus der Reihe hervor, reichten auch ihm die Hand, sagten ihm dabei ein freundliches Wort, oder sagten ihm bündigst ihre Meinung über die letzten Ereignisse, oder erklärten ihm unumwunden, daſs sie ihn unterstützen werden, so lange er seine Macht nicht misſsbrauche. Daſs Dieſes nie geſchehe, daſs er nur die Unruheſtifter unterdrücken wolle, daſs er die Freiheit und Gleichheit der Franzoſen um ſo kräftiger verfechten werde, betheuerte Ludwig Philipp aufs heiligſte, und ſein Wort begründete vieles Vertrauen. Ich habe der Unparteilichkeit wegen dieſe Umſtände nachträglich erwähnen müſſen. Ja, ich geſtehe es, das misſtrauende Herz ward mir dadurch etwas beſänftigt.

Die Oppoſitionsjournale ſcheinen faſt die vorgeſtrigen Vorgänge ignorieren zu wollen. Überhaupt iſt ihr Ton ſehr merkwürdig. Es iſt eine Art des Anſichhaltens, wie es furchtbaren Ausbrüchen vorherzugehen pflegt. Sie ſcheinen nur die Aufhebung der Ordonanz über den Belagerungsſtand abwarten zu wollen. Der Ton jedes Journales bekundet, in welchem Grade es bei den letzten Ereigniſſen kom-

promittiert ist. Die „Tribüne“ muss ganz schweigen, denn diese ist am meisten bloßgestellt. Der „National“ ist es ebenfalls, aber nicht in so hohem Grade, und er darf schon mehr und freier sprechen. Der „Temps,“ der am stärksten und kühnsten sich gegen die Ordonanz des Belagerungsstandes erhoben hat, steht gar nicht schlecht mit einigen Rädelsführern des Justemilieu, und ist viel mehr geschützt als Sarrut und Carrel; aber wir wollen uns durch solche Berücksichtigung nicht abhalten lassen, den Herrn Coste als einen der besten Bürger Frankreichs zu loben ob der männlichen, großen Worte, womit er sich in bedrängtester Zeit gegen die Ungesetzlichkeit und die Willkür der Regierung ausgesprochen hat. — Herr Sarrut ist arretiert; Herrn Carrel sucht man überall. Gegen Carrel ist man wohl am meisten aufgebracht, [und es ist möglich, dass man an ihn ganz besonders gedacht hat, als exceptionelle Gerichte instituiert wurden. Ja, wenn es wahr wäre, dass Herr Thiers diesen Geniestreich veranlasste, wie man jetzt behauptet, so hat Dieser gewiss mit an seinen ehemaligen Kollegen Carrel gedacht. Denn Letztern muss er am meisten gefürchtet haben. Er kennt genau Dessen Macht, und er weiß, dass jede Partei, wenn sie siegt, zuerst ihre Renegaten züchtigt. Der Kopf des kleinen Thiers,

noch erfüllt von den Charivaris der Marseiller Küchentöpfe und der Viennet'schen Lobverse, muss gewiss ganz betäubt worden sein, als ihm der Donner der Kanonen und der Name Carrel ins Ohr drangen]. Man glaubte nämlich allgemein, Herr Carrel stände an der Spitze der Volksbewegung vom 5. Juni. Das große Gebäude in der Rue du Croissant, wo die Druckerei und die Bureaux des „National," hielt man für das Hauptquartier, und gegen zweitausend Personen, worunter viele von hoher Bedeutung, sind dorthin gegangen, um sich und ihren Anhang zu jeder Mithilfe anzubieten. Es ist aber ganz gewiss, dass Carrel alle solche Anträge abgelehnt, und vorausgesagt, dass die beabsichtigte Revolution misslinge, weil man sie nicht gehörig vorbereitet; weil man sich der Sympathie des Volks nicht versichert; weil man der nöthigsten Hilfsmittel entbehre; weil man nicht einmal die agierenden Personen kenne u. s. w. Und in der That, nie gab es eine Empörung, die schlechter eingeleitet worden, und bis auf diese Stunde weiß man noch nicht, wie sie entstanden ist und sich gestaltet hat. Jemand, der in der Rue St. Martin mitgefochten, versichert: als die Republikaner, die sich dort eingeschlossen fanden, einander betrachteten, hat Keiner den Andern gekannt, und nur Zufall hat alle diese Men-

schen, die sich ganz fremd waren, zusammengebracht. Sie lernten sich jedoch schnell kennen, als sie sich gemeinschaftlich schlugen, und die meisten starben als herzinnig vertraute Waffenbrüder. So hat man auch bis auf diese Stunde noch nicht ermitteln können, wie es mit der Heimführung Lafayette's eigentlich zugegangen ist. Ein Wohlunterrichteter hat mir gestern versichert, die Regierung, die dem Lamarque'schen Leichenbegängnisse misstraute und deshalb auch ihre Dragoner in Bereitschaft hielt, habe der Polizei Ordre gegeben, bei etwanigem Ausbruche von Revolte sich immer gleich des Lafayette's zu bemächtigen, damit Dieser nicht in die Hände der Empörer gerathe und durch das Ansehen seines Namens sie unterstützen könne; als nun die ersten Schüsse fielen, haben einige Polizeiagenten, als Ouvriers verkleidet, den armen Lafayette gewaltsam in eine Kutsche geschoben, und andere ebenfalls verkleidete Polizeiagenten haben sich davor gespannt, und ihn unter lautem Vive Lafayette! im Triumphe davon geschleppt.

Wenn man jetzt die Republikaner sprechen hört, so gestehen sie, dass am 6. Juni das Unglück ihrer Freunde ihnen Viel geschadet, dass aber Tags darauf die Thorheit ihrer Feinde, nämlich die Ordonanz über den Belagerungsstand der Stadt Paris,

ihnen deſto mehr genutzt hat. Sie behaupten, daſs der 5. und 6. Juni nur als Vorpoſtengefecht zu betrachten ſei, daſs Keiner von den Notabilitäten der republikaniſchen Partei dabei geweſen, und daſs ihnen aus dem vergoſſenen Blute viele neue Mitkämpfer erwüchſen. Was ich oben erwähnt, ſcheint dieſe Behauptung einigermaßen zu unterſtützen. Die Partei, die der „National“ repräſentiert, und die von der perfiden „Gazette de France“ als doktrinäre Republikaner bezeichnet wird, nahm an jenen Begebenheiten keinen Theil, und die Häuptlinge der Partei der „Tribüne,“ die Montagnards, ſind ebenfalls nicht dabei zum Vorſchein gekommen.

Paris, den 17. Juni.

Man macht ſich jetzt in der Ferne gewiſs die ſonderbarſten Vorſtellungen von dem hieſigen Zuſtande, wenn man die letzten Vorfälle, den noch unaufgehobenen État de Siège und die ſchroffe Gegeneinanderſtellung der Parteien bedenkt. Und doch ſehen wir dieſen Augenblick hier ſo wenig Veränderung, daſs wir uns eben über dieſen Mangel an ungewöhnlichen Erſcheinungen am meiſten wundern müſſen. Dieſe Bemerkung iſt die Hauptſache,

die ich mitzutheilen habe, und dieſer negative Inhalt meines Briefes wird gewiſs manche irrige Vorausſetzungen berichtigen.

Es iſt hier ganz ſtill. Die Kriegsgerichte inſtruieren mit grimmiger Miene. Bis jetzt iſt noch keine Katze erſchoſſen. Man lacht, man ſpöttelt, man witzelt über den Belagerungszuſtand, über die Tapferkeit der Nationalgarde, über die Weisheit der Regierung. Was ich gleich vorausgeſagt habe, iſt richtig eingetroffen: das Juſtemilieu weiß nicht, wie es ſich wieder aus dem Heroismus herausziehen ſoll, und die Belagerten betrachten mit Schadenfreude dieſen verzweifelten Zuſtand der Belagerer. Dieſe möchten gern ſo barbariſch als möglich ausſehen; ſie wühlen im Archiv der barbariſchſten Zeiten, um Greuelgeſetze wieder ins Leben zu rufen, und es gelingt ihnen nur, ſich lächerlich zu machen. [Sie wollen Tyrannen ſein, und die Natur hat ſie zu etwas ganz Anderm beſtimmt.]

Die geputzten Menſchengruppen, die in den Gärten des Palais-royal, der Tuilerien, und des Luxembourg ſpazieren gehen, und die ſtille Sommerkühle einathmen oder den idylliſchen Spielen der kleinen Kinder zuſchauen oder in ſonſtig umfriedeter Ruhe ſich erluſtigen, dieſe bilden, ohne es zu wiſſen, die heiterſte Satire auf jenen Belage-

rungszuſtand, welcher geſetzlich exiſtiert. Damit das Publikum nur einigermaßen daran glaube, werden mit dem größten Ernſt überall Hausſuchungen gehalten, Kranke werden aus ihren Betten aufgeſtört, und man wühlt nach, ob nicht etwa eine Flinte darin verſteckt liegt oder gar eine Tüte mit Pulver. — Am meiſten werden die armen Fremden beläſtigt, die des Belagerungszuſtandes wegen ſich nach der Préfecture de Police begeben müſſen, um neue Aufenthalts-Erlaubniſſe nachzuſuchen. Sie müſſen dort pro forma allerlei Interrogationen ausſtehen. Viele Franzoſen aus der Provinz, beſonders Studenten, müſſen auf der Polizei einen Revers unterſchreiben, daſs ſie während ihres Aufenthalts in Paris Nichts gegen die Regierung von Ludwig Philipp unternehmen wollten. Viele haben lieber die Stadt verlaſſen, als daſs ſie dieſe Unterſchrift gaben. Andere unterſchrieben nur, nachdem man ihnen erlaubte hinzuzuſetzen, daſs ſie ihrer Geſinnung nach Republikaner ſeien. Jene polizeiliche Vorſichtsmaßregel haben gewiſs die Doktrinäre nach dem Beiſpiele deutſcher Univerſitäten eingeführt.

Man arretiert noch immer, zuweilen die heterogenſten Leute und unter den heterogenſten Vorwänden; die Einen wegen Theilnahme an der republikaniſchen Revolte, Andere wegen einer neu ent-

deckten bonapartistischen Verschwörung; gestern arretierte man sogar drei karlistische Pairs, worunter Don Chateaubriand, der Ritter von der traurigen Gestalt, der beste Schriftsteller und größte Narr von Frankreich. Die Gefängnisse sind überfüllt. In Saint-Pelagie allein sitzen politischer Anklagen halber über 600 Gefangene. Von einem meiner Freunde, der wegen Schulden sich dort befindet, und ein großes Werk schreibt, in welchem er beweist, daſs Saint-Pelagie von den Pelasgern gestiftet worden, erhielt ich gestern einen Brief, worin er sehr klagt über den Lärm, der ihn jetzt umgebe und in seinen gelehrten Untersuchungen gestört habe. Der größte Übermuth herrscht unter den Gefangenen von Saint-Pelagie. Auf die Mauer des Hofes haben sie eine ungeheuer große Birne gezeichnet und darüber ein Beil.

Ich kann bei Erwähnung der Birne nicht umhin zu bemerken, daſs die Bilderläden durchaus keine Notiz genommen von unserem Belagerungszustande. Die Birne, und wieder die Birne, ist dort auf allen Karikaturen zu schauen. Die auffallendste ist wohl die Darstellung der Place de la Concorde mit dem Monument, das der Charte gewidmet ist; auf letzterm, welches die Gestalt eines Altars hat, liegt eine ungeheure Birne mit den Gesichtszügen

des Königs. — Dem Gemüth eines Deutschen wird Dergleichen auf die Länge lästig und widrig. Jene ewigen Spöttereien, gemalt und gedruckt, erregen vielmehr bei mir eine gewisse Sympathie für Ludwig Philipp. Er ist wahrhaft zu bedauern, jetzt mehr als je. Er ist gütig und milde von Natur, und wird jetzt gewiss von den Kriegsgerichten dazu verurtheilt, strenge zu sein. Dabei fühlt er, dass Exekutionen weder helfen noch abschrecken, besonders nachdem die Cholera vor einigen Wochen über 35,000 Menschen durch die schrecklichsten Martern hingerichtet. Grausamkeiten werden aber den Gewalthabern eher verziehen, als die Verletzung hergebrachter Rechtsbegriffe, wie sie namentlich in der rückwirkenden Kraft der Belagerungs-Erklärung liegt. Deshalb hat jene Androhung von kriegsgerichtlicher Strenge den Republikanern einen so superiören Ton eingeflößt, und ihre Gegner erscheinen dadurch jetzt so klein.

Paris, den 7. Juli.

Eine Abspannung, wie sie nach großen Aufregungen einzutreten pflegt, ist hier in diesem Augenblicke bemerkbar. Überall graue Misslaune, Ver-

grämnis, Müdigkeit, aufgesperrte Mäuler, die theils gähnen, theils ohnmächtig die Zähne weisen. Der Beschluss des Kassationshofes hat unserem sonderbaren Belagerungszustande fast lustspielartig ein Ende gemacht. Es ist über diese unvorhergesehene Katastrophe so viel gelacht worden, dass man der Regierung ihren verfehlten Coup d'état fast verzieh. Mit welchem Ergötzen lasen wir an den Straßenecken die Proklamation des Herrn Montalivet, worin er sich gleichsam bei den Parisern bedankte, dass sie von dem État de siège so wenig Notiz genommen und sich unterdessen durchaus nicht in ihren Vergnügungen stören lassen! Ich glaube nicht, dass Beaumarchais dieses Aktenstück besser geschrieben hätte. Wahrlich, die jetzige Regierung thut Viel für die Aufheiterung des Volks!

Zu gleicher Zeit amüsierten sich die Franzosen mit einem sonderbaren Puzzlespiel. Letzteres ist bekanntlich ein chinesischer Zeitvertreib, und man hat dabei die Aufgabe zu lösen, dass man mit einigen schiefen und eckigen Stückchen Holz eine bestimmte Figur zusammensetzen könne. Nach den Regeln dieses Spiels beschäftigte man sich nun in den hiesigen Salons, ein neues Ministerium zusammenzusetzen, und man hat keine Idee davon, welche schiefe und eckige Personagen neben einander ge-

ſtellt wurden, und wie alle dieſe hölzernen Kombinationen dennoch keine honette Geſammtfigur bildeten. — [Mit Talleyrand und mit Dupin dem Ältern wurden die meiſten Verſuche angeſtellt. Betreff des Erſteren haben die Journale nicht ermangelt, alle möglichen Unwahrheiten mitzutheilen. Daſs man ihm bei der Bildung eines neuen Miniſteriums eine ſo außerordentliche Wichtigkeit beimaß, war eine Haupttäuſchung. Der alte Mann iſt alt und abgenutzt, und iſt vielleicht nur der perſönlichſten Angelegenheiten wegen hierhergereiſt. Auch behauptet man, er ſei ſehr krank und ſchwach; denn er verſichere beſtändig, ſich noch nie ſo geſund und rüſtig gefühlt zu haben wie eben jetzt. Er reiſe nun, ſagte er, ins Bad, um ſeine Geſundheit und Kraft zu konſolidieren. Mit der Etourderie eines Knaben, der die Welt noch nicht von ihrer ſchlechten Seite kennt, hört man dieſen Greis, der ſie noch kaum von ihrer guten Seite kennen gelernt, über alle bunten Verwirrungen und Bedrohlichkeiten des Tages aufs leichtfertigſte ſcherzen. Durch dieſe bekannte Art, die ſchwerſten Dinge leicht zu nehmen, giebt er ſich ein Anſehen von Sicherheit und Unfehlbarkeit, und er iſt gleichſam der Papſt jener Ungläubigen, jener unſeligen Kirche, die weder an

den heiligen Geist der Völker noch an die Menschwerdung des göttlichen Wortes glaubt.]

Über Dupin's Mißlichkeiten in Betreff einer Ministerwahl haben die Journale viel Sonderbares geschwatzt, doch nicht immer ohne Grund. Es ist wahr, daſs er mit dem König etwas hart zusammengerathen, und sie sich Beide einmal mit wechselseitigem Unmuthe getrennt. Auch ist es wahr, daſs Lord Granville die Veranlassung gewesen. Aber die Sache verhält sich folgendermaßen: Herr Dupin hatte früher dem König Ludwig Philipp sein Wort gegeben, daſs er, sobald Dieser es verlange, die Präsidentur des Konseils annehmen werde. Lord Granville, dem es nicht genehm ist, einen solchen bürgerlichen Mann an der Spitze der Regierung zu sehen, und der sich im Geiste seiner Kaste einen noblern Premierminister wünscht, soll gegen Ludwig Philipp einige ernsthafte Bedenklichkeiten über die Kapacität des Herrn Dupin geäußert haben. Als der König solche Reden dem Herrn Dupin wieder erzählte, wurde Dieser so unwirsch, gerieth in so unziemliche Äußerungen, daſs zwischen ihm und dem König ein Zerwürfnis entstand. Eine Menge kleiner Intriguen durchkreuzt diese Begebenheit. [Wäre Dupin Präsident des Konseils geworden, so hätten sich die meisten Mitglieder des jetzigen Ministeriums

zurückgezogen. Ein Theil anderer hoher Beamter wäre abgelehnt worden. Der ehemalige Redakteur des „National," Herr Thiers, hätte nothwendigerweise wieder eine andere Richtung genommen. Hingegen der jetzige Redakteur des „Temps," Herr Coste, hätte jenes bedeutende Amt erhalten, welches früher der verschwundene Herr Keßner bekleidete, nämlich die Oberverwaltung des Staatsschatzes.] Indessen die Macht der Dinge wird viele Mißhelligkeiten lösen; Dupin ist, sobald die Kammer wieder ihre Debatten beginnt, der einzig mögliche Minister des Justemilieu; nur er vermag der Opposition parlamentarischen Widerstand zu leisten, und wahrlich, die Regierung wird genugsam Rede stehen müssen.

Bis jetzt ist Ludwig Philipp noch immer sein eigener Premierminister. Dieses bekundet sich schon dadurch, daſs man alle Regierungsakte ihm selber zuschreibt, und nicht Herrn Montalivet, von welchem kaum die Rede ist, ja, welcher nicht einmal gehaſst wird. Merkwürdig ist die Umwandlung, die sich seit der Revolte vom 5. und 6. Juni in den Ansichten des Königs gebildet zu haben scheint. Er hält sich nämlich jetzt für ganz stark; er glaubt auf die große Masse der Nation bestimmt rechnen zu können; er glaubt der Mann der Nothwendigkeit zu

sein, dem sich bei ausländischen Anfeindungen die Nation unbedingt anschließen werde, und er scheint deßhalb den Krieg nicht mehr so ängstlich wie sonst zu fürchten. Die patriotische Partei bildet freilich die Minorität, und diese mißtraut ihm; sie fürchtet mit Recht, daß er gegen die Fremden minder feindlich gestimmt sei, als gegen die Einheimischen. Jene bedrohen nur seine Krone, Diese sein Leben. Daß Letzteres wirklich geschieht, weiß der König. In der That, wenn man berücksichtigt, daß Ludwig Philipp von der blutigsten Böswilligkeit seiner Gegner in tiefster Seele überzeugt ist, so muß man über seine Mäßigung erstaunen. Er hat freilich durch die Erklärung des État de siège eine unverantwortliche Illegalität sich zu Schulden kommen lassen; aber man kann doch nicht sagen, daß er seine Macht unwürdigerweise mißbraucht habe. Er hat vielmehr Alle, die ihn persönlich beleidigt hatten, großmüthigst verschont, während er nur Diejenigen, die seiner Regierung sich feindlich entgegengesetzt, niederzuhalten oder vielmehr zu entwaffnen suchte. Trotz alles Mißmuths, den man gegen den König Ludwig Philipp hegen mag, will sich mir doch die Überzeugung aufdrängen, als sei der Mensch Ludwig Philipp ungewöhnlich edelherzig und großsinnig. Seine Hauptleidenschaft scheint die Baulust zu sein.

Ich war gestern in den Tuilerien; überall wird dort gebaut, über und unter der Erde; Zimmerwände werden eingerissen, große Keller werden ausgegraben, und Das ist ein beständiger Klipp-Klapp. Der König, welcher mit seiner ganzen Familie in St. Cloud wohnt, kommt täglich nach Paris und betrachtet dann zuerst die Fortschritte der Bauten in den Tuilerien. Diese stehen jetzt fast ganz leer; nur das Ministerkonseil wird dort gehalten. O, wenn alte Blutstropfen sprechen könnten, wie es in den Kindermärchen geschieht, so würde man dort manchmal guten Rath vernehmen; denn in jedem Zimmer dieses tragischen Hauses ist belehrendes Blut geflossen.

Paris, den 15. Juli.

Der vierzehnte Julius ist ruhig vorüber gegangen, ohne daſs die von der Polizei angekündigte Emeute irgendwo zum Vorscheine kam. Es war aber auch ein so heißer Tag, es lag eine so drückende Schwüle auf ganz Paris, daſs jene Ankündigung nicht einmal die gehörige Anzahl Neugieriger nach den gewöhnlichen Tummelorten der Emeuten locken konnte. Nur auf dem großen Inaugural-

platze der Revolution, wo einst an diesem Tage die Bastille zerstört wurde, zeigten sich viele Gruppen von Menschen, die in der grellsten Mittagshitze ruhig ausharrten, und sich gleichsam aus Patriotismus von der Juliussonne braten ließen. Es hieß früherhin, daſs man am 14. Juli die alten Bastillenstürmer, die noch am Leben sind und die jetzt eine Pension bekommen, auf diesem Platze öffentlich belorberen wollte. Dem Lafayette war bei dieser Feier eine Hauptrolle zugedacht. Aber durch die Affären vom 5. und 6. Juni mag dieses Projekt rückgängig geworden sein; auch scheint Lafayette in diesem Jahre nach keinen neuen Triumphzügen zu verlangen. Vielleicht gab's unter den Gruppen auf dem Bastillenplatze mehr Polizei als Menschen; denn es wurden bitterböse Bemerkungen so laut geäußert, wie nur verkleidete Mouchards sie auszusprechen pflegen. Ludwig Philipp, hieß es, sei ein Verräther, die Nationalgarden seien Verräther, die Deputierten seien Verräther, nur die Juliussonne meine es noch ehrlich. Und in der That, sie that das Ihrige und durchglühte uns mit ihren Strahlen, daſs es fast nicht zum Aushalten war. Was mich betrifft, ich machte in der starken Hitze die Bemerkung, daſs die Bastille ein sehr kühles Gebäude gewesen sein muſs, und gewiſs

im Sommer einen sehr angenehmen Schatten gegeben hat. Als sie zerstört wurde, saßen dort fünf Personen gefangen. Jetzt giebt's aber zehn Staatsgefängnisse, und in St. Pelagie allein sitzen über 600 Staatsgefangene. St. Pelagie soll sehr ungesund sein und ist sehr eng gebaut. Es geht aber lustig dort zu; die Republikaner und die Karlisten halten sich zwar von einander getrennt, rufen sich jedoch beständig lustige Witze zu und lachen und jubeln. Jene, die Republikaner, tragen rothe Jakobinermützen; Diese, die Karlisten, tragen grüne Mützen mit einer weißen Lilienquaste; Jene schreien beständig Vive la République! Diese schreien Vive Henri V! Gemeinschaftlicher Beifallsruf erschallt, wenn Jemand mit wilder Wuth auf Ludwig Philipp losschimpft. Dieses geschieht um so unumwundener, da in St. Pelagie kein Gefangener weder arretiert noch festgesetzt werden kann. Die meisten Hitzköpfe, die sonst bei jedem Anlasse gleich tumultuieren, sitzen jetzt dort in Gewahrsam, und der Polizei konnte es daher seitdem nicht gelingen, eine etwas ergiebige Emeute hervorzubringen. Die Republikaner werden sich vor der Hand sehr hüten, Gewaltsames zu versuchen. Auch haben sie keine Waffen; die Desarmierung ist sehr gründlich betrieben worden. —

Heute ist der Namenstag des jungen Heinrich, und man erwartet einige karlistische Excesse. Eine Proklamation zu Gunsten Heinrich's V. wurde gestern Abend durch Chiffonniers und verkleidete Priester verbreitet. Es heißt darin, er werde Frankreich glücklich machen und vor der fremden Invasion beschützen; nächstes Jahr ist er mündig, indem nämlich die französischen Könige schon mit 13 Jahren mündig werden und ihre höchste Ausbildung erlangt haben. Auf jener Proklamation ist der junge Heinrich zum erstenmal dargestellt mit Scepter und Krone; bisher sah man ihn immer in der Tracht eines Pilgers oder eines Bergschotten, der Felsen erklimmt oder einer armen Bettelfrau seine Börse in die Hand drückt u. s. w. Es ist jedoch von dieser Misère wenig Bedrohliches zu erwarten. Die Karlisten sind auch sehr niedergeschlagenen Muthes. Die Tollkühnheit der Herzogin von Berry hat ihnen Viel geschadet. Vergebens hatten die Häupter der Pariser Karlisten den Herrn Berryer an die Herzogin abgeschickt, um sie zur Heimkehr nach Holyrood zu vermögen. Vergebens hat Ludwig Philipp durch seine Agenten Dasselbe zu bewirken gesucht. Vergebens wurde sie von fremden Gesandten um Gotteswillen beschworen, ihr Treiben für den Augenblick aufzugeben. Alle Vernunftgründe,

Drohungen und Bitten haben dieſe halsſtarrige Frau nicht zur Abreiſe bewegen können. Sie iſt noch immer in der Vendée. Obgleich aller Mittel entblößt und nirgends mehr Unterſtützung findend, will ſie nicht weichen. Der Schlüſſel des Räthſels iſt, daſs dumme oder kluge Prieſter ſie fanatiſiert und ihr eingeredet haben, es werde ihrem Kinde Segen bringen, wenn ſie jetzt für deſſen Sache ſtürbe. Und nun ſucht ſie den Tod mit religiöſer Martyrſucht und ſchwärmeriſcher Mutterliebe.

Wenn ſich hier auf den öffentlichen Plätzen keine Bewegungen zeigen, ſo bekundet ſich deſto mehr Unruhe in der Geſellſchaft. Zunächſt ſind es die deutſchen Angelegenheiten, die Beſchlüſſe des Bundestags, welche alle Geiſter aufgeregt. Da werden nun über Deutſchland die unſinnigſten Urtheile gefällt. Die Franzoſen in ihrem leichtfertigen Irrthume meinen, die Fürſten unterdrückten die Freiheit und ſie ſehen nicht ein, daſs nur der Anarchie unter den deutſchen Liberalen ein Ende gemacht werden ſoll, und daſs überhaupt die Einigkeit und das Heil des deutſchen Volks befördert wird. Schon den zweiten Junius hat der „Temps“ von den ſechs Artikeln des Bundestagsbeſchluſſes eine Inhaltsanzeige geliefert. Ein bekannter Pietiſt hatte hier noch früher Auszüge jenes Beſchluſſes

in der Tasche herum getragen, und durch die Mittheilung derselben viele Herzen erbaut.

[Nächst den deutschen, beschäftigen uns hier die belgisch-holländischen Angelegenheiten, die sich stündlich mehr und mehr verwickeln, und die doch aufs schnellste beendigt werden sollen. Man glaubt, England beabsichtige, diese Verwirrnisse durch ernsthafte Maßregeln auf eine oder die andere Art zu lösen, und diese Absicht, nicht das Interesse für Polen, sei der eigentliche Zweck der Durham'schen Reise nach Petersburg. Jedenfalls wird die Wahl des Botschafters selbst als ein Zeichen von entschiedenem Willen betrachtet. Denn Lord Durham ist der grämlich sträubsamste, eckigste Sohn Albions, und dabei ist er der russischen Kamarilla persönlich gram, weil diese bei Gelegenheit der Reformbill gegen ihn, welcher der eifrigste Reformer, und gegen seinen Schwiegervater, den Lord Grey, sehr feindselig intriguiert und durch alle Mittel ihn zu stürzen gesucht haben soll. Die Freunde des Friedens hoffen, dass er und der Kaiser Nikolaus nicht viel mit einander sprechen werden, da Letzterer durch die ungebührliche, sehr schnöde Weise, wie man von ihm im Parlamente geredet, keineswegs freundlich gestimmt sein mag. Vielleicht ist aber auch aus ganz natürlichen Gründen zwischen Beiden

keine bedeutende Unterredung möglich, und Alles wird von dolmetschenden Mittelspersonen abhängen.] —

Ludwig Philipp ist noch immer der Meinung, daſs er stark sei. Seht, wie stark wir sind! ist in den Tuilerien der Refrain jeder Rede. Wie ein Kranker immer von Gesundheit spricht, und nicht genug zu rühmen weiß, daſs er gut verdaue, daſs er ohne Krämpfe auf den Beinen stehen könne, daſs er ganz bequem Athem schöpfe u. s. w., so sprechen jene Leute unaufhörlich von Stärke und von der Kraft, die sie bei den verschiedenen Bedrohnissen schon entwickelt und noch zu entwickeln vermögen. Da kommen nun täglich die Diplomaten aufs Schloſs und fühlen ihnen den Puls, und lassen sich die Zunge zeigen, betrachten sorgfältig den Urin, und schicken dann ihren Höfen das politische Sanitätsbülletin. Bei den fremden Bevollmächtigten ist es ja ebenfalls eine ewige Frage: Ist Ludwig Philipp stark oder schwach? Im erstern Falle können ihre Herren daheim jede Maßregel ruhig beschließen und ausführen; im andern Falle, wo ein Umsturz der französischen Regierung und Krieg zu befürchten stände, dürften sie nichts Unmildes zu Hause unternehmen*). — Jene große

*) Die erste Hälfte des obigen Absatzes, bis hieher, findet sich auch in den französischen Ausgaben. Der Herausgeber.

Frage, ob Ludwig Philipp ſchwach oder ſtark iſt, mag ſchwer zu entſcheiden ſein. Aber leicht iſt es einzuſehen, daſs die Franzoſen ſelbſt in dieſem Augenblicke durchaus nicht ſchwach ſind. Im Herzen der Völker haben ſie neue Alliierte gefunden, während ihre Gegner jetzt eben nicht auf der Höhe der Popularität ſtehen. Sie haben unſichtbare Geiſterheere zu Kampfgenoſſen, und dabei ſind ihre eigenen leiblichen Armeen im blühendſten Zuſtande. Die franzöſiſche Jugend iſt ſo kriegsluſtig und begeiſtert wie 1792. Mit luſtiger Muſik ziehen die jungen Konſkribierten durch die Stadt, und tragen auf den Hüten flatternde Bänder und Blumen und die Nummer, die ſie gezogen, welche gleichſam ihr großes Loos. Und dabei werden Freiheitslieder geſungen und Märſche getrommelt vom Jahre 90.

Aus der Normandie.

Havre, den 1. August.

Ob Ludwig Philipp ſtark oder ſchwach iſt, ſcheint wirklich die Hauptfrage zu ſein, deren Löſung eben ſo ſehr die Völker wie die Machthaber intereſſiert. Ich hielt ſie daher beſtändig im Sinne während meiner Exkurſion durch die nördlichen Provinzen Frankreichs. Dennoch erfuhr ich, die öffentliche Stimmung betreffend, ſo viel Widerſprechendes, daſs ich über jene Frage nicht viel Gründlicheres mittheilen kann, als Diejenigen, die in den Tuilerien, oder vielmehr in St. Cloud, ihre Weisheit holen. Die Nordfranzoſen, namentlich die ſchlauen Normannen, ſind überhaupt nicht ſo leicht geneigt, ſich unverhohlen auszuſprechen, wie die Leute im Lande Oc. Oder iſt es ſchon ein Zeichen von Miſsvergnügen, daſs jener Theil der

Bürger im Lande Oui, die nur für das Landesinteresse besorgt sind, meistens ein ernstes Stillschweigen beobachten, sobald man sie über Letzteres befragt? Nur die Jugend, welche für Ideeninteressen begeistert ist, äußert sich unverschleiert über das, wie sie glaubt, unvermeidliche Nahen einer Republik; und die Karlisten, welche einem Personeninteresse zugethan sind, insinnieren auf alle mögliche Weise ihren Hass gegen die jetzigen Gewalthaber, die sie mit den übertriebensten Farben schildern, und deren Sturz sie als ganz gewiß, fast bis auf Tag und Stunde, voraussagen. Die Karlisten sind in hiesiger Gegend ziemlich zahlreich. Dieses erklärt sich dadurch, dass hier noch ein besonderes Interesse vorhanden ist, nämlich eine Vorliebe für einige Glieder der gefallenen Dynastie, die in dieser Gegend den Sommer zuzubringen pflegten und sich hie und da beliebt zu machen wussten. Namentlich that Dieses die Herzogin von Berry. Die Abenteuer derselben sind daher das Tagsgespräch in dieser Provinz, und die Priester der katholischen Kirche erfinden noch obendrein die gottseligsten Legenden zur Verherrlichung der politischen Madonna und der gebenedeiten Frucht ihres Leibes. In frühern Zeiten waren die Priester keineswegs so besonders mit dem kirchlichen Eifer der Herzogin zufrieden, und

eben indem Letztere manchmal das prieſterliche Miſsfallen erregte, erwarb ſie ſich die Gunſt des Volkes. „Die kleine nette Frau iſt durchaus nicht ſo bigott wie die Andern,“ — hieß es damals — „ſeht, wie weltlich kokett ſie bei der Proceſſion einherſchlendert, und das Gebetbuch ganz gleichgültig in der Hand trägt, und die Kerze ſo ſpielend niedrig hält, daſs das Wachs auf die Atlasſchleppe ihrer Schwägerin, der brummig devoten Angoulême, niedertränfelt!“ Dieſe Zeiten ſind vorbei, die roſige Heiterkeit iſt erblichen auf den Wangen der armen Karoline, ſie iſt fromm geworden wie die Andern, und trägt die Kerze ganz ſo gläubig, wie die Prieſter es begehren, und ſie entzündet damit den Bürgerkrieg im ſchönen Frankreich, wie die Prieſter es begehren.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daſs der Einfluſs der katholiſchen Geiſtlichen in dieſer Provinz größer iſt, als man es in Paris glaubt. Bei Leichenzügen ſieht man ſie hier in ihren Kirchentrachten, mit Kreuzen und Fahnen, und melancholiſch ſingend, durch die Straßen wandeln, ein Anblick, der ſchier befremdlich, wenn man aus der Hauptſtadt kommt, wo Dergleichen von der Polizei, oder vielmehr von dem Volke, ſtreng unterſagt iſt. So lang ich in Paris war, habe ich nie einen Geiſtlichen in ſeiner Amtstracht auf der Straße geſehen; bei keinem

einzigen von den vielen tausend Leichenbegängnissen, die in der Cholerazeit mir vorüberzogen, sah ich die Kirche weder durch ihre Diener noch durch ihre Symbole repräsentiert. Viele wollen jedoch behaupten, dass auch in Paris die Religion wieder still auflebe. Es ist wahr, wenigstens die französisch katholische Gemeinde des Abbé Chatel nimmt täglich zu; der Saal Desselben auf der Rue Clichy ist schon zu eng geworden für die Menge der Gläubigen, und seit einiger Zeit hält er den katholischen Gottesdienst in dem großen Gebäude auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle, worin früherhin Herr Martin die Thiere seiner Menagerie sehen lassen, und worauf jetzt mit großen Buchstaben die Aufschrift steht: Eglise catholique et apostolique.

Diejenigen Nordfranzosen, die weder von der Republik noch von dem Mirakelknaben Etwas wissen wollen, sondern nur den Wohlstand Frankreichs wünschen, sind just keine allzueifrige Anhänger von Ludwig Philipp, rühmen ihn auch eben nicht wegen seiner Offenherzigkeit und Gradheit, [im Gegentheil, sie bedauern, qu'il n'est pas franc;] aber sie sind durchdrungen von der Überzeugung, dass er der Mann der Nothwendigkeit sei; dass man sein Ansehen unterstützen müsse, insofern die öffentliche Ruhe dadurch erhalten werde; dass die Unterdrückung

aller Emeuten für den Handel heilsam sei, und daſs man überhaupt, damit der Handel nicht ganz stocke, jede neue Revolution und gar den Krieg vermeiden müsse. Letzteren fürchten sie nur wegen des Handels, der schon jetzt in einem kläglichen Zustande. Sie fürchten den Krieg nicht des Krieges wegen, denn sie sind Franzosen, also ruhmsüchtig und kampflustig von Geblüt, und obendrein sind sie von größerem und stärkerem Gliederbau als die Südfranzosen, und übertreffen diese vielleicht, wo Festigkeit und hartnäckige Ausdauer verlangt wird. Ist Das eine Folge der Beimischung von germanischer Race? Sie gleichen ihren großen gewaltigen Pferden, die eben so tüchtig zum muthigen Trab, wie zum Lasttragen und Überwinden aller Mühseligkeiten der Witterung und des Weges. Diese Menschen fürchten weder Österreicher noch Russen, weder Preußen noch Baschkieren. Sie sind weder Anhänger noch Gegner von Ludwig Philipp. Sobald es Krieg giebt, folgen sie der dreifarbigen Fahne, gleichviel wer diese trägt.

*) Ich glaube wirklich, sobald Krieg erklärt würde, sind die innern Zwistigkeiten der Franzosen,

*) Der Schluſs dieses Briefes findet sich auch in den französischen Ausgaben.

Der Herausgeber.

auf eine oder die andere Art, durch Nachgiebigkeit oder Gewalt, ſchnell geſchlichtet, und Frankreich iſt eine gewaltige, einige Macht, die aller Welt die Spitze bieten kann. Die Stärke oder Schwäche von Ludwig Philipp iſt alsdann kein Gegenſtand der Kontroverſe. Er iſt alsdann entweder ſtark oder gar Nichts mehr. Die Frage, ob er ſtark oder ſchwach, gilt nur für die Erhaltung des Friedenszuſtandes, und nur in dieſer Hinſicht iſt ſie wichtig für auswärtige Mächte. Ich erhielt von mehreren Seiten die Antwort: Le parti du roi est très nombreux, mais il n'est pas fort. Ich glaube, dieſe Worte geben viel Stoff zum Nachdenken. Zunächſt liegt darin die ſchmerzliche Andeutung, daſs die Regierung ſelbſt nur einer Partei und allen Partei-Intereſſen unterworfen ſei. Der König iſt hier nicht mehr die erhabene Obergewalt, die von der Höhe des Thrones dem Kampfe der Parteien ruhig zuſchaut und ſie im heilſamen Gleichgewichte zu halten weiß; nein, er iſt ſelbſt herabgeſtiegen in die Arena. Odilon-Barrot, Mauguin, Carrel, Pagès, Cavaignac dünken ſich vielleicht nur durch die Zufälligkeit der momentanen Gewalt von ihm unterſchieden. Das iſt die trübſelige Folge davon, daſs der König die Präſidentur des Konſeils ſich ſelbſt zutheilte. Jetzt kann Ludwig

Philipp nicht das vorhandene Regierungssystem ändern, ohne daſs er alsdann in Widerspruch mit seiner Partei und sich selbst fiele. So kam es, daſs ihn die Presse gleich dem ersten Chef einer Partei behandelt, in ihm selber alle Regierungsfehler rügt, jedes ministerielle Wort seiner eigenen Zunge zuschreibt und in dem Bürgerkönig nur den Königminister sieht. Wenn die Götterbilder von ihren erhabenen Postamenten herabsteigen, dann entweicht die heilige Ehrfurcht, die wir ihnen zollten, und wir richten sie nach ihren Thaten und Worten, als wären sie unseres Gleichen.

Was die Andeutung betrifft, daſs die Partei des Königs zwar zahlreich, aber nicht stark sei, so ist damit freilich nichts Neues gesagt, es ist Dieses eine längst bekannte Wahrheit; aber bemerkenswerth ist es, daſs auch das Volk diese Entdeckung gemacht, daſs es nicht wie gewöhnlich die Köpfe zählt, sondern die Hände, und daſs es genau unterscheidet Die, welche Beifall klatschen, und Die, welche zum Schwerte greifen. Das Volk hat sich seine Leute genau betrachtet, und weiß sehr gut, daſs die Partei des Königs aus folgenden drei Klassen besteht: nämlich aus Handels- und Besitz-Leuten, welche für ihre Buden und Güter besorgt sind, aus Kampfmüden, welche überhaupt Ruhe

haben möchten, und aus Bangherzigen, welche die Herrschaft des Schreckens befürchten. Diese königliche Partei, mit Eigenthum bepackt, verdrießlich ob jeder Störnis in ihrer Behaglichkeit, diese Majorität steht einer Minorität gegenüber, die wenig Bagage zu schleppen hat, und dabei unruhsüchtig über alle Maßen ist, ohne in ihrem wilden schrankenlosen Ideengange den Schrecken anders als wie einen Bundesgenossen zu betrachten.

Trotz der großen Kopfzahl, trotz des Triumphes vom 6. Junius, zweifelt das Volk an der Stärke des Justemilieu. Es ist aber immer bedenklich, wenn eine Regierung nicht stark scheint in den Augen des Volkes. Es lockt dann Jeden, seine Kraft daran zu versuchen; ein dämonisch dunkler Drang treibt die Menschen, daran zu rütteln. Das ist das Geheimnis der Revolution.

Dieppe, den 20. August*).

Man hat keinen Begriff davon, welchen Eindruck der Tod des jungen Napoleon bei den untern

*) Dieser Brief findet sich, mit Ausnahme der beiden letzten Absätze, auch in den französischen Ausgaben.
Der Herausgeber.

Klaſſen des franzöſiſchen Volks hervorgebracht. Schon das ſentimentale Bülletin, welches der „Temps“ über ſein allmähliches Dahinſterben vor etwa ſechs Wochen geliefert, und welches beſonders abgedruckt in Paris für einen Sou herumverkauft wurde, hat dort in allen Carrefours die äußerſte Betrübnis erregt. Sogar junge Republikaner ſah ich weinen; die alten jedoch ſchienen nicht ſehr gerührt*), und von einem derſelben hörte ich mit Befremdung die verdrießliche Äußerung: Ne pleurez pas, c'était le fils de l'homme qui a fait mitrailler le peuple le 13. Vendémiaire. Es iſt ſonderbar, wenn Jemanden ein Miſsgeſchick trifft, ſo erinnern wir uns unwillkürlich irgend einer alten Unbill, die uns von ſeiner Seite widerfahren, und woran wir vielleicht ſeit undenklicher Zeit nicht gedacht haben. — Ganz unbedingt verehrt man den Kaiſer auf dem Lande; da hängt in jeder Hütte das Porträt „des Mannes,“ und zwar, wie die „Quotidienne“ bemerkt, an derſelben Wand, wo das Porträt des Hausſohnes hängen würde, wäre er nicht von jenem Manne auf einem ſeiner hundert Schlachtfelder hingeopfert worden. Der Ärger entlockt zuweilen

*) Der Schluſs dieſes Satzes und der nachfolgende Satz fehlen in der neueſten franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

der „Quotidienne“ die ehrlichsten Bemerkungen, und darüber ärgert sich dann die jesuitisch feinere „Gazette;“ Das ist ihre hauptsächliche politische Verschiedenheit.

Ich bereiste den größten Theil der nordfranzösischen Küstengegenden, während die Nachricht von dem Tode des jungen Napoleon sich dort verbreitete. Ich fand deßhalb überall, wohin ich kam, eine wunderbare Trauer unter den Leuten. Sie fühlten einen reinen Schmerz, der nicht in dem Eigennutze des Tages wurzelte, sondern in den liebsten Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit. Besonders unter den schönen Normanninnen war großes Klagen um den frühen Tod des jungen Heldensohnes.

Ja, in allen Hütten hängt das Bild des Kaisers. Überall fand ich es mit Trauerblumen bekränzt, wie Heilandsbilder in der Charwoche. Viele Soldaten trugen Flor. Ein alter Stelzfuß reichte mir wehmüthig die Hand mit den Worten: À présent tout est fini.

Freilich, für jene Bonapartisten, die an eine kaiserliche Auferstehung des Fleisches glaubten, ist Alles zu Ende. Napoleon ist ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, dessen Leibeserben in gleicher Weise früh verblichen. Aber

für die Bonapartisten, die an eine Auferstehung des Geistes geglaubt, erblüht jetzt die beste Hoffnung. Der Bonapartismus ist für Diese nicht eine Überlieferung der Macht durch Zeugung und Erstgeburt; nein, ihr Bonapartismus ist jetzt gleichsam von aller thierischen Beimischung gereinigt, er ist ihnen die Idee einer Alleinherrschaft der höchsten Kraft, angewendet zum Besten des Volks, und wer diese Kraft hat und sie so anwendet, Den nennen sie Napoleon II. Wie Cäsar der bloßen Herrschergewalt seinen Namen gab, so gibt Napoleon seinen Namen einem neuen Cäsarthume, wozu nur Derjenige berechtigt ist, der die höchste Fähigkeit und den besten Willen besitzt.

In gewisser Hinsicht war Napoleon ein saint-simonistischer Kaiser; wie er selbst vermöge seiner geistigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, so beförderte er nur die Herrschaft der Kapacitäten, und erzielte die physische und moralische Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klassen. Er herrschte weniger zum Besten des dritten Standes, des Mittelstandes, des Justemilieu, als vielmehr zum Besten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand besteht; und gar seine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenstufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit erstiegen wurden. Der geringste Bau-

ernsohn konnte dort, eben so gut wie der Junker aus dem ältesten Hause, die höchsten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaisers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derselben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn dieser nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avanciert, oder gar zum Herzog oder zum König, wie so mancher arme Bursche, der durch Muth und Talent sich so hoch emporschwingen konnte — als der Kaiser noch regierte. In dem Bilde desselben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung seiner eigenen Herrlichkeit.

Am öftesten fand ich in den Bauernhäusern das Bild des Kaisers, wie er zu Jaffa das Lazareth besucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darstellungen tragen auffallende Ähnlichkeit mit den Heiligenbildern jener christlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloschen ist. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von dessen Berührung die Pestkranken zu genesen scheinen; auf dem andern Bilde stirbt er gleichsam den Tod der Sühne.

Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen sind, wir sehen in Napoleon's Martyrtod

auf St. Helena keine Versöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiser büßte dort für den schlimmsten seiner Irrthümer, für die Treulosigkeit, die er gegen die Revolution, seine Mutter, begangen. Die Geschichte hatte längst gezeigt, wie die Vermählung zwischen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt sehen wir auch, wie die einzige Frucht solcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinstarb.

In Betreff der Erbschaft des Verstorbenen sind die Meinungen sehr getheilt. Die Freunde von Ludwig Philipp glauben, daſs jetzt die verwaisten Bonapartisten sich ihnen anschließen werden; doch zweifle ich, ob die Männer des Krieges und des Ruhmes so schnell ins friedliche Justemilieu übergehen können. Die Karlisten glauben, daſs die Bonapartisten jetzt dem alleinigen Prätendenten, Heinrich V., huldigen werden; ich weiß wahrlich nicht, ob ich in den Hoffnungen dieser Menschen mehr ihre Thorheit oder ihre Insolenz bewundern soll. Die Republikaner scheinen noch am meisten im Stande zu sein, die Bonapartisten an sich zu ziehen; aber wenn es einst leicht war, aus den ungekämmtesten Sanskülotten die brillantesten Imperialisten zu machen,

so mag es jetzt schwer sein, die entgegengesetzte Umwandlung zu bewerkstelligen.

Man bedauert, daſs die theuern Reliquien, wie das Schwert des Kaisers, der Mantel von Marengo, der welthistorische dreieckige Hut u. Dgl. m., welche gemäß dem Testamente von St. Helena dem jungen Reichstadt überliefert worden, nicht Frankreich anheimfallen. Jede der französischen Parteien könnte ein Stück aus diesem Nachlasse sehr gut brauchen. Und wahrlich, wenn ich darüber zu verfügen hätte, so sollte die Vertheilung folgendermaßen stattfinden: den Republikanern würde ich das Schwert des Kaisers überliefern, dieweil sie noch die Einzigen sind, die es zu gebrauchen verständen. Den Herren vom Justemilieu würde ich den Mantel von Marengo zukommen lassen; und in der That, sie bedürfen eines solchen Mantels, um ihre ruhmlose Blöße damit zu bedecken. Den Karlisten gäbe ich des Kaisers Hut, der freilich für solche Köpfe nicht sehr passend ist, aber ihnen doch zu Gute kommen kann, wenn sie nächstens wieder aufs Haupt geschlagen werden; ja, ich gäbe ihnen auch die kaiserlichen Stiefel, die sie ebenfalls brauchen können, wenn sie nächstens wieder davon laufen müssen. Was aber den Stock betrifft, womit der Kaiser bei Jena spazieren gegangen, so zweifle ich, ob derselbe sich unter

der herzoglich Reichstädtischen Verlassenschaft befindet, und ich glaube, die Franzosen haben ihn noch immer in Händen.

Nächst dem Tode des jungen Napoleon, hörte ich die Fahrten der Herzogin von Berry in diesen Provinzen am meisten besprechen. Die Abenteuer dieser Frau werden hier so poetisch erzählt, daſs man glaubt, die Enkel der Fabliauxdichter hätten sie in müßiger Laune ersonnen. Dann gab auch die Hochzeit von Compiègne sehr viel Stoff zur Unterhaltung; ich könnte eine Insektensammlung von schlechten Witzen mittheilen, die ich in einem karlistischen Schlosse darüber debitieren hörte. Z. B. einer der Festredner in Compiègne soll bemerkt haben, in Compiègne sei die Jungfrau von Orleans gefangen worden, und es füge sich jetzt, daſs wieder in Compiègne einer Jungfrau von Orleans Fesseln angelegt würden. — Obgleich in allen französischen Blättern aufs prunkhafteste erzählt wird, daſs der Zusammenfluſs von Fremden hier sehr groß und überhaupt das Badeleben in Dieppe dieses Jahr sehr brillant sei, so habe ich doch an Ort und Stelle das Gegentheil gefunden. Es sind hier vielleicht keine fünfzig eigentliche Badegäste, Alles ist trist und betrübt, und das Bad, das durch die Herzogin von Berry, die alle Sommer hieher kam, einst

so mächtig emporblühte, ist auf immer zu Grunde gegangen. Da viele Menschen dieser Stadt hiedurch in bitterste Armuth versinken und den Sturz der Bourbonen als die Quelle ihres Unglücks betrachten, so ist es begreiflich, dass man hier viele exagierte Karlisten findet. Dennoch würde man Dieppe verleumden, wenn man annähme, dass mehr als ein Viertheil seiner Bewohner aus Anhängern der vorigen Dynastie bestände. Nirgends zeigen die Nationalgarden mehr Patriotismus als hier, alle sind hier gleich beim ersten Trommelschlage versammelt, wenn exerciert werden soll; alle sind hier ganz uniformiert, welches Letztere von besonderem Eifer zeugt. Das Napoleonsfest wurde dieser Tage mit auffallendem Enthusiasmus gefeiert.

Ludwig Philipp wird hier im Allgemeinen weder geliebt noch gehasst. Man betrachtet seine Erhaltung als nothwendig für das Glück Frankreichs; für sein Regiment ist man nicht sonderlich begeistert. Die Franzosen sind allgemein durch die freie Presse so wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge, sie sind so politisch aufgeklärt, dass sie kleine Übel mit Geduld ertragen, um größeren nicht anheimzufallen. Gegen den persönlichen Charakter des Königs hat man Wenig einzuwenden; man hält ihn für einen ehrenwerthen Mann.

Rouen, den 17. September.

Ich ſchreibe dieſe Zeilen in der ehemaligen Reſidenz der Herzöge von der Normandie, in der alterthümlichen Stadt, wo noch ſo viele ſteinerne Urkunden uns an die Geſchichte jenes Volkes erinnern, das wegen ſeiner ehemaligen Heldenfahrten und Abenteuerlichkeit und wegen ſeiner jetzigen Proceſſſucht und Erwerbliſt ſo berühmt iſt. In jener Burg dort hauſte Robert der Teufel, den Meyerbeer in Muſik geſetzt; auf jenem Marktplatze verbrannte man die Pücelle, das großmüthige Mädchen, das Schiller und Voltaire beſungen; in jenem Dome liegt das Herz des Richard, des tapfern Königs, den man ſelber Löwenherz, Coeur de lion, genannt hat; dieſem Boden entſproſſten die Sieger von Haſtings, die Söhne Tankred's und ſo viele andre Blumen normanniſcher Ritterſchaft — aber Dieſe gehen uns heute Alle Nichts an, wir beſchäftigen uns hier vielmehr mit der Frage: Hat Ludwig Philipp's friedſames Syſtem Wurzel geſchlagen in dem kriegeriſchen Boden der Normandie? Iſt das neue Bürgerkönigthum gut oder ſchlecht gebettet in der alten Heldenwiege der engliſchen und italiäniſchen Ariſtokratie, in dem Lande der Normannen? Dieſe Frage glaube ich heute aufs kürzeſte beantworten zu können: Die großen Gutsbeſitzer,

meiſtens Adel, ſind karliſtiſch geſinnt, die wohlhabenden Gewerbsleute und Landbauer ſind philippiſtiſch, und die untere Volksmenge verachtet und haſſt die Bourbonen, und liebt geringern Theils die gigantiſchen Erinnerungen der Republik, größern Theils den glänzenden Heroismus der Kaiſerzeit. Die Karliſten, wie jede unterdrückte Partei, ſind thätiger als die Philippiſten, die ſich geſichert fühlen, und zu ihrem Lobe mag es geſagt ſein, daſs ſie auch größere Opfer bringen, nämlich Geldopfer. Die Karliſten, die nie an ihrem einſtigen Siege zweifeln und überzeugt ſind, daſs ihnen die Zukunft alle Opfer der Gegenwart tauſendfach vergütet, geben ihren letzten Sou her, wenn ihr Partei-Intereſſe dadurch gefördert ſcheint; es liegt überhaupt im Charakter dieſer Klaſſe, daſs ſie des eignen Gutes weniger achtet, als ſie nach fremdem Eigenthum lüſtern iſt (sui profusus, alieni appetens). Habſucht und Verſchwendung ſind Geſchwiſter. Der Rotürier, der nicht durch Hofdienſt, Maitreſſengunſt, ſüße Rede und leichtes Spiel, ſondern durch ſchwere, ſaure Arbeit ſeine irdiſchen Güter zu erwerben pflegt, hält feſter an dem Erworbenen.

Indeſſen, die guten Bürger der Normandie haben die Einſicht gewonnen, daſs die Journale, womit die Karliſten auf die öffentliche Meinung

zu wirken suchen, der Sicherheit des Staats und ihrer eignen Besitzthümer sehr gefährlich seien, und sie sind der Meinung, dass man durch dasselbe Mittel, durch die Presse, jene Umtriebe vereiteln müsse. In diesem Sinne hat man unlängst die „Estafette du Havre“ gestiftet, eine sanftmüthige Justemilieu-Zeitung, die der ehrsamen Kaufmannschaft im Havre sehr viel Geld kostet, und woran auch mehrere Pariser arbeiten, namentlich Monsieur de Salvandy, ein kleiner, geschmeidiger, wässrichter Geist in einem langen, steifen, trockenen Körper (Goethe hat ihn gelobt). Bis jetzt ist jenes Journal die einzige Gegenmine, die den Karlisten in der Normandie gegraben worden; Letztere hingegen sind unermüdlich, und errichten überall ihre Zeitschriften, ihre Festungen der Lüge, woran der Freiheitsgeist seine Kräfte zersplittern soll, bis Entsatz kommt von Osten. Diese Zeitschriften sind mehr oder minder im Geiste der „Gazette de France“ und der „Quotidienne“ abgefasst; letztere werden außerdem aufs thätigste unter das Volk verbreitet. Beide Blätter sind schön und geistreich und anziehend geschrieben, dabei sind sie tief boshaft, perfid, voll nützlicher Belehrung, voll ergötzlicher Schadenfreude, und ihre adligen Kolporteurs, die sie oft gratis austheilen, ja vielleicht den Lesern manchmal noch Geld dazu

geben, finden natürlicherweise größern Absatz als sanftmüthige Justemilieu-Zeitungen. Ich kann diese beiden Blätter nicht genug empfehlen, da ich von einem höhern Standpunkte sie durchaus nicht schädlich achte für die Sache der Wahrheit; sie fördern diese vielmehr dadurch, daſs sie die Kämpfer, die im Kampfe zuweilen ermüden, zu neuer Thatkraft anstacheln. Jene zwei Journale sind die wahren Repräsentanten jener Leute, die, wenn ihre Sache unterliegt, sich an den Personen rächen; es ist ein uraltes Verhältnis, wir treten ihnen auf den Kopf und sie stechen uns in die Ferse. Nur muſs man zum Lobe der „Quotidienne" erwähnen, daſs sie zwar eben sowohl wie die „Gazette" eine Schlange ist, daſs sie aber ihre Böswilligkeit minder verbirgt; daſs ihr Erbgroll sich in jedem Worte verräth; daſs sie eine Art Klapperschlange ist, die, wenn sie herankriecht, mit ihrer Klapper vor sich selber warnt. Die „Gazette" hat leider keine solche Klapper. Die „Gazette" spricht zuweilen gegen ihre eigenen Principien, um den Sieg derselben indirekt zu bewirken; die „Quotidienne," in ihrer Hitze, opfert lieber den Sieg, als daſs sie sich solcher kalten Selbstverleugnung unterwürfe. Die „Gazette" hat die Ruhe des Jesuitismus, der sich nicht von Meinungswuth verwirren läſst, welches um so leichter ist, da der

Jesuitismus eigentlich keine Gesinnung, sondern nur ein Metier ist; in der „Quotidienne“ hingegen brüten und wüthen hochfahrende Junker und grimmige Mönche, schlecht vermummt in ritterlicher Loyalität und christlicher Liebe. Diesen letztern Charakter trägt auch die karlistische Zeitschrift, die unter dem Titel: „Gazette de la Normandie“ hier in Rouen erscheint. Es ist darin ein süßliches Geklage über die gute alte Zeit, die leider verschwunden mit ihren chevalerescken Gestalten, mit ihren Kreuzzügen, Turnieren, Wappenherolden, ehrsamen Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubadouren und sonstigen Gemüthlichkeiten, so dass man sonderbar erinnert wird an die feudalistischen Romane eines berühmten deutschen Dichters, in dessen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, dessen Herz aber voller Liebe war; — bei dem Redakteur der „Gazette de la Normandie“ ist hingegen der Kopf voll von krassem Obskurantismus, und sein Herz ist voll Gift und Galle. Dieser Redakteur ist ein gewisser Vicomte Walsh, ein langer gräulicher Blondin von etwa sechzig Jahren. Ich sah ihn in Dieppe, wo er zu einem Karlistenkonzilium eingeladen war und von der ganzen nobeln Sippschaft sehr fetiert wurde. Geschwätzig, wie sie sind, hat jedoch ein kleines Karlistchen mir zugeflüstert: „C’est un

fameux compère;“ er ist eigentlich nicht von gutem französischen Adel; sein Vater, ein Irländer von Geburt, war in französischem Kriegsdienste beim Ausbruche der Revolution, und als er emigrierte und die Konfiskation seiner Güter verhindern wollte, verkaufte er sie zum Scheine seinem Sohne; als aber der alte Mann später nach Frankreich zurückkehrte und von dem Sohne seine Güter zurückverlangte, leugnete Dieser den Scheinkauf, behauptete, der Verkauf der Güter habe in vollgültigem Ernste stattgefunden, und behielt somit das Vermögen seines geprellten Vaters und seiner armen Schwester; Diese wurde Hofdame bei Madame (der Herzogin von Berry), und ihres Bruders Begeisterung für Madame hat seinen Grund sowohl in der Eitelkeit als im Eigennutze; denn ... „Ich wusste genug.“

Man kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher perfiden Konsequenz die Regierung der jetzigen Gewalthaber von den Karlisten untergraben wird. Ob mit Erfolg, muss die Zeit lehren. Wie ihnen kein Mensch zu schlecht, wenn sie ihn zu ihren Zwecken gebrauchen können, so ist ihnen auch kein Mittel zu schlecht. Neben jenen kanonischen Journalen, die ich oben bezeichnet, wirken die Karlisten auch durch die mündliche Überlieferung aller möglichen Verleumdung, durch die Tra-

dition. Diese schwarze Propaganda sucht den guten Leumund der jetzigen Gewalthaber, namentlich des Königs, aufs gründlichste zu verderben. Die Lügen, die in dieser Absicht geschmiedet werden, sind zuweilen eben so abscheulich wie absurd. „Immer verleumden, immer verleumden, es bleibt was kleben!“ war schon der Wahlspruch der saubern Lehrer.

*) In einer karlistischen Gesellschaft zu Dieppe sagte mir ein junger Priester: „Wenn Sie Ihren Landsleuten Bericht abstatten, müssen Sie der Wahrheit noch Etwas nachhelfen, damit, wenn der Krieg ausbricht und Ludwig Philipp vielleicht noch immer an der Spitze der französischen Regierung stehen geblieben, die Deutschen ihn desto stärker hassen und mit desto größerer Begeisterung gegen ihn fechten.“ Auf meine Frage, ob uns der Sieg auch ganz gewiss sei, lächelte Jener fast mitleidig und versicherte mir, die Deutschen seien das tapferste Volk, und man werde ihnen nur einen geringen Scheinwiderstand leisten; der Norden so wie der Süden sei der rechtmäßigen Dynastie ganz ergeben; Heinrich V. und Madame seien, gleich einem kleinen Heiland und einer Mutter-Gottes, allgemein ver-

*) Der Schluss dieses Briefes findet sich auch in der älteren, aber nicht in der neuesten französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

ehrt; Das sei die Religion des Volks; über kurz oder lang komme dieser legitime Glaubenseifer besonders in der Normandie zum öffentlichen Ausbruche.“ — Während der Mann Gottes sich solchermaßen aussprach, erhob sich plötzlich vor dem Hause, worin wir uns befanden, ein ungeheurer Lärm; es wirbelten die Trommeln, Trompeten erklangen, die Marseiller Hymne erscholl so laut, daſs die Fensterscheiben zitterten, und aus vollen Kehlen drang der Jubelruf: „Vive Louis Philippe! À bas les Carlistes! Les Carlistes à la lanterne!“ Das geschah um ein Uhr in der Nacht, und die ganze Gesellschaft erschrak sehr. Auch ich war erschrocken, denn ich dachte an das Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen. Aber es war nur ein Spaß der Diepper Nationalgarden. Diese hatten erfahren, daſs Ludwig Philipp im Schlosse Eu angekommen sei, und sie faſsten auf der Stelle den Beschluſs, dorthin zu marschieren, um den König zu begrüßen; vor ihrer Abreise wollten sie aber die armen Karlisten in Schrecken setzen, und sie machten den entsetzlichsten Lärm vor den Häusern derselben, und sangen dort wie wahnsinnig die Marseiller Hymne, jenes dies irae, dies illa der neuen Kirche, das zunächst den Karlisten ihren jüngsten Gerichtstag verkündet.

Da ich mich bald darauf ebenfalls nach Eu begab, so kann ich als Augenzeuge berichten, daſs es keine angeordnete Begeisterung war, womit die Nationalgarden dort den König umjubelten. Er ließ sie die Revüe passieren, war sehr vergnügt über die unverhohlene Freude, womit sie ihn anlachten, und ich kann nicht leugnen, daſs in dieser Zeit des Zwiespalts und des Mistrauens solches Bild der Eintracht sehr erbaulich war. Es waren freie, bewehrte Bürger, die ohne Scheu ihrem König ins Auge sahen, mit den Waffen in der Hand ihm ihre Ehrfurcht bezeigten, und zuweilen mit männlichem Handschlage ihm Treue und Gehorsam zusagten. Ludwig Philipp nämlich, wie sich von selbst versteht, gab Jedem die Hand. — Über dieses Händedrücken moquieren sich die Karlisten noch am meisten, und ich gestehe gern, der Haſs macht sie zuweilen witzig, wenn sie jene „messéante popularité des poignées de main“ persifflieren. So sah ich in dem Schlosse, dessen ich schon früher erwähnt, en petit comité eine Posse aufführen, wo aufs ergötzlichste dargestellt ward, wie Fip I., König der Philister (épiciers), seinem Sohne Großküken (grand poulot) Unterricht in der Staatswissenschaft giebt, und ihn väterlich belehrt: „er solle sich nicht von den Theoretikern

verleiten lassen, das Bürgerkönigthum in der Volkssouveränetät zu sehen, noch viel weniger in der Aufrechthaltung der Charte; er solle sich weder an das Geschwätz der Rechten noch der Linken kehren; es komme nicht darauf an, ob Frankreich im Innern frei und im Auslande geehrt sei, noch viel weniger, ob der Thron mit republikanischen Institutionen barrikadiert oder von erblichen Pairs gestützt werde; weder die oktroyierten Worte noch die heroischen Thaten seien von großer Wichtigkeit; das Bürgerkönigthum und die ganze Regierungskunst bestehe darin, daſs man jedem Lump die Hand drücke.“ Und nun zeigt er die verschiedenen Handgriffe, wie man den Leuten die Hand drückt, in allen Positionen, zu Fuß, zu Pferd, wenn man durch ihre Reihen galoppiert, wenn sie vorbeidefilieren u. s. w. Großküken ist gelehrig, macht diese Regierungskunststücke aufs beste nach; ja er sagt, er wolle die Erfindung des Bürgerkönigthums noch verbessern, und jedesmal, wenn er einem Bürger die Hand drücke, ihn auch fragen: „Wie geht's, mon vieux cochon?“ *) oder, was synonym sei: „Wie geht's, citoyen?“ „Ja, Das ist synonym,“

*) „mon vieux lapin?“ steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ſagt dann der König ganz trocken, und die Karliſten lachten. Hernach will ſich Großküken im Händedrücken üben, zuerſt an einer Griſette, nachher am Baron Louis; er macht aber jetzt Alles zu plump, zerdrückt den Leuten die Finger; dabei fehlt es nicht an Verhöhnung und Verleumdung jener wohlbekannten Leute, die wir einſt vor der Juliusrevolution als Lichter des Liberalismus feierten, und die wir ſeitdem ſo gern als Servile herabwürdigen. Bin ich aber ſonſt dem Juſtemilieu nicht ſehr gewogen, ſo regte ſich doch in meinem Gemüthe eine gewiſſe Pietät gegen die einſt Hochverehrten; es regte ſich wieder die alte Neigung, als ich ſie geſchmäht ſah von jenen ſchlechtern Menſchen. Ja, wie Derjenige, der ſich in der Tiefe eines dunkeln Brunnens befindet, am hellen, lichten Tage die Sterne des Himmels ſchauen kann, ſo habe ich, als ich in eine obſkure Karliſtengeſellſchaft hinabgeſtiegen war, wieder klar und rein die Verdienſte der Juſtemilieu-Leute anerkennen können; ich fühle wieder die ehemalige Verehrung für den ehemaligen Herzog von Orleans, für die Doktrinäre, für einen Guizot, einen Thiers, einen Royer-Collard und für einen Dupin und andre Sterne, die durch das überflammende Tageslicht der Juliusſonne ihren Glanz verloren haben.

Es ist dann und wann nützlich, die Dinge von solch einem tiefen, statt von einem hohen Standpunkte zu betrachten. Zunächst lernen wir die Personen unparteiischer beurtheilen, wenn wir auch die Sache hassen, deren Repräsentanten sie sind; wir lernen die Menschen des Zustemilieu von dem Systeme desselben unterscheiden. Dieses Letztere ist schlecht, nach unserer Ansicht, aber die Personen verdienen noch immer unsere Achtung, namentlich der Mann, dessen Stellung die schwierigste in Europa ist, und der jetzt nur in dem Gedanken vom 13. März die Möglichkeit seiner Existenz sieht; dieser Erhaltungstrieb ist sehr menschlich. Sind wir gar unter Karlisten gerathen, und hören wir diesen Mann beständig schmähen, so steigt er in unserer Achtung, indem wir bemerken, daſs Jene an Ludwig Philipp eben Dasjenige tadeln, was wir noch am liebsten an ihm sehen, und daſs sie eben Dasjenige, was uns an ihm misfällt, noch am liebsten goutieren. Wenn er in den Augen der Karlisten das Verdienst hat, ein Bourbon zu sein, so erscheint uns dieses Verdienst im Gegentheil als eine levis nota. Aber es wäre Unrecht, wenn wir ihn und seine Familie nicht von der ältern Linie der Bourbonen aufs rühmendste unterschieden. Das Haus Orleans hat sich dem fran-

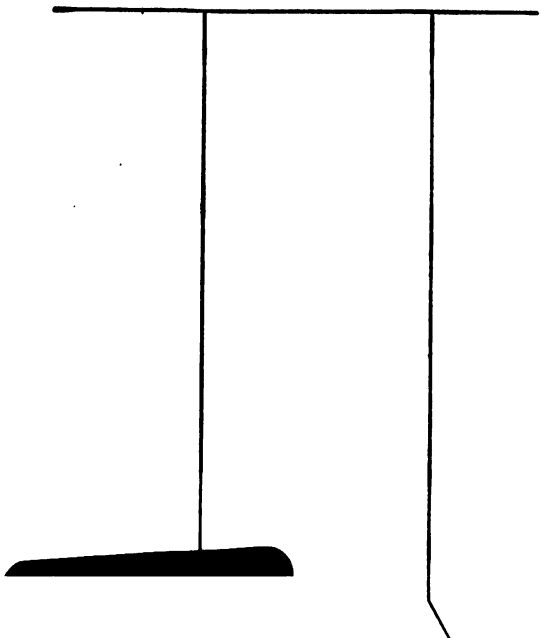
zösischen Volke so bestimmt angeschlossen, daſs es gemeinschaftlich mit demselben regeneriert wurde; daſs es aus dem schrecklichen Reinigungsbade der Revolution, eben so wie das französische Volk, gesäubert und gebessert, geheilt und verbürgerlicht hervorging; — während die ältern Bourbonen, die an jener Verjüngung nicht Theil nahmen, noch ganz zu jener ältern, kranken Generation gehören, die Crebillon, Laclos und Louvet uns in ihrem heitersten Sündenglanze und in ihrer blühenden Verwesung so gut geschildert haben. Das wieder jung gewordene Frankreich konnte dieser Dynastie, diesen Revenants der Vergangenheit, nimmer angehören; das erheuchelte Leben wurde täglich unheimlicher; die Bekehrung nach dem Tode war ein widerwärtiger Anblick; die parfümierte Fäulnis beleidigte jede honette Nase; und eines schönen Juliusmorgens, als der gallische Hahn krähte, mussten diese Gespenster wieder entfliehen. Ludwig Philipp aber und die Seinigen sind gesund und lebendig, es sind blühende Kinder des jungen Frankreichs, keuschen Geistes, frischen Leibes, und von bürgerlich guten Sitten. Eben jene Bürgerlichkeit, die den Karlisten an Ludwig Philipp so sehr misfällt, hebt ihn in unserer Achtung. Ich kann mich, trotz des besten Willens, nicht so ganz des Parteigeistes

entäußern, um richtig zu beurtheilen, wie weit es ihm mit dem Bürgerkönigthume Ernst ist. Die große Jury der Geschichte wird entscheiden, ob er es ehrlich gemeint hat. In diesem Falle sind die Poignées de main gar nicht lächerlich, und der männliche Handschlag wird vielleicht ein Symbol des neuen Bürgerkönigthums, wie das knechtische Knieen ein Symbol der feudalistischen Souveränetät geworden war. Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Gesinnung bewahrt und seinen Kindern überliefert, kann in der Geschichte einen großen Namen hinterlassen, nicht bloß als Stifter einer neuen Dynastie, sondern sogar als Stifter eines neuen Herrscherthums, das der Welt eine andere Gestalt giebt, — als der erste Bürgerkönig, . . . Ludwig Philipp, wenn er Thron und ehrliche Gesinnung bewahrt, — aber Das ist ja eben die große Frage.

Druck von Jacob & Holzhausen in Wien.

Stanford University Libraries
3 6105 015 304 954

PT
2301
A1
1861
v.7-8

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.